

Richard Kühl, Daniela Link, Lisa Heiberger (Hg.)

SEXUALITÄTEN UND GESCHLECHTER

Historische Perspektiven im Wandel



[transcript] Histoire

Richard Kühl, Daniela Link, Lisa Heiberger (Hg.)
Sexualitäten und Geschlechter

Richard Kühl, geb. 1978, ist Historiker an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Medizinische Fakultät und Universitätsklinikum Düsseldorf, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. Er ist außerdem Lehrbeauftragter am Seminar für Zeitgeschichte der Eberhard Karls Universität Tübingen. Zu seinen Schwerpunkten zählen die Geschichte der Medizin in der Moderne und die Zeitgeschichte der Sexualwissenschaft.

Daniela Link, geb. 1987, ist Literaturwissenschaftlerin an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Medizinische Fakultät und Universitätsklinikum Düsseldorf, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Autismus in der Literatur, Medical Humanities und Hermann Broch.

Lisa Heiberger, geb. 1991, ist Historikerin, spezialisiert auf Queer History. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen lesbische, bisexuelle und trans* Identitäten im 20. Jahrhundert.

Richard Kühl, Daniela Link, Lisa Heiberger (Hg.)

Sexualitäten und Geschlechter

Historische Perspektiven im Wandel

[transcript]

Gefördert durch den Open-Access-Fonds der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und die Medizinische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Richard Kühl, Daniela Link, Lisa Heiberger (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft e.V., Berlin / Public domain

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839468975>

Print-ISBN: 978-3-8376-6897-1

PDF-ISBN: 978-3-8394-6897-5

Buchreihen-ISSN: 2702-9409

Buchreihen-eISSN: 2702-9417

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

In memoriam Adrian de Silva (1966–2023)

Inhalt

Sexualitäten und Geschlechter

Zur Konzeption einer interdisziplinären Ringvorlesung

Richard Kühl, Daniela Link, Lisa Heiberger9

Gender – Aufstieg eines umkämpften Schlüsselbegriffes

Antonia Wegner 17

The Market of Desire

On the Emergence of a Consensual-Consumerist Morality in the 20th Century

Heiko Stoff..... 59

Transgression von Geschlechterrollen

Cross-Dressing und Travestie in Front- und Gefangenentheatern des Ersten Weltkriegs

Julia B. Köhne, Britta Lange 83

Das Andere im Eigenen

Ursprünge der Virulenz von Bisexualität in der monosexuellen Ordnung der Moderne

Lisa Heiberger 133

Autobiographische Aufzeichnungen über das Berliner Institut für Sexualwissenschaft in den 1920er Jahren

Gerd Katter173

Arbeit an der Monumentalisierung der sexuellen Moderne	
Geschichte des Instituts für Sexuallforschung in Wien (1928–1932) – ein Versuch <i>Richard Kühl</i>	195
Sexualisierte Technik	
Hochfrequenz-Apparate zwischen Therapie und Erotikartikel in den 1920er Jahren <i>Nils Löffelbein, Heiner Fangerau</i>	233
Patient*innenakten queer gelesen	
Lesbische, frauenliebende und von der Heteronorm abweichende Frauen in einer psychiatrischen Klinik im Nationalsozialismus <i>Steff Kunz</i>	257
»Macht die Pille frei?«	
The contraceptive pill in West German media in times of its introduction and implementation <i>Kris Vera Hartmann</i>	281
Autismusbilder	
Fiktionale Repräsentationen von Weiblichkeit und Männlichkeit auf dem Spektrum <i>Daniela Link</i>	299
»Well-Sex«. Sexualität und Wohlbefinden in John Travis und Regina Ryans Wellness Workbook (1981): Eine Quellenlektüre	
<i>Anna Michaelis</i>	317
German Pedophilia Discourse and its Authoritarian Populist Instrumentalizations	
<i>Katrin M. Kämpf</i>	329
Challenging the Binary	
Gender, Fraud, and the Complexities of Categorization in Elite Sports <i>Dennis Krämer, Cleo Schyvinck</i>	347
Autor*innenverzeichnis	367
Personenregister	373

Sexualitäten und Geschlechter

Zur Konzeption einer interdisziplinären Ringvorlesung

Richard Kühl, Daniela Link, Lisa Heiberger

Dieser Sammelband geht auf die Ringvorlesung *Sexualitäten und Geschlechter* zurück, die im Sommersemester 2022 an der Universität Düsseldorf im Rahmen des Lehrprojekts *Medical Humanities* veranstaltet wurde. Die Vorlesungsreihe war zeithistorisch angelegt und als Studium Universale-Veranstaltung für Hörer*innen aller Fakultäten geöffnet. Sie stieß auf eine so erfreulich breite Resonanz von Studierendenseite, dass wir uns frühzeitig entschieden haben, sie zum Ausgangspunkt einer Publikation zu machen.

Die Ringvorlesung verfolgte ein einfaches Ziel. Es ging darum, einem interessierten interdisziplinären Publikum Einblicke in aktuelle Projekte in einem Forschungsfeld zu geben, das seit den 2010er Jahren enorm expandiert, nachdem es über viele Jahrzehnte hinweg – zumal an den Universitäten in Deutschland – äußerst randständig behandelt worden war.¹

Zwei Überlegungen lagen der Konzeption zugrunde. Zum einen sollte das Verhältnis der Wissenschaften respektive der Medizin zu Sexualität und Geschlecht nach der »neosexuellen Revolution« zentral interessieren. Mit diesem Terminus versuchte der 2023 verstorbene Frankfurter Sexualforscher Volkmar Sigusch in den 1990er Jahren einen kulturellen Transformationsprozess analytisch zu fassen, der in den 1970er Jahren eingesetzt und weit tiefgreifender als die »sexuelle Revolution« der 1960er Jahre die Sexualkulturen in Westeuropa und den USA neu konfiguriert habe – eine Beobachtung, die von der neueren Zeitgeschichtsforschung weithin geteilt wird.² Dies liegt nicht zuletzt an der Unübersehbarkeit des Bedeutungswandels eines bis in die 1970er und 1980er Jahre hinein zentralen Akteurs, nämlich der Medizin. Die »neosexuelle«

1 Vgl. aktuell Benninghaus u.a. 2023; Klöppel/Gammerl/Rottmann 2023; Rottmann/Gammerl/Lücke 2023.

2 Siehe Sigusch 2005. Vgl. etwa Rodgers 2012: 144–179.

Veränderungsdynamik war verknüpft mit dem Übergang von einer außerordentlich langen Dominanz medizinischer Deutungshoheiten über beinahe alle klassischen Fragen der sexuellen Moderne hin zur kulturellen Akzeptanz eines emanzipatorischen Individualismus, der mit durchschlagender Qualität seit den 1990er Jahren wirksam wurde. Dieser Prozess brachte ein fluideres Verständnis von Sexualität und Geschlecht hervor, als es die »monosexuelle« Kultur der sexuellen Moderne kannte. Die Ringvorlesung wollte anhand aufschlussreicher Beispiele danach fragen, inwiefern diese Entwicklung auch den historischen Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert verändert hat. Das gilt vor allem auch für die Frage, ob sie das qualitativ neue Ineinandergreifen von Sexual- und Geschlechtergeschichte, das seit einigen Jahren zu beobachten ist, miterklären kann.

Zum anderen galt es, die hochgradige Ambivalenz nicht auszublenden, die politisch-kulturell die wachsende akademische Anerkennung von sexual- und geschlechterhistorischen Zugängen begleitet hat und nach wie vor begleitet. Denn keineswegs nur im deutschsprachigen Raum, aber eben doch auch dort, wuchs zeitgleich zu dieser Entwicklung der Zuspruch für autoritäre Bewegungen, die LGBTIQ*-Politiken frontal attackieren. Davon betroffen war und ist besonders der Forschungszweig der Queer History. Das ideologische Grundgerüst dieser Gegenbewegungen hat indes eine längere historische Vorgeschichte. Oftmals spiegeln sich in aktuellen Kulturkämpfen Motive, die bereits die Gegenbewegungen zur Sexualreform vor 1933 bestimmt haben, eine Beobachtung, die in der Populismusforschung auch mit Blick auf andere Auseinandersetzungen betont wird.³ Nicht zuletzt aus diesem Grund griff die Vorlesung einen Zugang auf, der in der zeitgeschichtlichen Literatur eine zunehmende Relevanz bekommen hat, nämlich Vorgeschichten der Gegenwart ins *bigger picture* der modernen Geschichte einzusetzen und dabei bis ins 19. Jahrhundert zurückzugreifen.

Wir danken allen Beiträger*innen, die innerhalb der vergleichweisen kurzen Vorlaufzeit daran beteiligt waren, diesen Sammelband zu verwirklichen. Der Natur einer Ringvorlesung nach folgen sie keinem einheitlichen Fahrplan in Fragestellung und Methodik. Sie zeigen eine Momentaufnahme aktuell besonders interessierender Zugänge und dokumentieren standort- und disziplinspezifische Besonderheiten in einem wachsenden Forschungszweig. Den Aufsätzen, die grundsätzlich chronologisch geordnet durch das 19., 20. und

3 Vgl. z.B. Wildt 2017: 91–92. u.ö.

21. Jahrhundert führen, ist jeweils ein Abstract vorangestellt, weshalb an dieser Stelle eine nähere Vorstellung der Texte nur angerissen werden soll.

Die Beiträge

Den Anfang machen Beiträge, die ein erhellendes Licht auf die Historisierbarkeit von Begrifflichkeiten rund um die Kategorie Geschlecht werfen. *Antonia Wegner* zeichnet das Aufkommen und die kontroverse Rezeptionsgeschichte von »Gender« in den Jahrzehnten vor Judith Butler nach. Der Genese und dem Wandel moderner Sexual- und Geschlechtsvorstellungen in der politischen Kultur gilt anschließend das Interesse. *Heiko Stoff* unternimmt eine *Tour d'horizon* der engen Verflechtung von Sexualität, Geschlecht und Konsum von der Hochphase der sexuellen Moderne um 1900 bis in die jüngere Vergangenheit. *Julia B. Köhne* und *Britta Lange* vertiefen in ihrem Beitrag ihre Erkenntnisse über photographische, schriftliche und kinematographische Repräsentationen des Cross-Dressing im und im Umfeld des Ersten Weltkriegs. *Lisa Heiberger* zeigt das Konfliktpotential auf, das dem Thema Bisexualität innerhalb der queeren Bewegung seit dem frühen 20. Jahrhundert innewohnte und in Zeiten der »Krise« Bedrohungsbilder hervorbrachte, die seitdem zum Repertoire nach Belieben reaktivierbarer Stereotype gehören. Sexualwissenschaftlichen Einrichtungen und technischen Innovationen aus den zwanziger Jahren widmen sich drei Texte, die sich im Einzelnen – so im Fall von *Gerd Katter* (dazu weiter unten mehr) – der Gattung der Memoirenliteratur, der dokumentierenden Erschließung der fachlichen Infrastrukturgeschichte sowie der Medizin- und Technikgeschichte zurechnen lassen. *Richard Kühl* untersucht die ideellen Bezüge, die am 1928 gegründeten und bisher kaum näher betrachteten Institut für Sexualforschung in Wien zum Tragen kamen. *Nils Löffelbein* und *Heiner Fangerau* widmen sich am Beispiel der Entwicklung und Vermarktung von Hochfrequenzapparten den Möglichkeiten und Schwierigkeiten, die sich heute bei der historischen Kontextualisierung sexualisierender Werbekampagnen aus dem frühen 20. Jahrhundert ergeben. Einblick in die Potentiale einer »queergelesenen« Erschließung von Krankenakten der Heil- und Pflegeanstalten des »Dritten Reichs« gibt ein instruktiver Beitrag von *Steff Kunz*. Auf im engeren Sinn zeithistorisches Terrain führt der Band mit *Kris Vera Hartmanns* Analyse der Ermöglichungsbedingungen der Verbreitung der »Pille« im postfordistischen Zeitalter. *Daniela Link* untersucht Repräsentationen von Autismus und Geschlecht im Film und in der Literatur und verbindet dies mit Fra-

gestellungen der Medical Humanities, während in einer Skizze von *Anna Michaelis* der sexualhistoriographische Mehrwert eines Sinkflugs auf einen Klassiker der Wellness-Literatur der 1980er Jahre im Zentrum steht. Unmittelbar heran an die Gegenwart führen die beiden abschließenden Beiträge. *Katrin M. Kämpf* öffnet, indem sie der langen Geschichte rechter und rechtspopulistischer Verknüpfungen emanzipationspolitischer Bewegungen mit dem Thema Pädophilie nachgeht, den historischen Blick für die ideologische Tiefendimension gegenwärtiger Kulturkämpfe. *Dennis Krämer* und *Cleo Schyvinck* wiederum weisen Wege aus überkommenen binären Strukturen in der Sportwelt.

Trans* schließt auf

Auf eine maßgebliche Entwicklung, die wichtige Schneisen in das gesamte Forschungsfeld geschlagen hat, soll indes näher verwiesen werden. Dieser Band ist dem trans* Forscher *Adrian de Silva* gewidmet. Er verstarb am 13. Juni 2023 nach schwerer Krankheit im Alter von 57 Jahren. Seinen Beitrag, der sich mit der sexualwissenschaftlichen trans* Diskussion in der Bundesrepublik im Vorfeld des Transsexuellengesetzes von 1981 befassen sollte, konnte er nicht mehr vollenden.

Dem von Adrian de Silva seit den 2000er Jahren für den deutschsprachigen Raum maßgeblich erschlossenen Feld der *trans* history* kommt eine herausgehobene Bedeutung für neuere Einsichten und Fragestellungen der zeithistorischen Forschung generell zu. Trans* steht heute in exzeptioneller Weise für das In- und Nebeneinander des Diskurses um Sexualität und Geschlechtlichkeit seit der Epoche der Moderne.⁴ Die frühe Sexualpathologie des 19. Jahrhunderts dachte zumeist noch an ein- und dasselbe, wenn sie beide Begriffe verwendete. Deutlich auffindbar ist dies in dem aus der psychiatrischen Diskussion herrührenden Begriff der conträren Sexualempfindung, der anfänglich zugleich das meinte, wofür zeitgleich der Begriff Homosexualität aufkam.⁵ Diese Verklammerung von Sexualität und Geschlecht löste sich in den Zugängen des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld um 1910, als seine Wortschöpfung »Transvestitismus« dabei half, das weite Feld von trans* zu erschlie-

4 Das Adjektiv trans* wird im Folgenden mit einem Sternchen versehen, um damit die Vielfalt von trans* Identitäten auszudrücken.

5 Vgl. Beachy 2014.

ßen.⁶ Ähnliche Effekte zeitigte der im Laufe der 1960er Jahre aufgekommene Begriff Gender, als dieser zunächst in die medizinische Diskussion Einzug hielt und schon wenig später emanzipationspolitische Bedeutung in verschiedene Richtungen bekam.⁷ Aber schon bei Hirschfeld taucht eine Einsicht auf, die eigentlich erst in den 1990er Jahre *state of the art* wurde, und dies keineswegs allein, wie es oft heißt, im Gefolge von Poststrukturalismus und Gendertheorie, sondern ebenso im Verbund mit dem Aufstieg der evidenzbasierten Medizin und neueren neurobiologischen Forschungen über trans*. Allen kampagnenförmigen Gegenbewegungen der letzten Jahre zum Trotz ist es dabei geblieben: »Über die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen«, so nahm Hirschfeld bereits in den Jahren um 1907 vorweg, »entscheidet nicht sein Leib, sondern seine Seele; nicht die Meinung eines Sachverständigen, sondern das eigene Empfinden ist maßgebend [...]« (zit. n. Herrn 2022: 273–274).

Wer zeithistorisch arbeitet, kann aus Adrian de Silvas Analysen über die Verwerfungen innerhalb dieser wie zu Hirschfelds Zeiten vergleichsweise kleinen Forschungsdisziplin viel lernen. Die Sexualwissenschaft ist am Ende des letzten Jahrhunderts einmal mehr früher als andere Wissenschaften und eine breitere Öffentlichkeit in einen Prozess des Umdenkens in der Wahrnehmung von trans* eingetreten. Ähnlich wie in der angloatlantischen Welt bestanden die Stationen dieser Debatte auch hierzulande sowohl aus markanten *turning points* als auch aus äußerst zäh und langsam vollzogenen Perspektivwechseln. Dies geschah zunächst weitgehend außerhalb einer breiteren Öffentlichkeit. Aber dass *trans* science* und *trans* politics* einmal »das kulturell Eingemachte zum Vibrieren bringen« würden, das ahnte der schon zitierte Soziologe und Arzt Volkmar Sigusch (2014: 34), als Direktor des Instituts für Sexualwissenschaft des Universitätsklinikums Frankfurt a.M. von 1972 bis 2006 gleichsam ein Nachfolger Hirschfelds, noch in einer Zeit, als die rechtspopulistischen Propagandafeldzüge der Gegenwart gegen »Trans als Trend« noch in weiter Ferne schienen.⁸

Sigusch selbst hatte zuvor, vor allem seit den frühen 1990er Jahren, einige analytische Begriffe in die sexualwissenschaftliche Debatte eingebracht, die über viele Jahre kaum über die Grenzen eigener Fachforen sowie die zur selben Zeit zunehmend in einen Prozess der Selbstorganisation eingetretene trans*

6 Vgl. Herrn 2005.

7 Siehe dazu den Beitrag von Antonia Wegner in diesem Band.

8 Dazu zuletzt besonders aufschlussreich auch in historisch einordnenden Perspektiven Ebner 2023:159–194; Faye 2022.

Community hinaus wahrgenommen wurden, inzwischen aber zum kulturellen Gemeingut zählen.⁹ Tatsächlich ist das Beispiel gerade dieses Sexualforschers, der als Begründer der Kritischen Sexualwissenschaft gilt, im historischen Rückblick gleich in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. 1991 prägte er den Begriff Cis,¹⁰ der heute in aller Munde ist, sprach kurze Zeit später nicht nur von einer »neosexuellen Revolution«, sondern kam außerdem auf den Begriff Liquid Gender. In diesem war bereits das aufgehoben, wofür sich im Laufe der 2010er Jahre in Wissenschaft und Sozialkultur die Bezeichnungen nonbinär und genderfluid durchsetzen sollten. »Die Herrschaftszeit von »entweder Mann oder Frau« sowie von »ein Mann und eine Frau«, so war er am Ende seines Lebens überzeugt, »neigt sich [...] ihrem glanzlosen Ende entgegen.« (Sigusch 2019: 209).

Dass jedoch auch dieses Kapitel aus der Geschichte der Kritischen Sexualwissenschaft nicht als eine eindimensionale Fortschrittsgeschichte erzählbar ist, sondern sich als ein Lernprozess präsentiert, haben Adrian de Silvas Studien eindringlich gezeigt.¹¹ Denn Siguschs Äußerungen zum »Transsexualismus« (wie dieser noch lange sagte) lasen sich noch ganz anders in den 1970er Jahren, als sie die althergebrachte Pathologisierung noch in beinahe gänzlich ungefilterter Form transportierten. Sie flossen überdies in das in vielerlei Hinsicht verheerende Transsexuellengesetz von 1981 ein. Und es war gerade auch die Deutungsmacht der damaligen Sexualwissenschaft, die daran beteiligt war, dass dieses Gesetz mit massiv gewaltförmigen, erst in den 2010er Jahren als verfassungswidrig anerkannten Folgen für trans* Menschen verbunden sein sollte. Daran erinnerten Adrian de Silvas Arbeiten auf aufschlussreiche Weise: Auch der Begründer der Kritischen Sexualwissenschaft benötigte Jahrzehnte, um den eigenen »nosomorphen Blick« auf trans* als solchen zu erkennen. Wie viel sich am Beispiel dieses Diskurses über die moderne Ordnung von Sexualität und Geschlecht und deren Transformation seit den 1970er Jahren insgesamt aufzeigen lässt, davon zeugen auch Beiträge im vorliegenden Band immer wieder.

Unser Titelbild zeigt Gerd Katter, vermutlich im Jahr 1931. Wir drucken in diesem Buch die unveröffentlichten, in den 1980er Jahren notierten Erinnerungen des trans* Mannes aus der Arbeiterklasse an seine Zeit in Magnu

9 Siehe insbesondere Sigusch 1992.

10 Dies zunächst in Form des Terminus Cissexualismus.

11 Verwiesen sei an dieser Stelle nur auf die stupende Monographie zum Thema: de Silva 2018.

Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft aus Anlass des Todes von Adrian de Silva erstmals vollständig ab. Unser Dank gilt der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft in Berlin, die den Nachlass Katters verwahrt und die Aufzeichnungen für eine historisch-kritische Publikation zur Verfügung stellte.

Literatur

- Beachy, Robert. *Gay Berlin. Birthplace of a Modern Identity*. New York: Knopf, 2014.
- Benninghaus, Christina u.a. *Bibliographie zur Geschlechtergeschichte. Herausforderungen und Chancen, Perspektiven und Strategien. Ein Positionspapier* (2023). *H-Soz-Kult*, 19.09.2023, online via: <http://www.hsozkult.de/debate/id/fddebate-138765> (zuletzt geprüft 4.12.2023).
- de Silva, Adrian. *Negotiating the Borders of the Gender Regime. Developments and Debates o Trans(sexuality) in the Federal Republic of Germany*. Bielefeld: transcript, 2018.
- Dittrich, Samson. Gerd Katter (1910–1995) – Trans-Mann, Patient und Lobbyist. *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* Nr. 64 (2020), 18–25
- Ebner, Julia. *Massenradikalisierung. Wie die Mitte Extremisten zum Opfer fällt*. Berlin: Suhrkamp, 2023.
- Faye, Shon. *Die Transgender Frage*. München: Hanser, 2022.
- Herrn, Rainer. *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft. Mit einem Geleitwort von Volkmar Sigusch*. Gießen: Psychosozial 2005.
- Herrn, Rainer. *Der Liebe und dem Leid. Das Institut für Sexualwissenschaft 1919–1933*. Berlin: Suhrkamp, 2022.
- Klöppel, Ulrike/Gammerl, Benno/Rottmann, Andrea. *Queere Zeitgeschichte*. In: *Zeitgeschichte online*, 27.06.2023. URL: <https://zeitgeschichte-online.de/node/66233> (zuletzt geprüft: 03.10.2023).
- Rodgers, Daniel T. *Age of Fracture*. Cambridge/London: Belknap Press, 2012.
- Rottmann, Andrea/Gammerl, Benno/Lücke, Martin. *Handbuch Queere Zeitgeschichten*. Bd. I: Räume. Bielefeld: transcript, 2023.
- Sigusch, Volkmar. *Geschlechtswechsel*. Hamburg: Klein, 1992.
- Sigusch, Volkmar. *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 2005.
- Sigusch, Volkmar. *Sexualität und Geschlecht in den letzten Jahrzehnten*. In: Katinka Schweizer u.a. (Hg.): *Sexualität und Geschlecht. Psychosoziale,*

kultur- und sexualwissenschaftliche Perspektiven. Gießen: Psychosozial, 2014, 27–40.

Sigusch, Volkmar. Kritische Sexualwissenschaft. Eine Bilanz. Frankfurt a.M./ New York: Campus, 2019.

Wildt, Michael. Volk, Volksgemeinschaft, AfD. Hamburg: Hamburger Edition, 2017.

Gender – Aufstieg eines umkämpften Schlüsselbegriffes

Antonia Wegner

Abstract: *Today, the term »gender« is ubiquitous, even outside the anglophone world, yet it remains highly contested politically and semantically ambiguous. However, the conceptual history of »gender« has not yet been systematically studied. The rise of »gender« began around 1970 when feminist scholars in the US took up the term from gender medicine and politicized it. Starting with this as the genesis of feminist gender theory, this paper tracks the history of the concept from 1970 to its breakthrough around 1990. It argues that the early stages of the discourse about »gender« as well as its national and social settings set the course for its global appearance. That the term nowadays has various competing meanings and causes so much agitation is the result of an active, interest-driven communicative process which started in academia and expanded into grassroots feminism, party politics and public debates. The conceptual history of »gender« was related to other important developments in US-history since the 1970s, such as the transformation of the women's movement, the diversification of higher education, and deep-rooted conflicts about social politics and cultural norms conventionally described as the »polarization« of American society.*

Keywords: *Gender Theory; Women's Studies; Feminism in the US*

Der Begriff »gender« ist aus den Debatten um die Deutung und Gestaltung gesellschaftlicher Ordnungen nicht mehr wegzudenken. Jede Problemwahrnehmung – vom weltweiten Klimawandel bis zur regionalen Stadtplanung – scheint mittlerweile auch eine »Genderkomponente« zu besitzen. Als politisches Leitkonzept tritt »gender« in Programmen wie dem »Gender Mainstreaming« der Vereinten Nationen in Erscheinung. Gleichzeitig sind seine Bedeutung und Bewertung heftig umkämpft. Der Terminus markiert ein zentrales Konfliktfeld in den Verwerfungen westlicher Gesellschaften seit den

1970er Jahren, die auch die Geschichtswissenschaft meist als »Polarisierung« bezeichnet.¹ Der gesamte Streit um die Geschlechterordnung scheint unter der Chiffre »gender« zu stehen. Der Begriff gehört heute fest zum »Repertoire politisch-sozialer Selbstreflexion« (Geulen 2010: 91).²

»Gender« fungiert in der Geschichtswissenschaft seit gut zwanzig Jahren als etablierte Analysekategorie.³ Wie in vielen anderen Disziplinen führte die Gender-Perspektive auch hier zu grundlegend neuen Erkenntnissen. Den Studien liegen allerdings sehr unterschiedliche Konzeptionen von »gender« zugrunde. Selbst Historiker*innen verwenden den Terminus weitgehend ohne Bewusstsein für seine Historizität. Die Geschichtswissenschaft hat bisher nur ansatzweise die engere Begriffsgeschichte von »gender« und die intellektuellen wie politischen Veränderungen, die sich mit seiner Genese und Verbreitung seit 1970 verbanden, untersucht. Einflussreiche Akteur*innen, Entwicklungslinien und Wendepunkte, zeithistorische Bezugsrahmen, auch die konkreten politischen Folgen des umkämpften Aufstiegs von »gender« sind vor allem im deutschsprachigen Raum wenig ins Blickfeld gerückt. Einzelne genealogische Arbeiten zur feministischen Gender-Theorie bieten einen eher unzusammenhängenden Überblick über Klassiker. Oftmals zeichnen sie das Bild einer geradlinigen Weiterentwicklung des Konzeptes.⁴ Gänzlich unerforscht ist außerdem, wie »gender« um 1980 in den allgemeinen Sprachschatz und damit in den gesellschaftspolitischen Diskurs einging. So bleibt letztlich ungeklärt, warum sich »gender« überhaupt so erfolgreich durchsetzte.

»Gender« war und ist eine historisch spezifische Art, über Geschlechtlichkeit nachzudenken. Der Kern der zahlreichen Auslegungsweisen besteht darin, Geschlechtlichkeit eine soziale Dimension zuzusprechen. Die Karriere des Begriffes fiel damit zusammen, dass die Zeitgenoss*innen sozialwissenschaftliche gegenüber biologischen Geschlechtlichkeitsvorstellungen

1 Vgl. Zimmer 2019.

2 Vgl. auch: Müller und Schmieder 2019.

3 Als paradigmatisch gilt: Scott 1986.

4 Vgl. Featherstone und Byrnes 2018; Meyerowitz 2008; Holmes 2012. Knappe Abhandlungen über die Begriffsgeschichte von »gender« finden sich auch in der sexual- und geschlechtsmedizinischen Fachliteratur. Vgl. z.B.: Money und Ehrhardt 1996: xii. Eine Geschichte von »gender« schließt jedoch an mehrere derzeit florierende, unterschiedlich gut erschlossene Forschungsbereiche an. Zuvorderst verbindet sie die Geschichte der Neuen Frauenbewegung mit der Geschichte des Konservativismus und mit der allgemeinen Geschlechter- wie Gesellschaftsgeschichte seit den 1970er Jahren.

aufwerteten beziehungsweise generell verstärkt über die kulturelle und soziale Beschaffenheit von Geschlechtlichkeit nachdachten. Die Popularisierung und kontroverse Verwendung von »gender« waren weder vorbestimmt noch verliefen sie linear. Sie erfolgten in konkretisierbaren Kommunikationszusammenhängen. Seit 1970 lagerten zahlreiche unterschiedliche Akteur*innen konkurrierende Bedeutungen an den Begriff an und luden ihn normativ neu auf.

Diesen Prozess vollziehe ich ausschnitthaft nach, indem ich mich auf die Genese, Durchsetzung und Verbreitung der feministischen Gender-Theorie zwischen 1970 und 1990 konzentriere. Davon ausgehend skizziere ich den frühen Übergang des Begriffes in die gesellschaftspolitischen Debatten und die organisierte Frauenbewegung.⁵ Ich beleuchte, wie der Gender-Begriff in den USA Fuß fasste, bevor seine Geschichte in den 1990er Jahren durch die zunehmende öffentliche Rezeption feministischer Gender-Studien und eine sich formierende »Anti-Gender«-Bewegung größere, zunehmend globale Eigendynamiken annahm.

Die Nutzung von »gender« als sozialwissenschaftlicher Analyse- und politischer Leitbegriff begann um 1970 im US-amerikanischen Wissenschaftsfeminismus. Damals wollten Studentinnen und junge Dozentinnen eine eigenständige feministische Wissensdisziplin, die Women's Studies, im Universitätssystem etablieren.⁶ Im Sinne der Neuen Frauenbewegung und der Neuen Linken sollten die Women's Studies auf der »female experience« basieren und gleichberechtigte Bildungsformate erproben.⁷ Vor diesem Hintergrund griffen Soziologinnen, bald auch Anglistinnen den Gender-Begriff aus der Geschlechtermedizin auf, wo er bereits seit Mitte der 1950er Jahre

5 Der vorliegende Aufsatz geht aus ersten Quellenstudien für mein Dissertationsprojekt zur politischen Ideengeschichte des Gender-Konzeptes in den USA seit den 1970er Jahren hervor. Das ausgewertete Material umfasst wissenschaftliche und journalistische Publikationen sowie einzelne digitalisierte Archivbestände.

6 Ich nutze im Folgenden die weibliche Form, wenn ich sichtbar machen möchte, dass es sich bei den Akteurinnen hauptsächlich um Personen handelt, die sich selbst als Frauen bezeichneten. Die Darstellungsweise soll nicht ausschließen, dass Non-binäre Personen an den Gender-Diskursen beteiligt waren. In den ausgewerteten Quellen habe ich bisher jedoch keine Hinweise auf die Non-Binarität der Handelnden gefunden. Den Gender-Stern verwende ich, wenn zu der benannten Personengruppe Männer und Frauen zählten. Vgl. zum Dilemma vergeschlechtlichter Sprache für die historische Forschung ausführlicher: Brink 2021.

7 Vgl. ausführlicher: Salper 2011.

auf die soziale Dimension von Geschlechtlichkeit verwies. Das medizinische Gender-Konzept schien kompatibel mit feministischen Anliegen zu sein. Die Wissenschaftsfeministinnen politisierten den Terminus, entwickelten ihn konzeptuell zu einer ihrer zentralen Forschungsgrundlagen weiter und zerstritten sich zunehmend über Definitionsmöglichkeiten. Noch war nicht abzusehen, dass sich das Konzept gegen andere Ansätze als Orientierungs- und Sammelidee für eine neue akademische Disziplin, die Gender Studies, durchsetzen und nachhaltig auf andere Fachrichtungen und gesellschaftspolitische Diskussionen einwirken würde. In der US-amerikanischen politischen Öffentlichkeit verding der sozialwissenschaftliche Begriff um 1980. Hier war »gender« zwar vieler Schichten der Theoriedebatten, nicht aber der feministischen Stoßrichtung entledigt. Innerhalb von drei Jahrzehnten wurde »gender« unumgänglich und zugleich vieldeutig.

Geboten erscheint eine Historisierung der Analysekatgorie »gender« erstens aus wissenshistorischer Sicht, und zwar im Sinne einer selbstreflexiven Geschichtswissenschaft. Sie deckt vergessene Verlaufslinien auf, entkräftet verbreitete Annahmen über die Geschichte von »gender« und begegnet zudem gegenwärtig im rechten Milieu zirkulierenden Ursprungserzählungen.⁸ Auch bereits die klassischen Zäsursetzungen der Gender Studies lassen sich nicht aufrecht halten. Weder führte erst Gayle Rubin 1975 die Unterscheidung von »sex« und »gender« in den feministischen Diskurs ein, noch erklärte Judith Butler 1990 erstmals das biologische Geschlecht zu einer stets kulturell vermittelten Kategorie.⁹ Zwischen 1970 und 1990 stellte eine Vielzahl von Akteur*innen die Weichen für Kontroversen, die sich in den nachfolgenden Jahrzehnten noch intensivieren sollten. Denn viele Gedanken, politische Schlussfolgerungen und Kommunikationsmuster rund um »gender« sind älter, als es die Menge reißerischer Statements jüngerer Datums oder der – allerdings unbestritten herausragende – Stellenwert von Butlers Bestseller »Gender Trouble« (1990) vermuten lassen. Gleichzeitig verlor »gender« in verschiedenen Transferprozessen den Bezug zu einzelnen Herkunftszusammenhängen.¹⁰ Eine

8 Vgl. z.B. die Videos des Antifeministen und Anti-Trans-Aktivisten Matt Walsh: Walsh 2022, 2020.

9 Vgl. z.B. Paul und Wenk 2020: 10; Eder 2022: 224.

10 Zum Teil handelt es sich um vorübergehende Entledigungen: Die außeruniversitären Zeitgenoss*innen assoziierten »gender« in den 1980er Jahren nicht mit der Gender-Medizin, aus der der Terminus stammte und mit der er heute wieder unmittelbarer verbunden zu sein scheint.

Untersuchung des Gender-Diskurses zeigt, dass sein Eingang in neue Kontexte – in den 1950er Jahren in der medizinischen Forschung, um 1970 im Wissenschaftsfeminismus und in den frühen 1980er Jahren in der öffentlichen Debatte – keine Paradigmenwechsel markierte. Wohl aber war der Transfer von »gender« Teil folgenreicher wissenschaftlicher Innovationsprozesse und gesellschaftspolitischer Emanzipationsbestrebungen. Eine Begriffsgeschichte zeigt außerdem, dass »gender« semantisch lange enger und klarer gefasst war, als meist behauptet.¹¹ Ferner legt sie offen, dass die gängigen Einwände gegen das Gender-Konzept wider Erwarten ursprünglich von feministischen Wissenschaftlerinnen, nicht von Anti-Feminist*innen stammten.¹²

Zweitens untersuche ich mit der Genese, Verbreitung und der Geschichte der Infragestellung der feministischen Gender-Theorie einen wichtigen Aspekt der größeren Ideengeschichte von »gender«. Schließlich handelt es sich um die zeitlichen, örtlichen und institutionellen Ausgangspunkte der intensivierten öffentlichen Kontroversen Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts. Die Geschichte des wissenschaftlich-aktivistischen Gender-Begriffes ermöglicht Einblicke in die Veränderungen im Gender-Denken und -Handeln zwischen 1970 und 1990. Der Aufstieg von »gender« hing mit grundlegenden Umbrüchen westlicher Gesellschaften zusammen.¹³ Bereits meine begriffsgeschichtliche Annäherung an die widersprüchliche Erfolgsgeschichte von »gender« zeigt, dass seine Verbreitung mit sozialen Umwälzungen an den Universitäten, parteipolitischen Umorientierungen, der Entstehung der Geschlechterpolitik als eigenständigem Politikfeld und neuen gesellschaftlichen Konflikten zusammenhing. An der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Aktivismus und öffentlichem Diskurs waren die US-amerikanischen Wissenschaftsfeministinnen für wichtige Bedeutungsveränderungen und Entwicklungsdynamiken von »gender« ausschlaggebend.¹⁴ Der außeruniversitäre

11 Vgl. z.B. Unger 1979.

12 Um den Stellenwert von »gender« für die Neue Rechte zu ermitteln, müssten die Gender-Politiken der Frauenbewegung und der Neuen Rechten daher in ihrem Wechselverhältnis analysiert werden. Anders bei: Heinemann und Stern 2022.

13 Die Zeit seit 1970 ist insbesondere aus der Perspektive der »Vorgeschichte gegenwärtiger Problemlagen« diskutiert worden. Vgl. Hockerts 1993: 124 und 127; vgl. richtungsweisend für die US-Geschichte: Schulman 2001.

14 Für den Wissenschaftsfeminismus liegt bisher keine systematische Untersuchung vor. Stattdessen gibt es mehrere würdige Rückblicke auf richtungsweisende Texte oder zentrale Protagonist*innen der frühen feministischen Gender-Forschung sowie Studien zur Herausbildung der Frauen- und Geschlechterforschung in einzelnen akademi-

Gender-Diskurs folgte dem Wissenschaftlichen unter zeitlichen und auch unter vielen qualitativ relevanten Gesichtspunkten nach.

In einem ersten Schritt beleuchte ich mit der Entstehung der Women's Studies, der soziologischen Sex-Role-Theorie und der medizinischen Gender-Forschung drei disziplinäre Ursprünge der feministische Gender-Theorie. Anschließend vollzieht die Untersuchung den Aufstieg des Gender-Begriffes von seiner feministischen Funktionalisierung bis zu seinem Takeoff um 1990 nach. Dafür widmet sich ein zweiter Teil dem Aufgreifen von »gender« durch Wissenschaftsfeministinnen um 1970. Die Forscherinnen sorgten für eine immense Politisierung des Begriffes und bezogen damit zugleich Stellung in innerfeministischen Konflikten. Gegenstand des dritten Abschnittes sind die semantische Erweiterung und Pluralisierung von »gender«. Diese Prozesse vollzogen sich in den späten 1970er und 1980er Jahren gleichzeitig mit der Durchsetzung im akademischen Feminismus und in den öffentlichen Debatten. 1990 waren so die Ausgangsbedingungen für weit dynamischere und vielschichtigeren Entwicklungen vorhanden, die die Debatte ab den 1990er Jahren prägen sollten.

Der Gender-Diskurs, der später eine globale Dimension annahm, begann in den USA. Eine regional begrenzte Perspektive auf den Gender-Begriff bietet gegenüber Begriffsgeschichten mit größerer Flughöhe den Vorteil, dass sie die zeithistorischen Bezugsrahmen konkreter erfasst. Außerdem vermag sie zeitgenössische Wahrnehmungsmuster leichter zunächst als solche anzuerkennen, anstatt sie in der eigenen Analyse zu reproduzieren.¹⁵ »Gender« wird dabei zum Quellenbegriff und zu einem Konzept, dessen Bedeutungswandel möglichst offen nachzugehen ist.

schen Disziplinen. Vgl. für die Literaturwissenschaften: Jones-Katz 2020; Cherniavsky 2020; vgl. für die Psychologie: Wilkinson 2007; vgl. für die Geschichtswissenschaft: Meyerowitz 2008; vgl. für die Altertumforschung: Holmes 2012; vgl. für Studien zu anderen feministischen Konzepten: Schmidt 2020; Ordorica 2022; Toepfer 2020; vgl. für einen Überblick über feministische Theorie: Disch und Hawkesworth 2018; Hark 2005; vgl. Ansätze der Historisierung von Judith Butlers Klassiker »Gender Trouble«: Hark 2007; Wald 2007; Sielke 2016. Jüngst zu anderen einflussreichen feministischen Klassikern erschienen: Gammerl 2021; Kallenberg 2022.

15 Philipp Sarasin weist darauf hin, dass die Geschichtswissenschaft für die Dekaden ab den 1970er Jahren oft die Begriffe der zeitgenössischen Gegenwartsdiagnostik übernahm. Vgl. Sarasin 2021: 23; vgl. ähnlich auch: Graf und Priemel 2011.

Institutionelle und intellektuelle Ausgangspunkte des feministischen Gender-Konzeptes

Ab 1970 gelang es frauenbewegten Wissenschaftlerinnen, an immer mehr US-amerikanischen Universitäten »Women's Studies«-Programme zu etablieren, zum Teil gegen erhebliche Widerstände.¹⁶ Gleichzeitig begann sich das demografische Profil der US-amerikanischen Hochschullandschaft nachhaltig zu verändern. In den 1950er Jahren hatten fast ausschließlich Männer von der staatlichen Bildungsförderung profitiert. In der unmittelbaren Nachkriegszeit sank der Frauenanteil unter Studierenden und Lehrkräften trotz der Hochschulexpansion. Mit dem »National Defense Education Act« nahm ab 1958 die Zahl von Dozentinnen insbesondere in »weiblich« geltenden Wissensfeldern wie Sprachkursen langsam zu. Während des Vietnamkrieges kürzte die Regierung jedoch das Bildungsbudget. In Aufruhr waren die Universitäten um 1968 aber vor allem wegen der bürgerrechts- und friedensbewegten Studierendenproteste. Viele Universitäten übernahmen freiwillig das Prinzip der »affirmative actions«, das John F. Kennedy 1961 für staatliche Arbeitgeber ins Spiel gebracht hatte. Es bestand aus verschiedenen Maßnahmen wie Quotenregelungen, die die historisch-strukturelle Diskriminierung bestimmter Bevölkerungsgruppen, insbesondere schwarzer US-Bürger*innen ausgleichen sollten.

In dieser Aufbruchsstimmung und mit dem Rückhalt der Neuen Frauenbewegung intensivierten Wissenschaftlerinnen und Studentinnen ihre Bestrebungen nach gleichberechtigtem Zugang zu Studienplätzen und akademischen Karrieren. Viele von ihnen engagierten sich parallel in der organisierten Frauenbewegung oder verfolgten zumindest anteilnehmend deren Fortgang. Seit 1920 besaßen Frauen in den USA das Wahlrecht. In den 1960er und 1970er Jahren verlangten US-amerikanische Feministinnen gleiche Entlohnung, Aufstiegschancen und politische Repräsentation. Sie kämpften für zeitgemäßere Geschlechterbilder und neue gesellschaftliche Umgangsformen.¹⁷ Die Neue Frauenbewegung setzte große Hoffnung in das »Equal Rights Amendment« (ERA). 1982 verbuchten Zeitgenoss*innen

16 Vgl. zur Institutionalisierung der Frauenstudien z.B. Jones-Katz 2020: 415–423; National Opinion Research Centre 2007; Salper 2011; vgl. zur US-amerikanischen Hochschulgeschichte im 20. Jahrhundert: Loss 2012.

17 Vgl. ausführlicher zu den Anliegen der US-amerikanischen Neuen Frauenbewegung im Vergleich zur Deutschen: Ferree 2012: 53–83.

das Scheitern seiner Ratifizierung an der verlängerten Frist als Erfolg einer anderen, antifeministischen Frauenbewegung rund um Phyllis Schlafly.¹⁸ In den beiden vorausgehenden Jahrzehnten genoss der Feminismus jedoch noch Rückhalt in der Gesellschaft und bei den beiden großen US-Parteien. Die gesellschaftlichen Forderungen nach Gleichberechtigung wurden um 1970 schließlich so stark, dass Elite-Universitäten wie Yale und Harvard, bis dahin Bastionen männlicher Bildungsideale, ihre Tore für weibliche Studierende öffneten. Nach und nach gründeten Studentinnen und Dozentinnen aus informellen Gesprächsgruppen universitäre Frauenzentren. Die Einrichtungen pflegten Verbindungen zu etablierten Organisationen wie dem feministischen Dachverband National Organisation for Women (NOW) und wurden zu Anlaufstellen für Diskriminierung auf dem Campus. Aus Einzelveranstaltungen über Frauenthemen entstanden erst Semesterkurse und schließlich ganze Studienprogramme. Ihrer Etablierung kam zugute, dass die geisteswissenschaftlichen Fakultäten um 1970 trotz der Haushaltskürzungen über finanzielle Mittel für experimentelle Lehrformate verfügten.

Die Women's Studies gründeten sich als interdisziplinäre Disziplin von und für Frauen. Ihr Ziel war nach Vorbild der Black Studies emanzipative Wissens- und Wissenschaftskritik.¹⁹ Dafür entwarfen die Wissenschaftlerinnen neue Curricula, gründeten eigene Fachzeitschriften und veranstalteten Konferenzen. Es kam zu einem explosionsartigen Anstieg empirischer wie theoretischer Studien zur gesellschaftlichen Rolle der Frau. Letztlich sollten die neuen Erkenntnisse einen Beitrag zur Verbesserung der sozialen Situation von Frauen leisten. Zugleich erhofften sich die Wissenschaftlerinnen, mit ihrer Arbeit die Frauenbewegung weiterzuentwickeln. Die Women's Studies stellten ein dynamisches, produktives, aber keinesfalls einträchtiges Wissensfeld dar. In Zweifel stand sogar explizit, ob die Gründung einer separaten Disziplin überhaupt sinnvoll sei.²⁰ Auch der Kerngegenstand war mit »women« allemal vorübergehend geklärt. Als 1969 an der Cornell University der erste Women's Studies-Kurs stattfand und 1970 das San Diego State College den ersten Studiengang anbot, sprach noch kaum eine Feministin von »gender«.

18 Vgl.: Spruill 2017; vgl. zum Antifeminismus in den USA außerdem knapp: Orleck 2022: 197–204.

19 Vgl. zu den Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen Black Studies und Women's Studies: Loss 2012: 197 u. 204.

20 Vgl. zeitgenössisch z.B.: Freeman 1971.

Als wesentlichen Ausgangspunkt teilten die meisten frauenbewegten Wissenschaftlerinnen dennoch bereits die Vorstellung, dass geschlechtliche Differenzen zu einem großen Teil sozial geprägt seien.²¹ Statt unter »gender« firmierte diese Idee im Anschluss an die soziologische Rollentheorie unter der Bezeichnung »sex role«.²² Seit den 1930er Jahren hatten Soziolog*innen unter dem Eindruck der zunehmenden Auflösung klassischer Geschlechterideale Theorien zu sozialen Aspekten von Geschlechtlichkeit entwickelt, die sie als Beitrag für gesellschaftspolitische Debatten verstanden. Insbesondere die »male sex-role theory« war angesichts der »Krise der Männlichkeit«, über die in inner- wie außerakademischen Texten zu lesen war, an der regulativen Beeinflussung der sozialen Geschlechtlichkeit interessiert.²³ Die Feministinnen, die in den 1960er und 1970er Jahre das Sex-Role-Modell aufgriffen, sorgten sich weniger um den Mann in der »Krise«, sondern um die – dies avancierte zum Schlagwort – gesellschaftliche »Unterdrückung der Frau«. Die Wissenschaftlerinnen folgten gleichwohl vielen etablierten Annahmen der »male sex role theory«, die sie allerdings zum Teil im Zuge einer Schärfung eigener Geschlechtlichkeitsmodelle widerlegten. Mit dem Aufstieg der »gender theory« verloren die älteren Sex-Role-Modelle an Bedeutung.

Zunächst stellten allerdings die Sexualwissenschaftler*innen John Money (1921–2006), Joan und John Hampson von der Johns Hopkins Universität Mitte der 1950er Jahre die soziologische »sex role«-Lehre in Bezug zu ihrer klinischen Forschung. Diese medizinischen Anfänge der Gender-Theorie sind mittlerweile relativ gut erforscht.²⁴ Unter der Bezeichnung »gender« forschten Money und das Ehepaar Hampson zum Rollenverhalten von sechzig »Hermaphroditen«, so die damals gängige Bezeichnung für intergeschlechtliche, d.h. körperlich nicht eindeutig dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zugewiesene Personen.²⁵ Die Ergebnisse veröffentlichten sie 1955 in einem

21 Die intellektuelle Vorgeschichte der feministischen Gender-Theorie ist besser erschlossen als ihre Genese in den 1970er Jahren. Vgl. Tarrant 2013, 2005.

22 Vgl. einschlägig: Parsons 1940, 1942; prägend für den akademisch-feministischen Diskurs der 1970er Jahre waren zudem: Mead 1949; Komarovsky 1946; vgl. zur »Wiederentdeckung« Simone de Beauvoirs durch die »Neue Frauenbewegung«: Schmincke 2019.

23 Vgl. ausführlicher, auch zu der unmittelbaren politischen Indienstnahme der Male-Sex-Role-Theorie in der US-amerikanischen Gesellschaftspolitik: Pleck 1987; vgl. allgemeiner zu politischen Absichten von Sozial- und Politikwissenschaftler*innen z.B.: Graf und Priemel 2011: 494.

24 Vgl.: Eder 2022; Voß 2015; Klöppel 2015.

25 Vgl. zum Forschungsstand der Geschichte der Intergeschlechtlichkeit: Janett 2022.

Artikel, der als Einführung der Konzepte »gender role« und »gender identity« gilt.²⁶ Die drei Kliniker*innen legten nicht dar, warum sie einen Begriff umfunktionalisierten, der lange nur das grammatikalische Genus, nicht menschliche Geschlechtlichkeit bezeichnet hatte. Klar war dagegen ihre These: Das soziale Geschlecht einer Person sei nicht zwangsläufig in der Biologie angelegt. Money bemerkte erst nachträglich – nicht ohne Stolz –, dass seine Befunde eine bahnbrechende Neudeutung von Geschlechtlichkeit bedeuten könnten.²⁷

Die Kategorie »gender role« diene Money und den Hampsons dazu, relativ eindeutige äußere »Geschlechtsdarstellungen« bei uneindeutiger Körperlichkeit zu beschreiben.

The term gender role is used to signify all those things that a person says or does to disclose himself or herself as having the status of boy or man, girl or woman, respectively. It includes, but is not restricted to sexuality in the sense of eroticism. (Money et al. 1955: 254)

Anhand von Statistiken und Einzelfallbeschreibungen veranschaulichten die Autor*innen, dass weder Chromosomen, Gonaden noch Hormone so einflussreich für die geschlechtliche Selbst- und Fremdwahrnehmung seien wie das »assigned sex«. Darunter verstanden sie das bei Geburt zugewiesene Geschlecht, nach dem ein Kind von Lebensbeginn an aufgezogen werde. Auch die Genitalien sahen sie nicht in direkter Kausalität zur »gender role«, sondern lediglich als wichtigen Orientierungsfaktor für elterliche Erziehungsentscheidungen. Im »gesunden« Entwicklungsprozess bilde sich in den ersten drei Lebensjahren eine »sichere« Geschlechtsidentität aus, die später einzelne Abweichungen von den klassisch männlichen oder weiblichen »gender roles« toleriere. Die frühkindliche Erziehung, nicht physikalisch messbare Attribute sei ausschlaggebend für die lebensweltlich relevante Geschlechtlichkeit.

1972 schärfte Money zusammen mit seiner Co-Autorin Anke Erhardt nach, dass Geschlechtlichkeit weder rein kulturell-sozial, noch rein biologisch zu erklären sei. Die Gegenüberstellung von »Kultur« und »Natur« hielten sie für unzeitgemäß. Sie argumentierten daher auch, dass »sex« und »gender« nicht klar voneinander abgrenzbar seien. Money fühlte sich missverstanden: Sowohl die Frauenbewegung als auch »advocates of male supremacy« hätten

26 Vgl. Haig 2004: 91.

27 Vgl. Money 1973: 397.

seine Arbeiten einseitig instrumentalisiert (zitiert nach: Money und Ehrhardt 1996: 17).²⁸ Money selbst knüpfte keine gesellschaftspolitischen Forderungen an seine Gender-Theorie. Er wollte vor allem mit neuen Therapieformen das Leid seiner Patient*innen lindern, u.a. mit bald kontrovers diskutierten Operationen in Gender Identity Clinics.²⁹

Das an der Johns Hopkins Universität entwickelte Gender-Role-Konzept erschien vielen Ärzt*innen, Psycholog*innen und Psychoanalytiker*innen als geeignete Vorlage, um weiter an dem Verhältnis zwischen sozialen und biologischen Einflüssen auf die Geschlechtlichkeit zu forschen. Rund um »gender« entstand in den 1960er Jahren ein breites klinisches Forschungsnetz mit neuen Subfeldern, ausgeklügelter Begrifflichkeit und direkter Therapieanwendung. Die Feministinnen, die ab 1970 zu »gender« arbeiteten, stützten sich neben den Texten von Money vor allem auf die Studien des Psychoanalytikers Robert Stoller (1925–1991) aus den 1960er Jahren. Stoller wollte die neue klinische Empirie mit psychoanalytischen Grundannahmen harmonisieren.³⁰ Er bezeichnete das kaum veränderliche Grundbewusstsein von männlich oder weiblich als »gender core identity«. Es werde innerhalb der ersten drei Lebensjahre als Teil der Entwicklung des »Selbst« ausgebildet. Nur bei einer kleinen Minderheit träten Komplikationen auf. Mittlerweile sei auch hier der Erfolg operativer und hormoneller »gender reassignment« bestätigt (Stoller 1963: 684). Stollers Texte lasen sich als Antwort auf die biologische und psychologische Geschlechtervielfalt, die er in seinem Klinikalltag beobachtete. Er beschrieb mehrere Patient*innen, die trotz vermeintlich widersprüchlicher Körpererscheinung ein klares Selbstverständnis als Mann oder Frau entwickelt hätten. Wie Money ging Stoller deshalb nicht von einer zwangsläufig äquivalenten Verbindung zwischen einem anatomischen »sex« und einem psychologisch-kulturellen »gender« aus. Allerdings hielt der Wissenschaftler die Existenz einer bisher ungeklärten »biological force« für möglich. Stoller hatte wichtige Bausteine seiner Geschlechtlichkeitstheorie aus seiner klinischen Praxis gewonnen.

28 Vgl. für Moneys Verhältnis zum Feminismus knapp: Rosario 2016: 19; vgl. für eine zeitgenössische Historisierung der Geschlechtertheorien: Pleck 1987; vgl. auch für eine Darstellung, die weniger auf Money allein zentriert ist, sondern sein Forschungsnetzwerk in den Blick nimmt: Eder 2022: z.B. 4.

29 Vgl. Fritz und Mulkey 2021; vgl. für eine trans-feindliche, feministisch-theologische Kritik an geschlechtsangleichenden Behandlungen z.B.: Raymond 1979; vgl. für die Empathie einzelner Sexualmediziner*innen: Eder 2022: 202.

30 Vgl. Stoller 1963, 1964, 1968; vgl. zum Übergang des Gender-Konzeptes von der Medizin in die Psychologie ausführlicher: Eder 2022: 196.

Generell verfolgte er jedoch entpathologisierende Interpretationen. Der Psychoanalytiker plädierte dafür, den Fokus der Gender-Forschung von der Pathologie auf das Studium der »konfliktfreien Persönlichkeitsentwicklung« zu verlagern. Diesem Aufruf kamen die feministischen Gender-Studien gewissermaßen nach.

»Gender« in der feministischen Soziologie Anfang der 1970er Jahre

Marginale Anfänge und enge Semantik

Zur bewussten Politisierung des Gender-Begriffes kam es durch feministische Wissenschaftlerinnen. Die Akademikerinnen führten mit »gender« ein Konzept ein, das sie bald als Alternative zur Schlüsselkategorie »women« diskutierten und mit dem sie den Forschungsschwerpunkt ihrer jungen Disziplin langfristig verschoben. Um 1970 stießen zuerst einzelne feministische Soziologinnen auf den medizinisch-psychologischen Forschungskomplex zu »gender«. Sie empfanden die auf anschauliche Patient*innen-Geschichten und quantitative Belege gestützten Thesen als beachtlich, gar überraschend. Ann Oakley zeigte sich beispielsweise verblüfft darüber, dass zu Moneys Patient*innen Jungen gehörten, die sich ganz ohne Penis zu »normal males« entwickelt hätten. Die Berichte aus dem Klinikalltag veranschaulichten ideal die feministische These, dass biologische Grundlagen keine große oder gar determinierende Bedeutung für das alltägliche soziale Miteinander hätten: »Gender is a visible fact most of the time: sex is not.« (Oakley 1972: 161) Die naturwissenschaftliche Empirie entsprach den sozialwissenschaftlichen und politischen Grundüberzeugungen der Wissenschaftlerinnen.

In den frühen 1970er Jahren war allerdings nur in einer überschaubaren Minderheit der feministischen Wissenschaftspublikationen die Rede von »gender«. ³¹ Absehbar war seine Erfolgsgeschichte nicht. Noch war der Begriff jenseits der Gender-Medizin unüblich. Außer durch einzelne schnell vergessene Sensationsnachrichten aus den Gender Identity Clinics war nur eine Minderheit der US-Gesellschaft mit der eng konzipierten Gender-Forschung und -Therapie in Kontakt gekommen. Die Diagnose von gesellschaftlichen Veränderungen im Männer-, Frauen- und Beziehungsideal lief unter dem Banner der »sex roles«. Auch die US-amerikanische Neue Frauenbewegung

31 Dazu gehörten: Holter 1970; Tobach 1971; Millett 1970; Oakley 1972; Bernard 1971.

verwendete nicht »gender«, sondern Konzepte, die wie »Patriarchat« direkt auf die Differenz und das Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen verwiesen.³² Obwohl Feministinnen das Problem der Geschlechterhierarchien als kulturell-soziales, nicht biologisches verstanden, glaubte ein einflussreicher Strang der Frauenbewegung an die Existenz eines universalen weiblichen Kerns, den es wiederzuentdecken gelte. Ziel vieler Mobilisierungsstrategien war daher, Bewusstsein für eine gemeinsame »women's experience« zu erschaffen.³³ Bereits in den 1960er Jahren kritisierten Women of Color diesen Ansatz. Eine Politik, die auf der »geteilten weiblichen Erfahrung« basiere, repräsentiere die Lebensumstände gebildeter, weißer, heterosexueller Frauen des Mittelstandes, nicht aber die spezifischen Alltagsprobleme schwarzer US-Amerikanerinnen.³⁴ Schwarze Feministinnen wiesen mit dem Schlagwort »identity« auf die Verschränkung von Rassismus und vergeschlechtlichter Unterdrückung hin. Den Begriff führten sie zugleich gegen die homogenisierenden Subjektvorstellungen der organisierten Frauenbewegung ins Feld.³⁵ Um 1970 distanzieren sich dann auch die ersten Gender-Feministinnen von Ansätzen, denen eine Rückbesinnung auf »ursprüngliche« Weiblichkeit vorschwebte. Stattdessen rückten sie Weiblichkeit und Männlichkeit, die Geschlechtlichkeit aller Menschen in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit.

Das Aufgreifen des Gender-Begriffes markierte zunächst keinen Paradigmenwandel innerhalb der feministischen Theorie. Wissenschaftsfeministinnen, die um 1970 »gender« als Teil einer allgemeinen Geschlechtlichkeitstheorie nutzten, schlugen mit dem Terminus meist unmittelbar das Modell von Money vor, oft mit Stollers Verfeinerungen. Sie erschlossen sich mit »gender« einen spezifischen, naturwissenschaftlichen Forschungsstand für die Women's Studies. Den ersten feministischen Gender-Publikationen lag entgegen der Darstellung kritischer Zeitgenossinnen eine klare Semantik und generell ein relativ homogenes Geschlechtlichkeitsverständnis zugrunde.³⁶

32 Vgl. für Ausnahmen: Eder 2022: 216–217. Die Wechselwirkungen zwischen der US-amerikanischen feministischen Basisbewegung und der Wissenschaft sind bisher nur in Ansätzen erforscht, dürften aber für den Erfolg von »gender« entscheidend gewesen sein.

33 Vgl. für die Idealisierung eines weiblichen Körpers und Geistes: Raymond 1979; vgl. auch: MacKinnon 1991; Allen und Young 1989; vgl. eine Kritik: Conover 1988: 988.

34 Vgl. zum »black feminism« zum Einstieg: Chapman 2019.

35 Vgl. ausführlicher zum Aufstieg des Identitäts-Begriffes: Sarasin 2021: 229–249; vgl. auch: Ehlers 2018: 353.

36 Vgl. z.B.: Unger 1979.

Autorinnen wie Ann Oakley, Luci Duberman und Kate Millett nahmen Moneys Deutungsangebot als gesicherten Forschungskonsens wahr und folgten ihm daher eng, bei der Definition von Schlüsselbegriffen wie »gender« oft sogar im Wortlaut. Zunächst kritisierten und verfeinerten sie kaum. Um eine eigenständige feministische Gender-Theorie handelte es sich bei den ersten feministischen Arbeiten zu »gender« daher nicht. Stattdessen waren sie eine Zusammenführung anerkannter Ansätze der Sex-role-Soziologie mit bis dato im Feminismus eher unbekanntem Erkenntnissen der Gender-Medizin. Zumindes für einige Jahre nahmen frühe Gender-Feministinnen die Schriften von Money und Stoller explizit in den wissenschaftsfeministischen Lektürekanon auf. Dieser enthielt zudem neben einschlägiger zeitgenössischer feministischer Literatur (Betty Friedan, Kate Millett) auch Klassiker der Psychoanalyse (Freud), marxistischen Theorie (Engels), Soziologie (Parsons, Komarovsky) und Anthropologie (Mead).

Etablierung des Sex-Gender-Paradigmas

In den frühen 1970er Jahren stellten akademische Feministinnen die Existenz einer unveränderlichen, biologischen Komponente von Geschlechtlichkeit keineswegs infrage. Eine abschließende Klärung des Verhältnisses von »sex« und »gender« hielten sie wie Money weder für nötig noch für möglich.³⁷ Seit den 1980er Jahren gilt der Aufsatz »The Traffic in Women« (1975) der Anthropologin Gayle Rubin als Beginn des Sex-Gender-Paradigmas.³⁸ Doch bereits die Wissenschaftlerinnen, die den Gender-Begriff in den akademischen Feminismus einführten, differenzierten mit ihm sprachlich unmittelbar ersichtlich zwischen einer »biologischen« und einer »sozial-kulturellen« Komponente der Geschlechtlichkeit. Gleichbedeutende Verwendungen von »sex« und »gender« gab es um 1970 kaum.³⁹ Damals haftete »gender« die disziplinäre Herkunft aus der Intergeschlechtlichkeitsforschung noch stark an. In »Sexual Politics« (1970), das als Mischung aus Theoriebildung, Literaturkritik und politischer Programmatik bald zu einem feministischen Bestseller wurde,

37 Vgl. z.B.: Millett 1970: 29.

38 Vgl. zum Einfluss Rubins z.B.: Nicholson 1994: 81; Fischer 2020.

39 Als Ausnahme erscheint die norwegische Sozialpsychologin Harriet Holter, die 1970 den Gender-Begriff in die skandinavische Sex-Role-Forschung einbrachte. Sie definierte »gender« allerdings nicht, verwendete es tendenziell synonym mit »sex«, nahm keinen Bezug auf die US-amerikanische Gender-Medizin und wurde kaum in der US-amerikanischen Debatte rezipiert. Vgl. Holter 1970, 1971; Epstein 1971; Feldman 1973.

nutzte die Literaturwissenschaftlerin Kate Millett den Begriff ausschließlich in Bezug auf die naturwissenschaftliche Forschung. Ansonsten hielt sie es mit dem verbreiteteren Schlagwort »sex role« für die soziale Geschlechtlichkeit.⁴⁰ Ende der 1970er Jahre begannen die Wissenschaftsfeministinnen, auch ohne Verweis auf die Gender-Medizin explizit zwischen »sex« und »gender« zu unterscheiden. Sie etablierten die Sex-Gender-Unterscheidung als wichtige Verständigungsgrundlage für ihren Fachaustausch.⁴¹ Mit dem neuen Gender-Begriff untermauerten die Feministinnen die Relevanz kultureller Einflüsse auf die Geschlechterordnung.

Seit Mitte/Ende der 1970er Jahre, als der innerfeministische Streit um tragfähige Leitkonzepte generell Fahrt aufnahm, widmeten sich die Wissenschaftlerinnen verstärkt der Schärfung einer eigenen feministischen Geschlechtlichkeitstheorie. Im interdisziplinären Austausch entwickelten sie »gender« konzeptionell weiter. Damit einher ging die Loslösung von Prämissen und Normen, die die Feministinnen zunächst unhinterfragt von den Kliniker*innen und Sex-Role-Soziolog*innen übernommen hatten, beziehungsweise die um 1970 oft ohnehin im Einklang mit ihren eigenen Ansichten standen. Dazu gehörten nicht nur eugenische Denktraditionen, modernisierungstheoretische Vorstellungen und Marktlogiken, sondern auch Argumentationen aus dem Diskurs um die »Demaskulinisierung«. So machten sich die ersten Gender-Feministinnen oft die zeittypische Pathologisierung von Konzepten wie »Homosexualität«, »Transsexualität« und »Travestie« für eine feministische Argumentation zu eigen. Sie erklärten beispielsweise, dass sich die »Gefahr« der männlichen Homosexualität vermeiden ließe, wenn nicht nur Mütter, sondern auch Väter Verantwortung für die Kindererziehung übernahmen.⁴² Vor der Folie späterer Vervielfältigungen von Geschlechtlichkeits- und Sexualitätsoptionen erscheinen die meisten feministischen Modelle der 1970er Jahre zudem als binär. Einige Wissenschaftlerinnen verdeutlichten mithilfe des Gender-Konzeptes allerdings die engen Verbindungen zwischen

40 Vgl. Millett 1970: z.B. 62.

41 Abzulesen ist die begriffliche Vereinheitlichung z.B. im Vergleich von: Chafetz 1974, 1978.

42 Vgl. Oakley 1972: 169; vgl. für eine kurze Darstellung homophober Theorieaneignungen durch Feminist*innen: Pleck 1987: 37–38. Money hielt sich in seinen Texten mit Wertungen und Normierungen stärker zurück als Stoller. Vgl. dagegen einschlägig zum Eingang des Gender-Konzeptes in die zeitgenössische Psychopathogenese: Gershman 1967; Ovesey und Person 1973.

sexuellen Normen und Geschlechterrollen, auch um Homophobie entgegenzutreten.⁴³ Bereits um 1970 ließ sich in der feministischen Gender-Literatur erahnen, dass über die Relation von »gender« und Sexualität bald ein größerer innerfeministischer Streit aufbrechen könnte. Für Kate Millett und Janet Saltzman Chafetz war klar, dass es keine angeborene Sexualität gebe. Solche Ideen hätten sich wie bei »gender« durch »Naturalisierungsdiskurse« festgesetzt. Sie forderten nicht nur die »Befreiung« von »gender roles«, sondern auch die Verwirklichung von »sexual freedom« (Millett 1970: 62).⁴⁴ Aufwind erhielten solche Ansichten aber erst durch die zunehmende Akzeptanz marginalisierter Sexualitäten im feministischen Mainstream und durch die wachsende Zusammenarbeit zwischen den Women's und Gay Studies in den 1980er Jahren.⁴⁵

Politisierung und innerfeministische Kritik

Die feministischen Wissenschaftlerinnen lagerten unterschiedlich konkretisierte politische Forderungen an die Sex-Gender-Unterscheidung an. So förderten sie, dass sich der Konflikt um Geschlechtlichkeitstheorien inner- wie außerhalb der Wissenschaft ausdehnte. Während Gender-Mediziner*innen an der therapeutischen Vereinheitlichung von äußerem Erscheinungsbild, innerem Empfinden und Körper einer Person lag, wollten Feministinnen traditionelle Geschlechterrollen überwinden. Die Gender-Perspektive sollte von Anfang an gesellschaftspolitische Debatten beeinflussen, verharrte aber bis etwa 1980 unterhalb des öffentlichen Radars. Größerer Widerhall blieb beispielsweise aus, als Jessie Bernard 1971 in »Women and the Public Interest« Daniel Bells und Irving Kristols Frage »What is the Public Interest?« (1965) aufgriff. Bernhards Text verdeutlicht, dass Feministinnen um 1970 mit »gender« bereits ähnliche Ideen diskutierten, für die Judith Butler ca. zwanzig Jahre später mit »Gender Trouble« berühmt wurde. Bernhard nutzte den Begriff, um auf die Paradoxien der formalen wie unausgesprochenen Geschlechterpolitiken hinzuweisen. Sie empfahl Politiker*innen, zwischen »sex« und »gender«, aber auch zwischen der sozial-psychologischen »gender identity« und der kulturell-sozialen »gender role« zu differenzieren. Nur so könnten sie die Geschlechterordnung im Einklang mit den US-amerikanischen Werten

43 Vgl. z.B.: Chafetz 1974: 186–194; Holter 1970: 202.

44 Vgl. ähnlich: Chafetz 1974: 5.

45 Vgl. z.B.: Spruill 2017: 130; Hegarty 2017.

»Allgemeinwohl« und individuellem »Glücksstreben« neugestalten (Bernard 1971: 16/34).

Der Gender-Ansatz diente der Soziologin aber wesentlich zur innerfeministischen Manöverkritik. Sie nahm die Frauenbewegung als gespalten wahr: Feministische Organisationen wie der Dachverband NOW übernahmen mit ihrem hierarchischen Politikstil bloß »sexist standards«, anstatt sich gegen diese zur Wehr zu setzen.⁴⁶ »Movement women« lebten dagegen wirkungsvoll abweichende »feminine gender roles« vor, so Bernard. Außerdem verwies sie auf ein weiteres Problem: »The term women in the title of this essay is not, then, as simple as it might seem.« (Bernard 1971: 29) Bisher hätten Wissenschaft, staatliche Geschlechterpolitik und organisierte Frauenbewegung die Differenzen zwischen Männern und Frauen überbetont, die Unterschiede zwischen Frauen jedoch vernachlässigt. Avant la lettre distanzierte sich Bernard so von dem Konzept der »identity politics«, das zunächst Women of Color entwickelten, bevor es in den 1990er Jahren durch konservative Polemik und linksintellektuelle Distanzierung zu einem vieldiskutierten Gegenstand der »culture wars« wurde.⁴⁷ Für die Soziologin baute Gender-Aktivismus nicht auf idealisierten Weiblichkeitsvorstellungen, sondern auf individuellem Protest und der Neustrukturierung sozialer Beziehungen auf. Solange Kindererziehung und Hausarbeit nicht gleichwertig zwischen den Geschlechtern – gemeint waren Männer und Frauen – aufgeteilt werde, sei in keinem Lebensbereich Gleichberechtigung zu erreichen.⁴⁸ Wenn die menschliche Fortpflanzung nicht mehr die ganze Gesellschaft in zwei unterschiedliche Gruppen einteile, müsste generell neu über Männlichkeit und Weiblichkeit, aber auch über »sex« und Sexualität nachgedacht werden.

Zu weitgehend ähnlichen Ansichten kamen andere frühe Gender-Feministinnen: Sie nahmen Anstoß an der »Naturalisierung« von Machtverhältnissen, also der Gleichsetzung biologischer und sozialer Unterschiede im öffentlichen Diskurs. Sie hielten nicht nur Frauen, sondern auch Männer für die

46 Vgl. knapp zur Prägung des Neologismus »Sexismus« Ende der 1960er Jahre: Sarasin 2021: 159.

47 Als Erstnennung des Konzeptes »identity politics« gilt das Statement des Combahee River Collective von 1977, das jedoch zunächst keine große Rezeption auslöste. Vgl.: Combahee River Collective 2010. Eine systematische Untersuchung der Diskurse über »identity politics« steht noch aus.

48 Zwischen 1960 und 1990 stieg in den USA der Anteil berufstätiger Frauen an der arbeitsfähigen weiblichen Bevölkerung von 35 auf 58 Prozent an. Vgl. Mauch et al. 2020: 345.

Leidtragenden der gegenwärtigen Ordnung; wollten die Gender-Analyse ins Zentrum gesellschaftspolitischer Debatten rücken und träumten von einer Zukunft, in der »gender« keine Rolle mehr spiele, sondern sich alle Individuen frei entfalten könnten. Als zentralen Ansatzpunkt identifizierten Gender-Feministinnen die Familie.⁴⁹ Die klinische Forschung hätte ihnen gezeigt: Wenn sich die Geschlechterordnung langfristig ändern sollte, müsste bei der frühkindlichen Gender-Sozialisation aller Geschlechter angesetzt werden. Als wünschenswerte Rebellion gegen die Zwänge des »Patriarchats«, nicht als Pathologie wie bei vielen Kliniker*innen galten aber auch alltagskulturelle Abweichungen von Normen. Wissenschaftspolitisch setzten die Gender-Feministinnen auf eine Erweiterung ihres Forschungsbereiches über »women« hinaus und damit auf einen stärkeren Anschluss an andere Disziplinen.

Die frühen feministischen Gender-Arbeiten standen also in Spannung zu anderen zeitgenössischen Positionen innerhalb der Frauenbewegung. Als offene Zerwürfnisse traten die Differenzen allerdings erst ab Ende der 1980er Jahre zutage. Innerhalb der feministischen Gender-Literatur der 1970er Jahre zeichneten sich weitere Meinungsunterschiede ab: in der Gewichtung des Einflusses von »Natur« und »Kultur«⁵⁰; dem Grad der Politisierung und der Konkretisierung geschlechterpolitischer Forderungen; und im wissenschaftlichen Stellenwert der Gender-Forschung.⁵¹ »Gender« bot genügend ungeklärte Fragen mit Konfliktpotential, um die akademischen Feministinnen für die nächsten Jahrzehnte zu beschäftigen.

Mehrgleisige Durchsetzung in den 1980er Jahren

Feministische Nutzbarmachung und Eingang in breitere Gesellschaftsdebatten

Das wissenschaftliche und politische Eigenleben von »gender« in den 1980er und 1990er Jahren ist in seiner Gänze kaum erfassbar, denn der Diskurs explodierte förmlich. Diese Entwicklung war unter anderem geprägt von dem

49 Vgl. zum anti-feministischen sogenannten »pro-family movement« in den USA z.B.: Cooper 2019; Critchlow 2005; Flowers 2019; Taranto 2017.

50 Vgl. z.B.: Holter 1970: 274–278; Tobias 1974; vgl. für eine Aufwertung kultureller Faktoren z.B.: Baker 1980; Duberman 1975.

51 Vgl. besonders selbstbewusst z.B.: Gould und Kern-Daniels 1977: 186.

Wachstum der Women's Studies, aber auch von dem anti-feministischen Kurswechsel der Republikanischen Partei sowie der AIDS-Krise. Die zirkulierenden Definitionsmöglichkeiten stammten in ihrem Kern deutlich aus dem wissenschaftlichen Austausch. Der Aufstieg des Gender-Begriffes war Teil gleichzeitiger, verschlungener und zum Teil gegenläufiger Entwicklungen. Er ging einher mit immer entschiedeneren Zurückweisungen zunächst innerhalb der Frauenbewegung und schließlich von anti-feministischer Seite. Bereits die unterschiedlichen, teils konträren Interessen der Wissenschaftlerinnen an »gender« lagen nicht nur auf der intellektuellen Ebene. Die Diskursveränderungen der 1980er Jahre schufen den Nährboden für die politische Zuspitzung und gesellschaftliche Ausweitung der Gender-Kontroversen ab 1990.

Entscheidenden Auftrieb erhielt die Verbreitung von »gender« direkt am Anfang des Jahrzehntes. 1980 begann die breite Berichterstattung über »gender« – im Politik-, nicht im Kulturteil der nationalen Zeitungen. Verschiedenen zeitgenössischen Meinungsumfragen zufolge hatten Frauen bei der Präsidentschaftswahl 1980 zwischen drei und neun Prozent seltener als Männer für den Sieger Ronald Reagan gestimmt.⁵² Angestoßen durch den feministischen Dachverband NOW entspann sich eine öffentliche Debatte um das Schlagwort »gender gap«. In diesem Zuge nahmen nicht nur einflussreiche Feministinnen wie Bella Abzug, sondern auch demokratische wie republikanische Politiker*innen, Wahlexpert*innen, Journalist*innen und schließlich weite Teile der amerikanischen Bevölkerung den Gender-Begriff auf, um über Geschlechterpolitik zu diskutieren.⁵³

Zeitgenoss*innen beobachteten, wie »gender« in immer mehr Situationen anstelle des zuvor gebräuchlichen Wortes »sex« erschien.⁵⁴ »Gender« galt nun als die höflichere Variante, um über Geschlechtlichkeit zu sprechen, weil es nicht direkt Assoziationen mit Sexualität oder Sexismus weckte. Anders als heute herrschte in der Gender-Gap-Debatte der frühen 1980er Jahre Konsens, dass »gender« den Unterschied zwischen Männern und Frauen bezeichne. Weder weckte der Begriff in dieser breiten öffentlichen Sphäre Assoziationen mit der Intergeschlechtlichkeitsforschung, aus der er stammte, noch diente er dazu, über die wachsenden Verästelungen der feministischen Theorie zu sprechen. Die Definition von »gender« war kein Diskussionsgegenstand, wohl

52 Vgl. z.B.: Mansbridge 1985: 165.

53 Vgl. z.B.: Abzug 1984; o. A. 1982; Rossi 1983; Acker 1983; Clymer 1982.

54 Auch Lexika nahmen die neue Verwendungsweise auf. Vgl. z.B.: Safire; Houghton Mifflin 1992: 754; vgl. auch: Scott 2010.

aber die mit dem Begriff nun verbundenen politischen Schlussfolgerungen und Maßnahmen. Die beiden großen US-Parteien festigten just in dem Moment ihre entgegengesetzten Haltungen zum Feminismus, in dem »gender« als allgemeiner Begriff für Männer und Frauen in den alltäglichen Sprachgebrauch einging. Während die Demokratische Partei immer entschiedener für die feministische Causa einstand, setzte sich in der Republikanischen Partei der anti-feministische Flügel durch.⁵⁵ Unter Ronald Reagan ließen die Republikaner*innen ihre Unterstützung für zwei zentrale Anliegen der Frauenbewegung – das ERA und die Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen – fallen.

In der Debatte um den »gender gap« begann 1980 die US-amerikanische organisierte Frauenbewegung in ihrer Breite, den Gender-Begriff in der politischen Mobilisierung zu nutzen. Dabei stand er noch voll im Einklang mit der Idee der »geteilten weiblichen Erfahrung«. Gleichzeitig suchten die Feministinnen mit dem Aufgreifen von »gender« den Anschluss an allgemeine Themen der Innen- und Außenpolitik jenseits klassischer »women's issues«. Den »gender gap« bei der Wahl 1980 verstanden sie als Beleg für die Existenz eines neuen, eigenen »voting bloc« aus Frauen.⁵⁶ Feministinnen empfanden die Wahl daher trotz Reagans Sieg als historischen Wendepunkt für das Gruppenbewusstsein von Frauen, das sich erst dank der Neuen Frauenbewegung ausgebildet habe. Feministische Organisationen wie NOW begannen, Frauen gezielt bei der Ausführung ihres aktiven und passiven Wahlrechts zu unterstützen. Frauen sollten als vollwertige Subjekte der Politik ernst genommen werden.⁵⁷ Das gelang immerhin so erfolgreich, dass auch der Republikanischen Partei eine »gender strategy« nötig erschien, um Reagans Wiederwahl zu sichern (Barr 1982). Zwar behielten die Republikaner*innen ihre Opposition zur Frauenbewegung bei. Trotzdem umwarben sie nun gezielt Frauen. Zu den Maßnahmen der Partei gehörten die Einführung eigener geschlechterpolitischer Ämter und Gremien, die Evaluation von Reagans Öffentlichkeitswirkung und Personalentscheidungen wie die Ernennung von Sandra Day O'Connor als erste Richterin am Obersten Gerichtshof.⁵⁸ Geschlechterpolitik entwickelte sich auch dank

55 Vgl. weiterführend: Ryan-Hume 2021; Flowers 2018; Taranto 2017: 265, 271 u. 281.

56 Außerdem war die Wahlbeteiligung von Frauen 1980 erstmals so hoch wie diejenige von Männern. Vgl. zur Kritik an der Voting-Bloc-Deutung z.B.: Bennett 1986; Conover 1988; Bolce 1985.

57 Vgl. z.B.: Steinem et al. 1983; Abzug 1984.

58 Vgl. ausführlicher: Flowers 2018.

der neuen Vokabel »gender« parteiübergreifend zu einem zunehmend bedeutsamen Handlungsfeld.

Ende des 20. Jahrhunderts gehörte »gender« zusammen mit dem wachsenden Rassismus-Bewusstsein in der Trias »race, class, gender« zu der Neubestimmung des progressiven Selbstverständnisses.⁵⁹ Die außerwissenschaftliche Verbreitung des Begriffes verweist darauf, dass sich der akzeptierte Rahmen für den Umgang mit Geschlechtlichkeit allgemein verschoben hatte. Gleichzeitig wurden der Terminus und seine Konzeption zum festen Bestandteil der Kämpfe um Gesellschaftsdeutungen und -ordnungen, die seit den 1970er Jahren Politik und Gesellschaft prägten.⁶⁰ Die zunehmende Verwendung von »gender« verstärkte, dass Zeitgenoss*innen sich in tiefgreifenden Umbrüchen wähten.⁶¹

Herausbildung eines neuen wissenschaftlichen Standards und Ausdifferenzierung der Theorie

Als der Gender-Begriff in den 1980er Jahren im politischen Alltag immer selbstverständlicher wurde, wurden seine Auslegungen unter feministischen Wissenschaftlerinnen immer komplexer und uneinheitlicher. Die Akademikerinnen erarbeiteten eigenständig-feministische Geschlechtlichkeits-Erklärungen. Ohne Unterlass erweiterten und modifizierten sie ihre Theorien. Sie brachten eine unübersichtliche Gleichzeitigkeit verschiedener Gender-Vorstellungen hervor. »Gender« war jedenfalls – verbunden mit institutionellen und forschungskonjunkturellen Entwicklungen – in der Breite des Wissenschaftsfeminismus angekommen. Aber auch jenseits frauenbewegter Forschung musste sich Wissenschaft am Puls der Zeit spätestens ab Ende der 1980er Jahre zu dem neuen Begriff und seinen Bedeutungen positionieren – und sei es durch Ignoranz.

Ab den späten 1970er Jahren entstanden kulturwissenschaftliche, soziologische, literaturwissenschaftliche und historische Gender-Analysen sowie

59 Vgl. weiterführend z.B.: Geismer 2022, 2014; Kruse und Zelizer 2019; Schulman 2019.

60 Die Geschlechtergeschichte gilt als besonders aufschlussreicher Ansatz zur Überwindung der Dichotomie zwischen den beiden derzeit gängigen Forschungsrichtungen der US-Zeitgeschichte, der »Polarisierungsforschung« und der »Neo-Consensus History«: Schulman 2019: 494. Vgl. für die Historisierung der »cultural wars«: Hartman 2019; Rodgers 2012.

61 Vgl. zeitgenössisch: Scott 1995.

zahlreiche, zum Teil sehr ausgefeilte Gender-Theorien.⁶² Feministinnen öffneten ihren Blick nach und nach einer vielschichtigeren Erforschung von Geschlechtlichkeit. Besonders anregend für die feministische Theoriearbeit der 1980er Jahre war der erwähnte Rubin-Aufsatz »The Traffic in Women« von 1975. Rubin bezweifelte die Existenz biologischer Geschlechtlichkeitskomponenten nicht. Sie interessierte sich aber primär für die historisch-soziale Herkunft der »oppression of women«, der die medizinisch-psychologische Geschlechterforschung nicht nachgegangen war.⁶³ »Gender« brachte Rubin ins Spiel, um sich von dem populären Konzept »Patriarchat« abzugrenzen. Sie schlug stattdessen »sex/gender system« zur politisch weniger vorbelasteten und offeneren Beschreibung der vergeschlechtlichten Gesellschaftsordnung vor. Darunter verstand sie

a set of arrangements by which the biological raw material of human sex and procreation is shaped by human, social intervention and satisfied in a conventional manner, no matter how bizarre some of the conventions may be. (Rubin 1975: 165)

In einem Vorgehen, das im Gender-Feminismus Schule machte, erarbeitete Rubin sich eine differenzierte feministische Sicht auf die einflussreichen Theorien der »Moderne« (Marx, Engels, Freud, Lacan, Lévi-Strauss). Ihr »sex/gender system« umfasste die jeweils spezifischen ökonomischen und politischen Gesellschaftsordnungen, Familienstrukturen und die individuelle Psyche. Feministische Politik müsste daher all diese Bereiche adressieren.⁶⁴

Der geistreiche Aufsatz der Anthropologin entwickelte sich zu einem der zentralen Referenzpunkte der feministischen Gender-Forschung. Bis dato hatten feministische Arbeiten zu »gender« die Deutungsangebote aus verschiedenen Disziplinen eher additiv nebeneinandergestellt. Rubin versuchte nun, eine genuin interdisziplinäre Erklärung zu entwickeln, indem sie die verschiedenen Theorietraditionen aufeinander bezog. Die Aussagekraft der

62 Vgl. für einen Überblick: Featherstone und Byrnes 2018: 92; vgl. zum Ertrag der Gender-Studien die zahlreichen Einführungen in die Gender-Forschung verschiedener Wissenschaftsdisziplinen, hier exemplarisch: Opitz-Belakhal 2018; parallel zu feministischen Gender-Konzepten entstand eine Denkformation, die sich »feminist theory« nannte. Vgl.: Hirsch und Keller 1991.

63 Rubin nahm keinen Bezug auf die medizinische Gender-Forschung, kannte aber vermutlich die Arbeiten Moneys. Vgl. Eder 2022: 224.

64 Vgl. auch: Cherniavsky 2020: 90.

klassischen Sex-Rolle-Theorie galt Soziolog*innen ohnehin zunehmend als beschränkt. Vernachlässigt seien viele relevante Aspekte sozialer Interaktionen wie beispielsweise Sprache oder – für Feministinnen zentral – das Verhältnis von »gender« und »Macht«. ⁶⁵ Besonders viel Anregung zogen US-amerikanische Feministinnen in den 1980er Jahren nicht nur aus den Arbeiten Michel Foucaults, sondern auch von französischen Theoretikerinnen wie Julia Kristeva, Luce Irigaray oder Monique Wittig. ⁶⁶ Die Gender-Theorien der 1980er Jahre waren über die Sex-Rolle-Soziologie und die Intergeschlechtlichkeitsforschung hinausgewachsen. Wissenschaftsfeministinnen nahmen mittlerweile überwiegend Bezug auf die Arbeiten ihrer Kolleginnen, vor allem Oakley, Millett und Rubin.

Die Ausweitung des Konzeptes führte dazu, dass immer mehr Auslegungsversuche gegeneinander konkurrierten. »Gender« ergänzte nicht mehr nur »sex«, sondern verwies immer häufiger auf Geschlechtlichkeit als Ganze. Das rasante Wachstum der feministischen Wissenschaftssparte beförderte diesen Prozess zusätzlich. ⁶⁷ Etablierte Fächer nahmen die Konzepte und Ergebnisse der Women's Studies zunehmend, obgleich oft ablehnend, zur Kenntnis. In nahezu allen Sozial- und Geisteswissenschaften begannen einzelne Wissenschaftlerinnen, über Geschlechtlichkeit als neue Analysedimension für ihre Forschung nachzudenken. Für die meisten universitären Disziplinen war die Gender-Perspektive tatsächlich neu, was sie je nach Standpunkt revolutionär, überflüssig oder bedrohlich erscheinen ließ. Gender-Ansätze klinkten sich produktiv in breitere Forschungstrends wie den Aufstieg der Kultur- und Verhaltenswissenschaften, die aufziehenden Auseinandersetzungen um »Identität« oder den überwölbenden Kompetenzstreit zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften ein. ⁶⁸ Denn auch die Feministinnen kamen mit der Übernahme der Analysekrriterien »sex« und »gender« von Anfang an nicht um die Frage herum, in welchem Verhältnis Materie und Kultur zueinander ständen. Sie bezogen die beiden Kategorien durchaus aufeinander.

In den 1980er Jahren brachen sich die schwelenden Uneinigkeiten im feministischen Geschlechtlichkeitsdenken in einem erbitterten Streit über

65 Vgl. z.B.: Gould und Kern-Daniels 1977.

66 Vgl. rückblickend z.B.: Butler 1994. Judith Butler hielt die sogenannte »French Theory« 1999 für eine »curious American construction [...]«. Butler 1999 (1990): 9.

67 In Deutschland setzte die Ausbreitung der Frauen- und Geschlechterforschung erst in den 1990er Jahren ein. Vgl. z.B.: Faulstich-Wieland und Krüger 2006: 57–67.

68 Vgl. zu den Trends z.B.: Graf 2018: 457–461.

den Zusammenhang zwischen körperlichen und sozialen Geschlechtlichkeitsfaktoren Bahn. Sie führten den Wissenschaftlerinnen vor Augen, wie wenig sich der Terminus »gender« selbst erklärte und welche Folgen sich an seine Definitionsfrage anschlossen. Die polemischen Wortbeiträge verdeckten dabei die Nuancen der Fachdebatten. Grob systematisiert entwickelten sich zwei Richtungen des feministischen Gender-Denkens auseinander. Erstere hielt an der Existenz elementarer, meist biologisch gedachter Unterschiede zwischen Mann und Frau fest. Trotzdem markierte der Gender-Begriff wie in den Diskussionen um den »gender gap« 1980 für immer mehr Forscherinnen Geschlechtlichkeit als Ganzes. Die zweite Auslegungsweise machte die semantische Ausdehnung zum Prinzip. Die Anhängerinnen bezweifelten die Tragfähigkeit der Sex-Gender-Dichotomie und die Existenz eines identifizier- und wiederherstellbaren weiblichen Kerns. Sie wollten »gender« als offene, verunsichernde Kategorie verstanden wissen. Langfristig setzte keine der beiden Strömung ihre Gender-Auffassung allgemein durch. Die Unterscheidung zwischen »sex« und »gender« blieb trotz ihrer intensivierten Infragestellung in großen Kreisen der frauenbewegten Wissenschaft legitim.⁶⁹ Mit konsequent-sozialkonstruktivistischen Gender-Theorien entstanden aber zusätzliche Assoziationsmöglichkeiten, die den 1990er Jahren schließlich in den breiteren Gesellschaftsdiskurs um »gender« eintraten. Davor sorgten sie innerhalb der feministischen Fachkreise für viel Aufruhr, Missverständnisse, aber auch inspirierende Erkenntnismomente.

Bereits Ende der 1970er Jahre, als viele Feministinnen erstmals von der Sex-Gender-Unterscheidung hörten, wollten einzelne Wissenschaftlerinnen gedanklich einen Schritt weiter gehen. Sie nahmen sich in neuropsychologischen, biologischen und anthropologischen Studien die feministische »Entmythologisierung« des biologischen Geschlechtes vor. Monique Plaza (1978), Anne Fausto-Sterling (1986), Suzanne Kessler und Wendy McKenna (1978) gingen davon aus, dass sowohl das soziale als auch das biologische Geschlecht kulturell-geformte Konzepte seien. Anregung bot ihnen abermals die naturwissenschaftliche und klinische Geschlechtlichkeitsforschung, diesmal jedoch als Gegenstand der Wissenschaftskritik. Kessler und McKenna erklärten:

69 Vgl. Unger und Crawford 1993.

The cultural/biological distinction traditionally associated with the usage of gender versus sex is a technical one, applicable to scientists in the laboratory and some textbooks, but little else. (Kessler und McKenna 1978: 7)

Schließlich spielten bei der alltäglichen Einordnung von Personen in die Kategorien Mann oder Frau weder ausgefeilte wissenschaftliche Erklärungen noch die Kenntnis der Genitalien des jeweiligen Gegenübers eine Rolle, so Kessler und McKenna. Sie schrieben, dass selbst Wissenschaftler wie Robert Stoller auf ihr »common sense knowledge« zurückgriffen, um bei der Behandlung von »Transsexuellen« das dichotome Geschlechterparadigma aufrecht zu erhalten (Kessler und McKenna 1978: 4). Mediziner*innen hätten mit zahlreichen körperlich uneindeutigen Menschen gearbeitet. Trotzdem hätten sie nie in Betracht gezogen, dass all die biologischen Aspekte, die sie als Bestandteile von »sex« diskutierten, ähnlich der sozial-kulturellen Attribute von »gender« auf einem Spektrum liegen könnten. Erst willkürliche Trennlinien erlaubten die Einteilung in zwei Gruppen. Auch wenn die Autorinnen die Existenz physikalischer Geschlechtstfaktoren nicht leugneten, wie einige Rezipient*innen irrtümlicherweise meinten, erklärten sie doch, »that the element of social construction is primary in all aspects of being female or male [...]«. (Kessler und McKenna 1978: 7) »Gender« erfuhr in Kessler/McKenna's Deutungsangebot also durchaus eine Aufwertung. Gedanklich lockerten die beiden Psychologinnen nicht nur die geschlechtliche Binarität auf, sondern wiesen auch auf den begrenzten Nutzen einer klaren Differenzierung zwischen Hetero- und Homosexualität hin. Sie kritisierten außerdem die therapeutische Praxis. 1975 hatte die WHO »Transsexualität« erstmals in der »Internationalen Klassifikation der Krankheiten« (ICD) als Störungsbild aufgenommen. Kessler und McKenna warben demgegenüber für das Selbstbestimmungsrecht. Die komplizierten Testverfahren, mit denen Kliniker*innen versuchten, die wahre »gender identity« einer Person zu ermitteln, belegten für sie den Wahn vom Geschlechterdualismus. Die einzig verlässliche Antwort könne die betroffene Person selbst liefern, die auch »Neither«, »Both«, ganz andere Kategorien oder »I don't know« wählen dürfte (Kessler und McKenna 1978: 9).

So geriet die klinische Herkunft von »gender« unter anderem über die stärkere feministische Kritik an der Geschlechtermedizin und über die zunehmende Hinwendung zu kulturwissenschaftlichen Ansätzen in Vergessenheit. John Money missfiel diese Entwicklung. Am Ende des Jahrhunderts räumte er ein, dass die medizinische Geschlechterforschung mittlerweile biologische Unterschiede zwischen Männern und Frauen entdeckt habe, von denen er

1955 nichts hatte wissen können. Dem Feminismus warf Money nun pauschal vor, diese Weiterentwicklungen zu ignorieren. Die Trennung von »sex« und »gender« hielt er daher aus einer anderen Warte als die Sozialkonstruktivistinnen für unhaltbar.⁷⁰ Dennoch diskutierten auch die Feministinnen äußerst kontrovers, in welchem Verhältnis Biologie und Kultur zueinander ständen.

Innerfeministische Widerstände und erneuertes Selbstverständnis

Mit der wachsenden Verwendung von »gender« vervielfältigten sich nicht nur die Auslegungsmöglichkeiten. Auch die Widerstände gegen den neuen Schlüsselbegriff für die frauenbewegte Forschung und Geschlechterpolitik intensivierte sich. Das geschah zuerst innerhalb feministischer Fachkreise. »Gender« wurde ab Mitte der 1980er Jahre zum Dreh- und Angelpunkt eines ausufernden Streites um die Frage nach einer politisch und intellektuell tragfähigen Grundlage des Feminismus. Außerdem rangen die Wissenschaftlerinnen um Deutungshoheiten, institutionellen Einfluss und das feministische Selbstverständnis. Einzelne Feministinnen sprachen sich auch deshalb so entschieden gegen »gender« aus, weil sie den Begriff mit Veränderungen assoziierten, die sie innerhalb der Frauenbewegung wahrnahmen und die ihnen missfielen. Der Gender-Diskurs wurde Schauplatz längerfristiger feministischer Erneuerungsprozesse und der Gegenwehr zu diesen Transformationen.

Die intellektuellen und politischen Bruchlinien der feministischen Fachdebatten hatten sich bereits in der frühen Übernahme von »gender« um 1970 angekündigt. In den 1980er Jahren spitzten sich an der organisierten Basis der Frauenbewegung die Differenzen an Themen wie Pornografie, Sexarbeit und sexualisierte Gewalt zu. Feministinnen sprachen von »sex wars«. Die Beteiligten umrissen ihre Meinungsverschiedenheiten meist mit der Unterscheidung eines »Radikal-« oder »Moralfeminismus« von einem »Liberalfeminismus«.⁷¹ Beide Seiten rangen darum, wer den Feminismus in der politischen Öffentlichkeit repräsentieren dürfe und wie sich die Frauenbewegung gegenüber anderen Interessensgruppen positionieren sollte. In den hochgradig politisierten Gesellschaftsdebatten um Sexualstrafrechtsreformen, einzelne Sexuallskandale und eine amerikanische »rape culture« waren die Grenzen zwischen Anti-Pornografie-Feminismus, Neokonservatismus

70 Vgl.: Money und Ehrhardt 1996: z.B. xii und xvii.

71 Vgl. für die Anfänge der »radikalfeministischen« Bewegung z.B.: Hegarty 2017: 3; Sielke 2004: 367.

und Neuer Rechte zum Teil fließend.⁷² Im feministischen Nachdenken über Sexualität und Geschlechtlichkeit verschränkten sich Theoriefragen mit unterschiedlichen Auffassungen über den Staat und die Geschichte der Neuen Frauenbewegung. An dem einen Ende des Meinungsspektrums koppelten Feministinnen ihre Präferenz für poststrukturalistische Gender-Theorien mit individuell-kulturellen Aktivismus-Strategien und anti-staatlichem Liberalismus. Ab 1990 wurde Judith Butler zur prominentesten Vertreterin dieser Denkrichtung. Aber bereits zuvor zogen immer mehr Wissenschaftlerinnen das offenere Gender-Konzept den viel diskutierten Alternativen »women«, »feminine«, »difference« oder »identity« vor. Ihnen gegenüber standen Feministinnen, die hinter »gender« die »Auflösung der Frau« und das Ende konkreter Rechtsreformen fürchteten.⁷³ In den 1980er Jahren stieg die Juristin Catherine MacKinnon zur bekanntesten Fürsprecherin dieser zweiten Position auf. Sie arbeitete in »Sexual Harassment of Working Women« (1979) eine einflussreiche Neukonzipierung von Geschlechterdiskriminierung aus, die weit über feministische und juristische Expert*innenkreise hinaus ausstrahlte.⁷⁴ Poststrukturalistische Gender-Modelle hielt MacKinnon, die heute oft als eine Vordenkerin von #MeToo gilt, für untauglich.⁷⁵ Sie beharrte darauf, dass es politisch notwendig und epistemologisch legitim sei, von wesenseigenen Geschlechterunterschieden zwischen Männern und Frauen auszugehen.

Im feministischen Alltag vermischten sich in den 1980er Jahren allerdings unterschiedliche Gender-Vorstellungen mit anderen einflussreichen Schlüsselkonzepten, zum Beispiel »Intersektionalität«.⁷⁶ Gemeinsam bildeten sie neue, durchaus widersprüchliche Grundsätze des Feminismus. Seine jüngeren Anhängerinnen studierten oft Philologien oder die neuen Women's Studies-Programme. In ihrem selbst-explorativen Aktivismus verbanden sie individuellen Protest mit kollektiver Solidarität, offene Fragen mit konkreten Forderungen, Popkultur mit Theoriedebatten und Militanz mit Verletzlichkeit.⁷⁷ Zumindest ein universitätsnaher Teil der Bewegung erprobte, wie sich sozialkonstruktivistische Vorstellungen in politisches Handeln überführen

72 Vgl. z.B.: Strub 2011; Bronstein 2011.

73 Vgl. für eine vielbeachtete Kritik aus dem deutschen Raum: Duden 1993.

74 1986 erkannte der Supreme Court erstmals »sexual harassment« als Strafbestand nach »Title VII« des Bürgerrechtsgesetzes von 1964 an.

75 Vgl. MacKinnon 2000: 691.

76 Vgl.: Crenshaw 1989.

77 Vgl. zum sogenannten Riot-Grrrl-Feminismus: Lusty 2017.

ließen. Nebeneinander überdauerten im feministischen Bewusstsein die Sex-Gender-Unterscheidung, das Verständnis von »gender« als »doing« oder eben poststrukturalistische Perspektiven auf biologische Faktoren. Zwischen den beiden feministischen Polen »women« und »gender« entstanden außerdem zahlreiche ausgefeilte Synthesen und Vermittlungsversuche aus verschiedenen Denkrichtungen, beispielsweise dem »Neuen Materialismus«. ⁷⁸ Vielbeachtet war auch Gayatri Chakravorty Spivaks »strategischer Essentialismus«, eine Art reflexive Selbsttäuschung mit dem Gewinn politischer »agency«.

Ab Ende der 1980er Jahre bezeichneten immer mehr Wissenschaftlerinnen ihre Arbeit als »gender studies«. Mit dem Label drückten sie die Öffnung des Gegenstandsbereichs feministischer Forschung, aber auch die institutionelle Brisanz der Konflikte um »gender« aus. Nach mehrjährigen internen Auseinandersetzungen nannten sich schließlich zahlreiche US-amerikanische Studienprogramme Ende der 1990er Jahre offiziell von Frauen- zu Geschlechterstudien um oder ergänzten »gender« zumindest in ihrem Titel. ⁷⁹ »Gender studies« verwies nicht zwangsläufig auf poststrukturalistische Zugänge, sondern auf ein weites Bündel von Geschlechtlichkeitsvorstellungen. Keine Wissenschaftlerin setzte ihre Definition durch, sodass letztendlich unvereinbare Gender-Vorstellungen unter dem Dach der expandierenden Feminismusforschung ihre Nische fanden. Vielen Wissenschaftlerinnen war bewusst, dass sowohl die Setzung von »women« als auch die völlige Aufgabe eines vordefinierten politischen Subjektes Kehrseiten mit sich brachten. ⁸⁰ Trotzdem machten feministische Wissenschaftlerinnen die Erfahrung, dass sie nicht einmal bei Kolleginnen die Auslegung und Verortung ihrer Schriften steuern konnten. Immer unkontrollierbarere Eigendynamiken nahmen die Diskurse an, als in den 1990er Jahren selbsterklärte Gegner*innen der »Postmoderne« den Gender-Begriff jenseits der akademischen Fachdebatten mit dieser schillernden Gegenwartsdiagnose verknüpften. Unter dem Banner der »Postmoderne« verhandelten Intellektuelle und Journalist*innen Erkenntnistheorien, vor allem aber den Umgang mit gesellschaftlichen Liberalisierungen seit den 1960er Jahren und damit das Erbe feministischen Engagements. ⁸¹ In dem konservative Intellektuelle »gender« als »postmodern« charakterisierten,

78 Vgl. z.B. den als Streitgespräch angelegten Sammelband: Benhabib 1993; oder: Hara-way 1985.

79 Vgl. Lodal 2001: 56–61.

80 Vgl. z.B.: Alcoff 1988: 407.

81 Vgl. ausführlicher: Eckel 2020.

förderten sie, dass auch im öffentlichen Diskurs Konflikte um die semantische Bedeutung von »gender« aufbrachen und der Terminus selbst als politisch links erschien.

Die AIDS-Krise verstärkte ebenfalls, dass sich der Wissenschaftsfeminismus weiter zergliederte und innovative Arbeiten zu Sexualität und Geschlechtlichkeit entstanden. Als Antwort auf unverhohlene Homophobie und die Veräumnisse der Reagan-Regierung entstand ein spezifischer AIDS-Aktivismus, der auf der Lesben- und Schwulenbewegung aufbaute und auch das wissenschaftliche Nachdenken vieler Feministinnen nachhaltig prägte.⁸² Nachdem Lesben und Women of Color lange um ihren Platz im Feminismus gekämpft hatten, war er ihnen Ende der 1980er Jahre nicht mehr ernsthaft abzusprechen. Gerade für jüngere Feministinnen waren Sensibilität für die Zusammenhänge zwischen Rassismus und Sexismus sowie die Anerkennung verschiedener Sexualformen selbstverständlich geworden. Trotzdem kapselten sich einige Feministinnen weiterhin bewusst von der Homosexuellenbewegung und den Sexuality Studies ab, weil sie ihnen als männer-dominiert galten. Tendenziell behielten gerade Wissenschaftlerinnen, die »women« gegenüber »gender« präferierten, in den 1980er Jahren diese Haltung bei.

Viele Feministinnen fanden dagegen über poststrukturalistische Gender-Ansätze das Gespräch mit den Gay Studies und der Homosexuellenbewegung, falls sie sich ihnen nicht ohnehin zurechneten.⁸³ Im Zuge der AIDS-Krise bildete sich eine eigene Wissenschaftsgemeinschaft rund um das Gender-Konzept und um Sexualitäts-Vorstellungen heraus, für die sich bald das Schlagwort »queer« fand.⁸⁴ Die poststrukturalistisch geschulten Wissenschaftler*innen richteten ihre politischen Schlussfolgerungen nicht nur gegen die staatliche Gesundheitspolitik und die Neue Rechte, sondern auch gegen Feministinnen wie MacKinnon. Die Juristin sah in Sexualität den wesentlichen Ursprung des Machtgefälles zwischen Männern und Frauen. Zum Schutz von Frauen forderte sie ein schärferes Sexualstrafrecht.⁸⁵ Queer-Theoretiker*innen sahen sich durch die AIDS-Krise zwar darin bekräftigten, wie MacKinnon das Zusammenspiel aus Geschlechtlichkeit und Sexualität zu analysieren. Feste, gar eindimensionale Identitätsvorstellungen lehnten sie

82 Vgl. z.B.: Stulberg 2018.

83 Vgl. z.B.: Bem 1995.

84 Als paradigmatische Einführung von »queer« in den Wissenschaftsdiskurs gilt: Lauretis 1991.

85 Vgl. dazu: Fischel 2019.

jedoch ab. Für die Wissenschaftler*innen lag in performativen Gender- und Sexualitätsmodellen Befreiungspotential, das sie bei »Moralfeministinnen« nicht fanden.⁸⁶

Die akademischen Auseinandersetzungen um »gender« in den 1980er Jahren fügten sich in die fortlaufenden internen Konflikte darüber, was überhaupt unter Feminismus zu verstehen sei. Die Wissenschaftlerinnen aktualisierten viele ihrer Grundprobleme und festigten Gegensätze, die bis heute den Feminismus prägen. Mithilfe von »gender« entwickelten sich aber auch Theorieangebote, aus denen seitdem sehr unterschiedliche Akteur*innen Inspiration für ihr Denken und Handeln zogen.

Fazit und Ausblick

Um 1990 konkurrierten etliche Definitionen und Bewertungen von »gender« miteinander. Der Diskurs war unüberschaubar geworden. Seine Anfänge sind dagegen klar identifizierbar mit der medizinischen Forschung über Inter-geschlechtlichkeit in den 1950er Jahren und deren Rezeption durch die sich gründenden Women's Studies um 1970. Ausgehend von einer relativ präzisen Semantik erfolgte seit Mitte/Ende der 1970er Jahre die konzeptionelle Erweiterung und politische Aufladung des Begriffes schubweise von verschiedenen Seiten. Eine zentrale Triebkraft hinter dem Aufstieg von »gender« waren die Theorietexte und aktivistischen Konzepte US-amerikanischer akademischer Feministinnen. Schnell etablierten die Forscherinnen »gender« als Gegenbegriff zu anderen feministischen Schlagworten. Im Wissenschaftsfeminismus begannen die Politisierung, Bedeutungsvervielfältigung und die Kämpfe um den Begriff. Bereits zwischen 1970 und 1990 verbreitete sich der Terminus daher wesentlich im Modus des Streitens um seine Bedeutungen. Anhand von »gender« dachten die Akademikerinnen nicht nur über Geschlechtlichkeitstheorien nach, sondern beleuchteten alle erdenklichen Herausforderungen feministischer Forschung und Politik. Intellektuelle Vorlieben und politische Präferenzen überschritten sich daher. Die gesellschaftspolitischen Debatten erreichte »gender« gut zehn Jahre nach seiner Funktionalisierung für die Feminismusforschung. Ende der 1980er Jahre war aus dem linguistischen Fachterminus »gender« ein ubiquitärer Begriff gesellschaftlicher Diagnostik und politischer Praxis geworden. Seine Omnipräsenz war Ausdruck einer

86 Vgl. z.B.: Jagose 2001: 99; Laufenberg 2022: 78–87.

gewachsenen Sensibilität für die Geschlechtlichkeit gesellschaftlicher Ordnungen.

Zunächst war eine so durchschlagende Verbreitung des Gender-Begriffs nicht absehbar. Ihm war auch sein heutiges Empörungspotential nicht inhärent. Die Intensität der Gender-Kontroversen war nicht zuletzt das Ergebnis gezielter Instrumentalisierung, aber auch unintendierter Nebeneffekte. Beides entfaltete seine volle Durchschlagskraft in den 1990er Jahren. »Gender« wurde als analytischer Terminus aufgegriffen, um bestimmte Problemwahrnehmungen zu untermauern und auf Handlungsnotwendigkeiten hinzuweisen. Seine ambivalente Wirkung erlangte »gender« im Laufe der Zeit für manche Beobachter*innen auch im Verbund mit einer Reihe weiterer umstrittener Schlagwörter wie »postmodern« oder »queer«. Bereits die wissenschaftliche Rezeption feministischer Gender-Theorien zeichnete sich an vielen Stellen durch Missverständnisse, Verkürzungen und Verzerrungen aus. Autorinnen konnten die Interpretation und Verortung ihrer Texte nicht steuern. Weder den Befürworterinnen noch den Gegnerinnen von »gender« oder bestimmter Bedeutungszuschreibungen, die in diesen Begriff gelegt wurden, gelang es, alleinige Deutungshoheit zu erlangen. Stattdessen lagerten sie eine Reihe verschiedener Referenzmöglichkeiten und Problemkomplexe an den Begriff an. Die Karriere von »gender« war per se ambivalent und verlief auf gegenläufigen Entwicklungsbahnen. So brachen die innerfeministischen Auseinandersetzungen um Definitionen in den 1980er Jahren aus, als der Begriff ins politische Vokabular breiterer Gesellschaftskreise einging. Beim Transfer in neue Handlungsfelder verlor »gender« nicht nur Bedeutungsschichten, sondern diese vermischten sich auch oft.

In den 1990er Jahren nahmen diese Entwicklung ein bis dahin ungekanntes Ausmaß an. Das lag unter anderem daran, dass Wissenschaftler*innen sich politisch schärfer und öffentlichkeitswirksamer äußerten.⁸⁷ Manche essentialistisch argumentierende Feministinnen wurden dabei – oft ungewollt – zu Vordenkerinnen einer politischen Bewegung, die ab Mitte der 1990er Jahre auftrat: die »Anti-Gender«-Bewegung. Ihre Anhänger*innen fügten Topoi wie »gender ideology« oder »gender agenda« in bereits bestehende anti-feministische und anti-intellektuelle Bedrohungsdiskurse ein, um die mit dem Begriff verbundenen sozialpolitischen Reformen zu diskreditieren.⁸⁸ Anschlussfähig erwiesen sich solche Ressentiments gegen feministische Gender-Theorien

87 Vgl. z.B.: Nussbaum 1999.

88 Vgl.: O'Leary 1995.

und -Programme, aber auch an andere gängig werdende Schlagworte wie »Globalisierung«, »Neoliberalismus« oder »political correctness«. Das Ent-rüstungspotential von »gender«, aber auch seine Bekanntheit nahmen durch den Übergang der Theoriedebatten in die interessierte Öffentlichkeit und den Anti-Feminismus ab 1990 zu. Parallel überführte auch jenseits der USA eine wachsende Zahl unterschiedlicher Akteur*innen »gender« als positive Leitidee in konkrete Handlungspläne, wie das »Gender Mainstreamig« oder Management-Strategien großer Wirtschaftsunternehmen.

Diese Entwicklungen beobachteten einstige Proponentinnen des Gender-Konzepts zuweilen mit Unbehagen.⁸⁹ Der Begriff sei mittlerweile zu gewöhnlich und unscharf, um weiterhin als subversives feministisches Analyseinstrumentarium zu dienen. Auch die Zeitgeschichte muss sich der semantischen Überdetermination stellen. Weder sollte sie hinter die Erkenntnisse der Gender-Forschung seit den 1970er Jahren zurückfallen. Noch kann sie die Vieldeutigkeit, Unkontrollierbarkeit und Politizität von »gender« ignorieren, auf die seine Begriffsgeschichte hinweist. »Gender« zeigt, dass die Wahl des geschichtswissenschaftlichen Werkzeugs oft unmittelbar mit den Fragen danach verbunden ist, wie »politisch« Zeitgeschichte sein darf oder muss und welche Art der Kritik sie vornimmt.

Literaturverzeichnis

- Abzug, Bella. *Gender Gap. Bella Abzug's Guide to Political Power for American Women*. Boston: Houghton Mifflin, 1985.
- Acker, Joan. *The New Women's Politics. Origin of the Gender Gap*. *Social Science Quarterly* 64 (1983), 887–890.
- Alcoff, Linda. *Cultural Feminism versus Post-Structuralism. The Identity Crisis in Feminist Theory*. *Signs* 13 (1988), 405–436.
- Allen, Jeffner/Young, Iris Marion. *Introduction*. In: Jeffner Allen and Iris Marion Young (eds.): *The Thinking Muse. Feminism and Modern French Philosophy*. Bloomington: Indiana University Press, 1989, 1–17.
- Baker, Susan W. *Biological Influences on Human Sex and Gender*. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 6 (1980), 80–96.

89 Vgl. z.B.: Nicholson 1994; Scott 2010.

- Barr, William. Women's Issues. Ronald Reagan Presidential Library, OA9095. Two Year Gender Gap Strategy, 17. November 1982, William Barr Files, »Women's Issues: Gender Gap«, Box 14.
- Bem, Sandra Lipsitz. Dismantling Gender Polarization and Compulsory Heterosexuality. Should We Turn the Volume Down or Up? *Journal of Sex Research* 32 (1995), 329–334. DOI: 10.1080/00224499509551806.
- Benhabib, Seyla (Hg.). *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a.M., 1993.
- Bennett, Linda L. M. The Gender Gap. When an Opinion Gap is Not a Voting Bloc. *Social Science Quarterly* 67 (1986), 613–625.
- Bernard, Jessie. *Women and the Public Interest. Policy and Protest in American Life*. Somerset: Taylor and Francis, 1971.
- Bolce, Louis. The Role of Gender in Recent Presidential Elections. Reagan and the Reverse Gender Gap. *Presidential Studies Quarterly* 15 (1985), 372–385.
- Brink, Cornelia. Anachronismen und neue Aufmerksamkeiten. Überlegungen zur geschlechtersensiblen Sprache in der deutschsprachigen historischen Forschung. *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 18 (2021), 584–602.
- Bronstein, Carolyn. *Battling Pornography. The American Feminist Anti-Pornography Movement, 1976–1986*. Cambridge, New York: Cambridge University Press, 2011.
- Butler, Judith. Sexual Traffic. Interview with Gayle Rubin. *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 6 (2/3) (1994), 62–99.
- Butler, Judith. *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge, 1999 [1990].
- Chafetz, Janet Saltzman. *Masculine/Feminine or Human? An Overview of the Sociology of Sex Roles*. Itasca, Ill.: Peacock, 1974.
- Chafetz, Janet Saltzman. *Masculine, Feminine or Human? An Overview of the Sociology of the Gender Roles*. 2. print. Itasca, Ill.: Peacock, 1978.
- Chapman, Erin D. A Historiography of Black Feminist Activism. *History Compass* 17 (7) (2019) (zuletzt geprüft am 04.04.2022).
- Cherniavsky, Eva. On (the Impossibility of) Teaching Gayle Rubin. *Feminist Formations* 32 (2020), 88–95.
- Clymer, Adam. Warning on »Gender Gap« from the White House. In: *The New York Times* (December 3th, 1982), Section A; Page 26, Column 3; National Desk.
- Combahee River Collective. »The Combahee River Collective Statement« (1977). In: Kate Ronald and Joy S. Ritchie (eds.): *Available Means. An Anthology*

- of Women's Rhetoric(s). Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 2010, 292–300.
- Conover, Pamela Johnston. Feminists and the Gender Gap. *The Journal of Politics* 50 (1988), 985–1010.
- Cooper, Melinda. *Family Values. Between Neoliberalism and the New Social Conservatism*. First paperback edition. New York: Zone Books, 2019.
- Crenshaw, Kimberle. Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. *A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. *University of Chicago Legal Forum* 1 (1989), 138–167.
- Critchlow, Donald T. *Phyllis Schlafly and Grassroots Conservatism. A Woman's Crusade*. Princeton: Princeton University Press, 2005.
- Disch, Lisa/Hawkesworth, Mary (eds.). *The Oxford Handbook of Feminist Theory*. New York: Oxford University Press, 2018.
- Duberman, Lucile. *Gender and Sex in Society*. New York: Prager Publ., 1975.
- Duden, Barbara. Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. *Feministische Studien* 11 (1993), 24–33.
- Eckel, Jan. Nachdenken über das »Ende«. Übergänge und Nebeneinander in der Zeitdiagnostik um 1990. In: Christian Marx/Morten Reitmayer (Hg.): *Die offene Moderne. Gesellschaften im 20. Jahrhundert*. Festschrift für Lutz Raphael zum 65. Geburtstag. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, 386–413.
- Eder, Sandra. *How the Clinic Made Gender. The Medical History of a Transformative Idea*. Chicago, London: The University of Chicago Press, 2022.
- Ehlers, Nadine. Identity. In: Lisa Disch and Mary Hawkesworth (eds.): *The Oxford Handbook of Feminist Theory*. New York: Oxford University Press, 2018, 347–366.
- Epstein, Cynthia Fuchs. Book Reviews: Sex Roles and Social Structure. By Harriet Holter, 1970. *Acta Sociologica* 14 (1) (1971), 130–131.
- Faulstich-Wieland, Hannelore; Krüger, Heinz-Hermann. *Einführung in Genderstudien*. 2., durchges. Aufl. Opladen: Budrich, 2006.
- Featherstone, Lisa; Byrnes, Cassandra. *A History of Gender*. In: Karin Sellberg (ed.): *Gender. Time*. Farmington Hills, Mich: Macmillan Reference USA, 2018, 85–102.
- Feldman, Jaqueline. Review. *Sex Roles and Social Structure* by Harriet Holter; *Sex, Gender and Society* by Ann Oakley; *La Femme dans le Monde moderne* by Evelyne Slulerot (1973). *International Review of Education* 19 (1) (1973), 154–157.

- Ferree, Myra. *Varieties of Feminism. German Gender Politics in Global Perspective*. Palo Alto: Stanford University Press, 2012.
- Fischel, Joseph. Catharine MacKinnon's Wayward Children. *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 30 (1) (2019), 34–54.
- Fischer, Julien E. Initiation Rites. »Thinking Sex« and the Feminist Theory Canon. *Feminist Formations* 32 (2020), 29–48.
- Flowers, Prudence. »A Prolife Disaster«. The Reagan Administration and the Nomination of Sandra Day O'Connor. *Journal of Contemporary History* 53 (2018), 391–414.
- Flowers, Prudence. *The Right-to-Life Movement, the Reagan Administration, and the Politics of Abortion*. Cham: Springer International Publishing, 2019.
- Freeman, Jo. Women's Liberation and its Impact on the Campus. *Liberal Education* 57 (1971), 468–478.
- Fritz, Melanie; Mulkey, Nat. The Rise and Fall of Gender Identity Clinics in the 1960s and 1970s. *Bulletin of the American College of Surgeons* (1. April 2021), 40–45.
- Gammerl, Benno. Differenzkompetenz statt Identitätspolitik. Eve Kosofsky Sedgwick's »Epistemology of the Closet« (1990). *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 18 (2021), 644–651.
- Geismer, Lily. *Don't Blame US. Suburban Liberals and the Transformation of the Democratic Party*. First paperback printing. Princeton: Princeton University Press, 2014.
- Geismer, Lily. *Left Behind. The Democrats' Failed Attempt to Solve Inequality*. First edition. New York: PublicAffairs, 2022.
- Gershman, Harry. The Evolution of Gender Identity. *Bulletin of the New York Academy of Medicine* 43 (1967), 1000–1018.
- Geulen, Christian. Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts. *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), 79–97.
- Gould, Meredith; Kern-Daniels, Rochelle. Toward a Sociological Theory of Gender and Sex. *American Sociologist* 12 (1977), 182–189.
- Graf, Rüdiger. Verhaltenssteuerung jenseits von Markt und Moral. Die umweltpolitische Regulierungsdiskussion in der Bundesrepublik Deutschland und den USA im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 66 (2018), 435–462.
- Graf, Rüdiger; Priemel, Kim Christian. *Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin*. *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 59 (2011), 479–508.

- Haig, David. The Inexorable Rise of Gender and the Decline of Sex. *Social Change in Academic Titles, 1945–2001*. *Archives of Sexual Behavior* 33 (2) (2004), 87–96.
- Haraway, Donna J. A Manifesto for Cyborgs. *Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s*. *Socialist Review* 80 (1985), 65–108.
- Hark, Sabine. *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Berlin: Suhrkamp, 2005.
- Hark, Sabine. Gender Trouble und die Folgen. Eine Innenansicht. *WestEnd* 4 (2007), 154–165.
- Hartman, Andrew. *A War for the Soul of America. A History of the Culture Wars*. Second edition. Chicago, University of Chicago Press, 2019.
- Hegarty, Peter. *A Recent History of Lesbian and Gay Psychology. From Homophobia to LGBT*. London: Routledge, 2017.
- Heinemann, Isabel; Stern, Alexandra Minna. Gender and Far-Right Nationalism. Historical and International Dimensions. Introduction. *Journal of Modern European History* 20 (3) (2022), 311–321.
- Hirsch, Marianne; Keller, Evelyn Fox. Introduction. In: Marianne Hirsch and Evelyn Fox Keller (eds.): *Conflicts in Feminism*. Florence: Taylor and Francis, 1991, 1–8.
- Hockerts, Hans Günter. *Zeitgeschichte in Deutschland. Begriffe, Methoden, Themenfelder*. *Historisches Jahrbuch* 113 (1993), 98–127.
- Holmes, Brooke. *Gender. Antiquity and its Legacy*. London: I.B.Tauris, 2012.
- Holter, Harriet. *Sex Roles and Social Structure*. Oslo: Universitetsforlaget, 1970.
- Holter, Harriet. *Sex Roles and Social Change*. *Acta Sociologica* 14 (1/2) (1971), 2–12.
- Houghton Mifflin. *The American Heritage Dictionary of the English Language*. 3rd ed. Boston: Houghton Mifflin, 1992.
- Jagose, Annamarie. *Queer Theory. Eine Einführung*. 1. Aufl. Berlin: Querverlag, 2001.
- Janett, Mirjam. *Dazwischen? Intergeschlechtlichkeit in der historischen Forschung. Überblick und Perspektiven, Forschungsberichte*. In: infoclio.ch. 2022.
- Jones-Katz, Greg. »The Brides of Deconstruction and Criticism« and the Transformation of Feminism in the North American Academy. *Modern Intellectual History* 17 (2) (2022), 413–442.
- Kallenberg, Vera. *Neu gelesen. Gerda Lerner*. *WerkstattGeschichte* 86 (2) (2022), 151–155.

- Kessler, Suzanne J.; McKenna, Wendy. *Gender. An Ethnomethodological Approach*. New York: Wiley, 1978.
- Klöppel, Ulrike. *XXoXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*. Bielefeld: transcript, 2015.
- Komarovsky, Mirra. *Cultural Contradictions and Sex Roles*. *The American Journal of Sociology* 52 (3) (1946), 184–189.
- Kruse, Kevin Michael; Zelizer, Julian E. *Fault Lines. A History of the United States Since 1974*. First edition. New York NY, London: W.W. Norton & Company, 2019.
- Laufenberg, Mike. *Queere Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2022.
- Lauretis, Teresa de. *Queer Theory. Lesbian and Gay Sexualities*. *An Introduction. differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 3 (2) (1991), iv–xviii.
- Lodal, Kirsten E. *Engendering an Intellectual Space. The Development of Women's Studies at Yale University, 1969–2001*. New Haven, 2001.
- Loss, Christopher P. *Between Citizens and the State. The Politics of American Higher Education in the 20th Century*. Princeton: Princeton University Press, 2012.
- Lusty, Natalya. *Riot Grrrl Manifestos and Radical Vernacular Feminism*. *Australian Feminist Studies* 32 (93) (2017), 219–239.
- MacKinnon, Catharine A. *From Practice to Theory, or What Is a White Woman Anyway*. *Yale Journal of Law and Feminism* 4 (1) (1991), 13–22.
- MacKinnon, Catherine (2000): *Points Against Postmodernism*. *Chicago-Kent Law Review* 75 (3) (2000), 687–712.
- Mansbridge, Jane J. *Myth and Reality. The ERA and the Gender Gap in the 1980 Election*. *Public Opinion Quarterly* 49 (2) (1985), 164–178.
- Mauch, Christof; Ortlepp, Anke; Heideking, Jürgen. *Geschichte der USA. 7., aktual. u. ergänzt. Aufl.* Tübingen, Stuttgart: UTB, 2020.
- Mead, Margaret. *Male and Female. A Study of the Sexes in a Changing World*. New York: William Morrow & Company, 1949.
- Meyerowitz, Joanne. *A History of »Gender«*. *The American Historical Review* 113 (2008), 1346–1356.
- Millett, Kate. *Sexual Politics*. New York: Doubleday, 1970.
- Money, John. *Gender Role, Gender Identity, Core Gender Identity. Usage and Definition of Terms*. *Journal of the American Academy of Psychoanalysis* (1) (1973), 397–402.

- Money, John; Ehrhardt, Anke A. *Man & Woman, Boy & Girl. The Differentiation and Dimorphism of Gender Identity From Conception to Maturity*. Soft-cover Edition. Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press., 1996.
- Money, John; Hampson, Joan; Hampson, John. Hermaphroditism, Gender and Precocity in Hyperadrenocorticism. *Psychologic Findings. Bulletin of the Johns Hopkins Hospital* 96 (1955), 253–264.
- Müller, Ernst; Schmieder, Falko. *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*. 2. Aufl., Berlin: Suhrkamp, 2019.
- National Opinion Research Centre. *A National Census of Women's Studies Programs*. Chicago: National Opinion Research Centre, 2007.
- Nicholson, Linda. *Interpreting Gender*. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 20 (1994), 79–105.
- Nussbaum, Martha. *The Professor of Parody. The Hip Defeatism of Judith Butler*. In: *The New Republic* 220 (22. Februar 1999), 37–45.
- o. A. Briefing. *NOW, the Gender Gap*. In: *The New York Times* (June 4th, 1982), 18, Section A.
- O'Leary, Dale. *Gender. The Deconstruction of Women*. Providence, 1995.
- Oakley, Ann. *Sex, Gender and Society*. London: Maurice Temple, 1972.
- Opitz-Belakhal, Claudia. *Geschlechtergeschichte*. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Campus, 2018.
- Orderica, Camila. *From Femicide to Femicidio. Latin American Contributions to Feminist Conceptual History*. *Contributions to the History of Concepts* 17 (1) (2022), 45–61.
- Orleck, Annelise. *Rethinking American Women's Activism*. New York: Routledge, 2022.
- Ovesey, L.; Person, E. *Gender Identity and Sexual Psychopathology in Men. A Psychodynamic Analysis of Homosexuality, Transsexualism, and Transvestitism*. *Journal of the American Academy of Psychoanalysis* 1 (1973), 53–72.
- Parsons, Talcott. *An Analytical Approach to the Theory of Social Stratification*. *American Journal of Sociology* 45 (1940), 841–862.
- Parsons, Talcott. *Age and Sex in the Social Structure of the United States*. *American Sociological Review* 7 (1942), 604.
- Paul, Barbara; Wenk, Silke. *Einleitung. Geschlechterwissen, Disziplinen und »dissidente Partizipation«*. In: Silke Wenk, Barbara Paul und Corinna Bath (Hg.): *Geschlechterwissen in und zwischen den Disziplinen. Perspektiven der Kritik an akademischer Wissensproduktion*. Bielefeld: transcript, 2020, 9–26.

- Pleck, Joseph H.: *The Theory of Male Sex-Role Identity. Its Rise and Fall, 1936 to the Present*. In: Harry Brod (ed.): *The Making of Masculinities. The New Men's Studies*. London: Routledge, 1987, 21–38.
- Raymond, Janice G. *The Transsexual Empire. The Making of the She-Male*. Boston: Beacon Press, 1979.
- Rodgers, Daniel T. *Age of Fracture*. 1. Harvard Univ. Press paperback ed. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press, 2012.
- Rosario, Vernon. How »Sex« Undid John Money. *The Gay & Lesbian Review Worldwide* 23 (1) (2016), 18–22.
- Rossi, Alice S. *Beyond the Gender Gap. Women's Bid for Political Power*. *Social Science Quarterly* 64 (1983), 718–733.
- Rubin, Gayle. *The Traffic in Women. Notes on the »Political Economy« of Sex*. In: Rayna R. Reiter (ed.): *Toward an Anthropology of Women*. New York: Monthly Review Press, 1975, 157–210.
- Ryan-Hume, Joe. *The National Organization for Women and the Democratic Party in Reagan's America*. *The Historical Journal* 64 (2) (2021), 454–476.
- Safire, William. *On Language. Goodbye Sex, Hello Gender*. In: *The New York Times Magazine* (August 5th, 1984), Sektion 6, 8.
- Salper, Roberta L. *San Diego State 1970. The Initial Year of the Nation's First Women's Studies Program*. *Feminist Studies* 37 (2011), 656–683.
- Sarasin, Philipp. 1977. *Eine kurze Geschichte der Gegenwart*. Berlin: Suhrkamp, 2021.
- Schmidt, Susanne. *Midlife Crisis. The Feminist Origins of a Chauvinist Cliché*. Chicago: University of Chicago Press, 2020.
- Schmincke, Imke. *Wie »Das andere Geschlecht« zu einer »Bibel« des Feminismus wurde*. *APuZ* (5) (2019), 24–29.
- Schulman, Bruce J. *The Seventies. The Great Shift in American Culture, Society, and Politics*. Riverside: Free Press, 2001.
- Schulman, Bruce J. *Post-1968 U.S. History. Neo-Consensus History for the Age of Polarization*. *Reviews in American History* 47 (2019), 479–499.
- Scott, Janny. *At Appomattox in the Culture Wars*. In: *The New York Times* (May 25th, 1995).
- Scott, Joan Wallach. *Gender. A Useful Category of Historical Analysis*. *American Historical Review* 91 (1986), 1053–1075.
- Scott, Joan Wallach. *Gender. Still a Useful Category of Analysis?* *Diogenes* 57 (1) (2010), 7–14.
- Sielke, Sabine. *The Politics of the Strong Trope. Rape and the Feminist Debate in the United States*. *American Studies* 49 (3) (2004), 367–384.

- Sielke, Sabine. Judith Butler, *Gender Trouble* (1990). Oder wider die Schwarz-weißmalerei. In: Olaf Stieglitz und Jürgen Martschukat (Hg.): *race & sex*. 49 Schlüsseltexte aus vier Jahrhunderten neu gelesen. Berlin: Neofelis, 2016, 64–71.
- Spruill, Marjorie J. *Divided We Stand. The Battle over Women's Rights and Family Values That Polarized American Politics*. New York: Bloomsbury Publishing USA, 2017.
- Steinem, Gloria; Edgar, Joanne; Thom, Mary. Losing a Battle but Winning the War? *Ms. Magazine* 11 (January, 1983), 35.
- Stoller, Robert. Gender-Role Change in Intersexed Patients. In: *JAMA* 188 (1963), 684–685.
- Stoller, Robert. A Contribution to the Study of Gender Identity. In: *International Journal of Psychoanalysis* 45 (1964), 220–226.
- Stoller, Robert. *Sex and Gender. The Development of Masculinity and Femininity*. London: Karnac, 1968.
- Strub, Whitney. *Perversion for Profit. The Politics of Pornography and the Rise of the New Right*. New York: Columbia University Press, 2011.
- Stulberg, Lisa M. *LGBTQ Social Movements*. Cambridge: Polity, 2018.
- Taranto, Stacie. *Kitchen Table Politics. Conservative Women and Family Values in New York*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2017.
- Tarrant, Shira. When Sex Became Gender. *Mirra Komarovsky's Feminism of the 1950s. Women's Studies* 33 (3/4) (2005), 334–355.
- Tarrant, Shira. *When Sex Became Gender*. New York: Routledge, 2013.
- Tobach, Ethel. Some Evolutionary Aspects of Human Gender. *The American Journal of Orthopsychiatry* 41 (1971), 710–715.
- Tobias, Shelia. *Women's Studies. Its Origins, its Organization, and its Prospects*. In: Carolyn Cummings Perrucci and Dena B. Targ (eds.): *Marriage and the Family. A Critical Analysis and Proposals for Change*. New York: D. McKay Co, 1974, 189–200.
- Toepfer, Georg. Diversität. Historische Perspektiven auf einen Schlüsselbegriff der Gegenwart. *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 17 (2020), 130–144. DOI: 10.14765/ZZF.DOK-1767.
- Unger, Rhoda K. Toward a Redefinition of Sex and Gender. *American Psychologist* 34 (1979), 1085–1094.
- Unger, Rhoda K.; Crawford, M. Sex and Gender. The Troubled Relationship Between Terms and Concepts. *Psychological Science* (4) (1993), 122–124.
- Vofß, Heinz-Jürgen. *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript, 2015.

- Wald, Christina. Martha C. Nussbaum versus Judith Butler. Oder »Old-style«-Feminismus versus poststrukturalistische Gender-Theorie. In: Ralf Klausnitzer und Carlos Spöerhase (Hg.): *Kontroversen in der Literaturtheorie – Literaturtheorie in der Kontroverse*. Bern: Peter Lang, 2007, 427–442.
- Walsh, Matt. *The Shocking And Twisted Origins Of Modern Gender Theory EXPLAINED* (2020). Online verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=1qXVOsI2KNE> (zuletzt geprüft am 30.08.2023).
- Walsh, Matt. *The DISGUSTING Origin of Gender Theory* (2022). Online verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=8HU9HhPmnqQ> (zuletzt geprüft am 30.08.2023).
- Wilkinson, Sue. Editor's Introduction. »Toward a Redefinition of Sex and Gender« by Rhoda Unger. A Reappraisal. *Feminism & Psychology* 17 (4) (2007), 429–433.
- Zimmer, Thomas. Reflections on the Challenges of Writing a (Pre-)History of the »Polarized« Present. *Modern American History* 2 (3) (2019), 403–408.

The Market of Desire

On the Emergence of a Consensual-Consumerist Morality in the 20th Century¹

Heiko Stoff

Abstract: *At the beginning of the 20th century, sexology increasingly distinguished between sex and reproduction. At the same time, desire was assigned a crucial function for human sexuality, and the biopolitical criterion of reproduction was replaced by the ethical principle of consensus. A »new morality« emerged. This turned pathologies into varieties into identities. While this development can definitely be understood as a certain liberation from the gender roles of the 19th century, it also tied sexuality and gender to the conditions of a liberal capitalist achieving and consumer society.*

Keywords: *Consumerism; Consensual; »New Morality«; Varieties; Sex Reform*

Introduction

Since the end of the 19th century, when sexology emerged from sexual pathology, one can speak of a consumerist sex economy, which, however, tended to spread primarily in the metropolises of liberal capitalist societies. Its hallmark is a sexual and gender variety in which desire and its satisfaction are the real driving forces. In the 1920s, this was advertised as a »new morality«, which was based on a new understanding of a flexible body regulated by hormones, and which promised the perfectly reasonable fulfillment of individual desire. But

1 The central ideas of this contribution can also be found in this German-language version: Stoff 2023.

such right to gratification and satisfaction, which was declared in terms of sexual ethics, was full of conflict and by no means absolutely distanced from the ideal of continuous monogamy.

In the following, the genealogy of consumerist sexuality, which must also be understood as an alignment to consensual sexual relationships, will be presented in more detail. Individualized pleasure corresponds to the development of liberal capitalism and at the same time materializes in the functions of the hormonally regulated body. With the separation of reproduction and sex as well as the flexibilization of the sexual body, pathologies in the sexological discourse turned into anomalies and finally into varieties. In this sex-economic logic, pleasure satisfaction corresponds to the behavior of consumers («consumer choices»). As early as the 1920s, a new morality of consecutive polygamy was proclaimed, which is realized in the subjectification of consumerist bodies freed from the burdens of 19th century's gender roles.

The new morality of enjoying life

The sex reform debate of the early 20th century claimed to base a »new sex morality« on the evidence of a scientifically evaluated natural drive. This was in opposition to what was classified as unscientific »old sex morality« primarily concerned with protecting marital procreation. According to this, sexuality had to be unfree and alienated in bourgeois society, precisely because it contradicted the latest findings in sexology, which were gained in the context of sex hormone research. Bourgeois sexuality practiced in the 19th century, as can be summarized from the contributions to the discussion, such as those put forward within the framework of the World League for Sexual Reform, was itself unscientific, and therefore unnatural, since it did not correspond to the hormonal economy of the sexual body (Haire 1930).

The idea that sexuality itself follows an economic logic was already discussed at the time, for example by Antonio Gramsci and Wilhelm Reich. In particular, the connection between class society and sexual morality was debated, and a fundamental contrast between the »full satisfaction of natural needs« (Reich 1945: 24) and an ascetic and conservative sexual morality was stated. Around sixty years later, the historian Lawrence Birken pointed out that at the long turn from the 19th to the 20th century, a consumerist ideology was established both in marginalist or neoclassical economic theory and in sexological discourse (Birken 1988). After that, consumption no longer meant covering needs, but was tied to desires that could never be completely satisfied, and to

varied enjoyment of life, as Hermann Heinrich Gossen, a pioneer of neo-classical theory, already pointed out in the mid-19th century: »People want to enjoy their lives and make it their purpose in life to increase their enjoyment of life to the highest possible level« (Gossen 1854: 1).² According to Birken, this resulted in an egalitarian ideology of consumers united under the single function of desire (Birken 1988: 132). Sexuality as a biological criterion, Regenia Gagnier deepened this thesis, meant a »pleasure liberated from reproduction«. As much as this consumerist conviction spread as a »new morality«, it remained bound to the conditions of a liberal capitalist industrial society (Gagnier 2000: 236).³

As early as the late 19th century a »market of pleasures« emerged, in which, in principle, anything could become an object of desire. Finally, in the 20th century, hormone-driven bodies consumed other bodies, sensations and things. At the same time, desire was understood as a constant renewal and renewed increase of short-term, but ideally synchronized, orgasmic satisfactions.⁴ One could therefore speak of hormonally regulated and desiring bodies, which are characterized by variability and adaptability and are constantly renewed in sexual consumption: the consuming body is driven by a mechanism of constant revitalization by desire. While the abolition of monogamous, heterogenital and normative sexuality is inherent in this consumerist sexuality as an essential tendency, it is at the same time still tied to the conditions of the achieving and consumer society. A critique that focuses on this last point then inevitably comes to the conclusion that even a consensual consumerist sexuality does not escape socio-economic formats and currently functions as a significant driver of neoliberal ways of life. It is not only subject to the market laws of commodity society and the rules of class society, but also produces economically and sexually competing subjects. The individualization of lust then allowed only partial collectivization, as had been tried out since the end of the 19th century in bohemian circles and communes, in open relationships and swinger clubs, as well as in gay and lesbian bars. The following is therefore primarily about the elaboration of those »lines of flight«, to introduce a term used by Gilles Deleuze (Deleuze 1997), that have been trying to realign the reality of sex in liberal capitalism for over a hundred years through the discursivization and materialization of both gender and sexualities.

2 My translation.

3 Cf. Ford/Keates/Pulham; Tratner 2015.

4 Cf. Jagose 2013; Stoff 2002.

1. Consumerist narratives

It is no longer a particularly original idea to trace body concepts back to economic thinking and to work out the transfer of metaphors between technical and physiological areas of knowledge. In particular, the historian Anson Rabinbach showed in his classic *The Human Motor* that the theory of thermodynamics guided medical ideas about metabolism in the 19th century. Since the 1840s, steam and body machines appeared to be functionally identical. The performance-oriented body was constituted by the thermodynamic discourse. For Rabinbach, these concepts of the body were also the foundations of modernity (Rabinbach 1990). This was most clearly shown in the famous depictions by Fritz Kahn from the 1920s, which presented the internal environment of the body as an industrial system.⁵ Historian Roman Rossfeld refers to the use of corresponding medical metaphors in economics, so that one can speak of a medical-economic apparatus just as easily (Rossfeld 2016). The technically modeled body, the human machine, functions economically and the economy, the regulated body of society, is based on medical concepts. It is of great importance that these are not just discourses, but rather models with a high application orientation. Since then, body and economy have not only been explained by the binary key concepts of »deficiency« and »performance« – without which hormone research in particular would have been unthinkable – but also made specifically functional, adaptable and optimizable.⁶ As productive as these bodies could now be designed, they were also determined by the consumerist structure of desire that was primarily established in sexological discourse.

In 1931, German philosopher Karl Jaspers observed a leveling of the ages, which was tantamount to a functionalizing de-humanization of people in modern achieving and consumer societies: »Youth as the existence of the highest vital productivity and the erotic joy in life is the desired type of life in general. Where humans count only as a function, they must be young; when it is no longer so, they will create the appearance of youth.« (Jaspers 1931: 46–47).⁷ The fit, flexible and powerful, and therefore youthful and eroticized body in search of achievement and happiness became the new ideal.⁸ It was precisely

5 Cf. Sappol 2017.

6 Cf. Stoff 2012: 11–19.

7 My translation.

8 Cf. Martschukat 2021; Graf 2013.

a body that can be constantly optimized and improved that was dependent on the newly developed functions and agents in its inner environment. A functional human body and consumerist desire are therefore very closely linked. And both – functionality and desire – can be realized through the effectiveness of biochemical agents in the organism. At the same time, such corporeal plasticity also opened up and legitimized the potential of much more diverse life (and sex) practices. This is exactly what was called the »new morality« in the 1920s.

In the historiographical analysis, the change in the structure of capitalist societies, which is realized in the convergence of functionality and desire, has been presented since the late 1980s with the help of a »consumerist narrative« (Bänziger 2015: 12). According to this, an ideology of consumerism, a consumerist discourse and consumer-oriented ways of subjectivation have been established since the last third of the 19th century as the American model of an egalitarian and democratic society in which performance, success and the pursuit of happiness are directly related (Nolan 1994: 30–57). This »consumerist narrative« has also been credited with depicting a conflict between an »old« and a »new« morality in the first third of the 20th century. Another and related turning point was the separation of reproduction and sex drive. Since then, in the history of the body and sexuality, it has been possible to talk about gender and desire without constantly being referred back to the primacy of reproduction (even if »reproduction« is still used as a central evolutionary-biological argument against the dissolution of the binary sex and gender model). In consumer societies, as Birken explains, what was established as pathology and moral illness is transformed with inner necessity into varieties, into consumer offers and practices: »The marginalist revolution made consumption – the satisfaction of idiosyncratic desire – the end of all human activity and thus immune from moral scrutiny« (Birken 1988: 31). In the following, it will be briefly shown how these consumerist discourses materialized and yet remained bound to social modes of production. However, »pathologies« were not only transformed into »varieties«; at the same time, the dimorphic sex model, the great anatomical and physiological project of the 19th century, was permanently problematized. Consumerism seemed to liberate people from the shackles of the »old morality« in liberal capitalism. But as Herbert Marcuse put it succinctly, the so-called consumer economy also created »a second nature of man which ties him libidinally and aggressively to the commodity form« (Marcuse 1969: 11). The establishment of a sexual morality that tends to be free of dimorphism, in which the main drive of sexual practices is not reproduction but

the free-floating desire of consumers, would then necessarily always be tied to the prevailing economy and form of society.

Pathologies, anomalies, varieties

The fact that sexual consumerism took place with the transformation of pathologies first into anomalies and then into varieties can be seen well in Richard Freiherr von Krafft-Ebing's *Psychopathia sexualis*, which has appeared in numerous revised editions since 1886.⁹ In this work, which records an almost endless list of sexual »anomalies« and yet does not draft an explicit norm, a »market of desires« was created at the same time. As the compilation subverted the classification, the pathological and anomalous separated itself from the psychiatric discourse and became an identity-proposition. The woman-loving women in Hedwig Maria Mina Adelt's 1901 novel *Sind es Frauen?*, published under the pseudonym Aimée Duc, called themselves »Krafft-Ebingsche« (Duc 1976). Since Krafft-Ebing listed a blacklist of justiciable forms of desire and practices in his main catalog of lusts, which has hardly any moral signification, this sex-pathological work also always stipulates that the pathologies and anomalies, if they took place consensually, turned into varieties of sex practices (Krafft-Ebing 1894). Using the principle of consensual, the varieties could be distinguished from the pathologies. Consensus, a moral imperative, replaced reproduction, a population-political and evolutionary-biological dogma, as the main criterion of accepted sexuality. Pleasure then lurks everywhere and can relate to any object, body, sensation. Desires float freely and are not tied to reproduction. They can attach themselves to all bodies, body parts, all things, all colors and smells. Krafft-Ebing popularized the already existing concept of »erogenous zones« and named the list of fetishes that every porn site can still refer to today. The specification and individualization he undertook constituted a rich supply, an overwhelming repertoire of pleasures, short satisfactions and new stimuli, a consumerist order.¹⁰ »Polymorphic perversity,« as Sigmund Freud later categorized it as childish sexuality, only to force it into a developmental scheme leading to adult coitus and the tiring fit of penis and vagina, in Krafft-Ebing's volume reads as a rampant growth of desire not tied to an infantile phase of development. Such consuming bodies,

9 Cf. Stoff 2016.

10 Cf. Terry 1995.

free from rationality and purpose, naturally seek quick satisfaction, but are subject to the sociocultural commandment of the consensual.

With the devaluation of coitus, which such consumerist sexual diversity inevitably provokes, the emerging sexology also changed the sex and gender order. In Krafft-Ebing's writings, the primacy of procreation, the control of »cultivated people« over their instincts, and the dogma of civilization and higher development still existed and disappeared at the same time. In particular, »contrary sexuality« or »homosexuality« was declared to be a pathological hereditary phenomenon of degeneration, but at the same time it was assigned as just an inverted form of »heterosexuality«, which was conceptualized in the same course. Around 1900, the thesis that homosexuality is a perversion because it does not serve »natural« sexual satisfaction for the purpose of procreation was already obsolete.¹¹ In the course of the 20th century, the variations of pleasure were basically only differentiated by their heterosexual or homosexual orientation. The »contrary sexuality« was then only a different kind of choice of a sexual object, which did not have to be understood as an anomaly. After all, »contrary sexuals« and »normal heterosexuals« had the same character traits, the same virtues and vices. There are, concluded the psychiatrist and criminologist Paul Näcke, »homo- or heterosexual fetishists, sadists, masochists, exhibitionists etc.« (Näcke 1913: 328).¹² However, as Michel Foucault pointed out in particular, this consumerist sexual theory was in competition with a constitutional-biological orientation that created a homosexual »species« that was fundamentally different from the heterosexual type (Foucault 1976: 43). The classification and specification that had led both to the establishment of psychiatric sexual pathology and to the differentiation of biological sexology produced new ways of existence and at the same time fixed the affected groups on them. This inner contradiction was particularly evident in the work of sexologist and sex reformer Magnus Hirschfeld. His concept of »sexual intermediate stages«, the gradual mixture of »male« and »female« characteristics in all people, can be read as a particularly concise formulation of consumerist discourse. Likewise, the sexual reformer also defined homosexuality as an »absolutely endogenous property, based exclusively on the innate constitution, inseparably and irrevocably linked to the individuality of a person« (Hirschfeld 1914: 325).¹³

11 Cf. Krafft-Ebing 1901.

12 My translation.

13 My translation.

For Hirschfeld it was decisive in the legal battle against § 175, which criminalized homosexual acts by men, that sexuality was defined as a congenital natural drive that required at least partial satisfaction if the »body-psyche organism« did not become disordered (Hirschfeld 1930: 3). After that, there always existed a medically justified right to love; consumerism and biology were inextricably linked. When Herbert Marcuse explained his use of the term »biological« almost forty years later in such a way that he was concerned with characterizing the process and the dimension »in which inclinations, behavior patterns, and aspirations become vital needs which, if not satisfied, would cause dysfunction of the organism«, he followed the program that had been developed around 1900 (Marcuse 1969: 10). Hirschfeld's statement that this natural drive is not aimed at reproduction but at pleasure satisfaction allowed the simultaneous individualization of desire and socialization of reproduction (Hirschfeld 1926: 60). As Atina Grossmann in particular has shown, the accompanying co-existence of »sexual liberation« and eugenics is a special feature of sex reform in the early 20th century (Grossmann 1995).

Consumer Choices

From the point of view of the consumer there is only the satisfaction or non-satisfaction of their individual desires (Birken 1988: 30–35). According to this neoclassical economic doctrine of the late 19th century, society consists of sovereign, desiring, competing and idiosyncratic subjects. Birken also found exactly this conviction in the sexological texts of this time: Around 1900 the productivist »male-female ideology« of the 18th and 19th centuries, which was tied to the ideal of the possessing and productive man, was followed by an egalitarian and genderless consumerism. All individuals are united under the one function of desire; the wishes of the consumers, the »consumer choices« are always decisive. Neoclassical theory reduced the function of initial production, sexology the role of heterogenital reproduction (Birken 1988: 7–8, 41–42, 132).

However, a mere theory could hardly have stabilized a socially widely practiced sexual consumption. This required the materializing activation and regulation of »consumerist bodies« through the internal secretion of sex hormones, those powerful agents that are made responsible for the flexibility and plasticity of the body. Hormones are the product of experimental systems and testing procedures, in which they prove their competence by correcting specific deficiencies. In animal experiments, for example, the consequences of castration

can be remedied, at least in the short term, by grafting testicles and ovaries. Finally, since corresponding effects understood as »masculinization« or »feminization« could also be caused with substances obtained from urine, for example, »male« and »female« sex hormones were successively presented in their pure form.¹⁴ It is therefore significant that the mutability of age, gender and sexuality that was lamented at the beginning of the 20th century also had to be attributed to the effects of sex hormones. The economy of the physio- or biotechnical body regulated by active substances corresponded to the consumerist sex discourse.

When the historian Ben Barker-Benfield presented the 19th-century pre-hormonal concepts of sexuality as »spermatic economy«, he was emphasizing the importance in medical discourse of preserving »male energy« (Barker-Benfield 1972). In the first three decades of the 20th century, this conviction clearly lost its scientific and social significance.¹⁵ Around 1920, the devaluation of semen in favor of sex hormones received scientific evidence. The Prague histologist and embryologist Alfred Kohn was appalled to learn that science was in the midst of a remarkable change in its views on the gonads. Certain recent authors claimed that the generative part of the testicles had been overestimated. This would remain important for reproduction, but all other effects that determine the somatic and psychological sex character would be triggered by hormone-producing »intermediate cells«. The more intermediate cells, the more pronounced the sexual character, Kohn summed up. This led to the curious conclusion that those individuals whose testicles contained only intermediate cells and no seminiferous tubules appeared to be the most male (Kohn 1920: 95).¹⁶ This clearly spelled out the thoroughly scandalous separation of reproduction and sex drive. While reproduction was entrusted to genetics and eugenics by the thesis of germplasm continuity, sex and sexuality could also be independently explained in terms of the action of the internal secretion of sex hormones produced in the interstitial cells. In principle, this also applied to the female hormone body, which, however, became the object of reproductive medicine experiments and practices at the same time.¹⁷

Kohn had directed his scientific polemic against the Viennese physiologist Eugen Steinach, whose spectacular rejuvenation experiments around 1920

14 Cf. Oudshoorn 1994.

15 Cf. Bennett 1999.

16 My translation.

17 Cf. Stoff 2012: 232–253.

were based on sterilization stimulating the production of interstitial cells in men at the expense of sperm cells.¹⁸ Above all, however, Steinach assumed that the hormonal effect of the gonads was sex-specific and caused both the separation of the sexes and the emergence of sex characters. His experiments with testicular or ovarian transplants seemed to make it possible to »arbitrarily change the sexual character of the growing individual in rodents« (Steinach 1912: 77).¹⁹ Through the simultaneous grafting of testicles and ovaries in a previously castrated animal, hermaphroditic-homosexual laboratory animals could even be surgically produced. Steinach concludes, that it was possible to experimentally produce a whole scale of somatic, functional, and psychological sex characters (Steinach 1920: 558, 562).

Steinach's experiments were based on Magnus Hirschfeld's intermediate theory of the mixture of »male« and »female« proportions, which again was also modified by these experimentations. The degree of the mixture, arranged within the continuum between the ideals »absolute man« and »absolute woman«, determines the specific variety. The tendency towards the dissolution of the binary sex and gender order was inherent in the theory of intermediate levels, when Hirschfeld defined »man« and »woman« as »constructed abstractions« (Hirschfeld 1914: 357).²⁰ On the basis of the universalization of the sex drive and the experimental concept of arbitrarily produced mixed forms, the theory of intermediate stages was successively emancipated from dimorphism in the 1920s: According to the »law of unlimited diversity of sexual constitution«, as stated, there are exclusively transitions, a »complete series of individual cases« (Hirschfeld 1926: 6).²¹ The new biological fact which was thus introduced claimed the existence and producibility of an almost infinite variety of sex types. In this, as Jürgen Link called it, change from a »discontinuous polarity of the sexes to a continuous gender mix« non-binary sexes were able to gain their biological legitimacy (Link 1997: 373–377). Therefore, the thesis of the absolute alterity of the sexes as a rigid, boundary-drawing strategy was only tenable at the price of being unscientific. The »sex-and-gender-mix-model« was linked to the development of endocrinological research, which required the isolation of the biologically active substance. It was only after the sex hormones had been isolated in pure form around

18 Cf. Stoff 2004; Sengoopta 2006; Logan 2013; Walch 2016.

19 My translation.

20 My translation.

21 My translation.

1930 that they could also be interpreted as chemical substances producing various synergistic effects in the body.²² This did not change the fact that in the further course of the 20th century work was tirelessly carried out on the antagonistic model of the sexes again in terms of evolutionary biology, psychoendocrinology, or neuroscience.²³

In any case, in the 1920s it seemed evident that inner secretory processes turn people into fluid, flexible, changeable and capricious states of sex, age, health, vitality. When anatomy at the turn of the 20th century was no longer sufficient to capture the discrete and subtle gender transitions, it was the sex hormones which carried out the psychophysical materializations, created sexual types and established object relationships. After that, there was a variety of sexual types whose sex drive – more of a desire than a need – can be directed towards different objects and demand quick satisfaction. Desire, according to the new sex morality, knows no immorality or even degeneration, but only variations as a form of individualized pleasure. Pathologies became anomalies, became varieties, became (variable) identities.

The new morality of consecutive polygamy

The universal right to consume, the realization of the pursuit of happiness, constituted an impermanent and profligate identity that (self)realizes itself in choice and desire predetermined by commodity and class society, not in the strict imperative of creative work, diligence and the regulated satisfaction of basic needs.²⁴ What characterizes the consumerist moment at the beginning of the 20th century was precisely the new, the constant rejuvenation, the hormonal stimulation, the incitement of emotions.²⁵ Because consumption constantly demands something new, it was youth who best practiced and embodied consumption. In the performance and consumer society, all people are potentially young. The contrast between old and young that was so much invoked at the beginning of the 20th century was at the same time a specific form of the polarization of old and new, the inner drive of consumption.²⁶ As the

22 Cf Oudshoorn 1994.

23 Cf. Roberts 2007; Fausto-Sterling 2000.

24 Cf. Lears 1983.

25 Cf. Stoff 2004.

26 Cf. Campbell 1992.

left-wing publicist Victor Francis Calverton put it concisely, bourgeois morality could hardly satisfy this novelty: »Sexual appetencies were never created for economic ›checks and balances‹. Sex desire as a normal, spontaneous thing does not wait on society to instruct it as to its time for expression.« (Calverton 1928: 146) Calverton presented the model of this sexual consumerism as the »Jazz Age«, in which »the ›New Woman‹ and the ›New Morality‹ have made their theatric debut upon the modern scene« (Calverton 1928: 21–22). But the main actor, according to Calverton, is the sexually liberated and androgynous »flapper girl«: »Sexual excitements and ecstasies have become experiences to crave and not to constrain. The flapper is consumed by them.« The emergence of a »new morality« which spread over large parts of the modernized world appeared as explicitly female. Modern consumerist societies became »feminized«.²⁷

At the beginning of the 20th century, this »feminization«, which was understood at the same time as a tendency to turn away from male rule, met with bitter resistance. Even Sigmund Freud, an important representative of a consumerist theory of sex who insisted on a basic freedom of object-choice, felt compelled in 1905 to state a sharp distinction between the male and female character. The transfer of erogenous irritability from the actively consumeristic clitoris to the passively (re)productive vagina appeared to be decisive for the development of adult sexuality. The price of this repression of the childlike activity, which is at the same time definitely understood as »male«, is »the preference of the woman to neurosis, especially to hysteria«. Accordingly, the goal of pubertal development is also »not to miss the opposite sex« and to prevent inversion (Freud 1972: 112–117, 123–126).²⁸ In his treatises on sexual theory, Freud was concerned with the development away from infantile sexuality, which he associated with »perversion tendencies«, towards a mature, adult two-person relationship (Freud 1972: 134–135). But Freud was also contemporary with the development in which reproduction became dissociated from sexuality, as Krafft-Ebing had shown so powerfully in his *Psychopathia sexualis*. While this compendium of pleasures can easily be read as the original text of sexual consumerism, Freud presented mechanisms by means of which »polymorphic perversity« could be overcome in a targeted manner, namely through sublimation, without reintroducing the primacy of

27 Cf. Weinbaum 2008 et al.

28 My translation. cf. Stoff 2021: 190–191.

reproduction. For Freud, sexual consumerism could only be infantile and perverse, although he himself pointed to the variety of sex and sexual objects and viewed Steinach's experiments as a biological explanation of his own doctrine. Freud restricted again what Krafft-Ebing had unconsciously opened. But Freud was by no means alone. Sexology as a whole formulated a consumerist tendency in order to curb it at the same time.²⁹ Sex reformers such as Havelock Ellis or Wilhelm Reich did not understand »sexual liberation« as the abolition of physical boundaries and as the right to indulge in various desires, but as a vehicle for refining a »masculinity« that had been destabilized by »sexual repression« and the commercialization of sex.³⁰

The contemporary literature on the »new morality« is unmanageable. The writings of the juvenile court judge Ben B. Lindsey, which were translated directly into German, were extremely influential. Lindsey characterized the petting and promiscuity practicing American youth of the 1920s as revolutionary precisely because it realized the »natural drive«. Wilhelm Reich, for whom the sexual revolution had to be realized in »healthy« coitus, interpreted this as merely a compromise between »old morality« and »sexual economy«: »The adolescents practice all kinds of sexual stimulation, while most of them do not proceed to the sexual act« (Reich 1945: 94). In any case, this set a tone that ebbed and flowed through the entire 20th century. For Calverton, for example, it was an undeniable fact that the sexual revolution of youth and the disintegration of marriage and family had something to do with the contradictions and conflicts of industrial civilization. The »new morality« was then only one effect of the socio-economic changes, which were particularly evident in the increasing economic independence of women. Above all, however, the »old morality« of monogamy seemed to be linked to profit-oriented productivity and property rights. According to Calverton, the »new morality« is a kind of »consecutive polygamy« or »modified monogamy«. Whereas the old society was »in a state of decay« and »old morals have become bankrupt«, sex relations were seemingly renaturalized by consumerism (Calverton 1928: 14, 42–43, 73–76).

The conviction that the sexual revolution of young people must also be directed against capitalism as a whole was shared by Reich, Calverton and the less well-known young socialist Helmut Wagner, author of two small publications on the relationship between sexuality and society, which were published in large numbers. Wagner followed the narrative of the loss of an original

29 Cf. Birken 1988: 111.

30 Cf. Dean 1994: 283–287; Melching 1990.

»healthy sense of sex«: It were the coercive conditions of capitalist class society that brought forth the disregard for everything physical and suppressed and misguided human sexuality »morally as well as materially«. If, however, capitalist society falls into economic and ideological crisis, this must also lead to a sexual crisis (Wagner 1930: 5). Sex reform was therefore not possible within the framework of a capitalist society – also because sex relations were necessarily reified under capitalism. Commodities and exchange relationships, as Wagner explained, are the binders of a society that threatens to fall apart as a result of the capitalist competition between individuals. People are dominated by goods that have become commodities, and the commodity relationship becomes the only »real« relationship between them. This also seemed to be reflected in the relationship between the sexes. Just as the prostitute separates her body from herself as a commodity »which she negotiates on the market for reified sexual needs«, so in the bourgeois »care and business marriage« a woman's body becomes available for the price of her material sustenance (Wagner 1930: 41–42).³¹

In class society, there is necessarily a tension between the biological sex drive, which materializes through the effects of hormones, and a social reality that is based on an »unhealthy« separation between body and soul and cultivates a »moral of private property« (Wagner 1930: 11, 48).³² In order to understand this sexual crisis as both a social and biological one, the biological function had to be elucidated first. The dissemination of knowledge about the »nature of sexuality«, which was distorted by the capitalist social order, dominated sexology in the 20th century. On the basis of this knowledge, a »new morality«, consistent with sex drive, was to be created. Calverton, Reich and Wagner definitely proclaimed a »new morality« for the proletariat, which, however, first had to overcome its current sexual practice, which was shaped by the compulsive capitalist conditions. Calverton therefore enthusiastically referred to the permissive development in the early Soviet Union under the People's Commissar Alexandra Kollontai (Calverton 1928: 272–284). Wagner, on the other hand, was much more skeptical about the situation in the Soviet Union, since there a »pure physicality« was cultivated that went back to the past proletarian experience of capitalism and the poor economic situation in the Soviet Union (Wagner 1930: 46). The disappointed Wilhelm Reich was also forced to state that the permissive promises in the Soviet Union were replaced by reactionary positions at the latest after Lenin's death (Reich 1945: 154–156). The »new morality«

31 My translation.

32 My translation.

quickly disappeared again in real socialism, only to reappear in liberal capitalism in the 1960s, notably as a »sex wave«. A »new morality« in a classless society never came about, at least in the way it was discussed in the 1920s. A consumerist sexuality remained under liberal capitalist conditions and was initially realized in sex shops and porn films. Even more, all attempts at new forms of sexual relationships, from free love to open relationships and serial monogamy to polyamory and relationship anarchy, could not be freed from the basic conditions of a sexual market.³³

Consumerist bodies

I have detailed this early 20th-century debate because it took place when the consumer society that has been described so extensively in socio-historical research was only just emerging.³⁴ The discourses and materialities of consumerist bodies can certainly not be presented in isolation from the history of the performance and consumer societies in which they were articulated and designed. It remains important to show how socio-economic conditions have contributed to the fact that different sexualities could have arisen in the first place, and how, for example, the Fordist mode of production made the production of standardized sexual objects possible.³⁵ But the lines of flight should also be traced that open up when potential and reality come into conflict. The socialist states, with their productivist dogma, proved to be unsuitable for making sexual diversity possible, while in the liberal capitalist societies, varying practices and objects were bound to commodity exchange relationships.

The »new morality« of a consensual-consumerist sexuality became apparent in fleeting relationships and experiences, in promiscuity and permissive sexual practices.³⁶ Whether this is directly connected with an irresolvable dissatisfaction that demands constant renewal and intensification of the orgasmic pleasure experiences has been discussed for a good century. At the beginning of the 20th century, the psychiatrist Emil Kraepelin identified a kind of »anti-type« in the consumer, who strives for »enjoyment in life« in the economic sense: Even as children, these people used to snack and spend

33 Cf. Debus/Laumann 2018.

34 Cf. Torp/Haupt.

35 Cf. Kahan 2019: 85–99; D'Emilio 1998.

36 Cf. Bierhoff 2016.

»the money that falls into their hands« on carousel rides, going to the cinema and sweets. They are demanding, want to be part of everything, don't deny themselves anything and »would like to lead a good life«. ³⁷ The consumerist body, which in all metaphorical breadth tends towards excess, had to be at least disciplined if its emergence could not be prevented entirely. The fact that immediate consumption was expected without previous labor and performance shook the foundations and values of a productivist order, which was already increasingly identified as ideological at the time. But it was also evident that limitless desire requires regulatory control.

Wilhelm Reich, with the help of biology, inseparably connected the consensual with the consumerist, and the »new« with the »natural« in his introduction of sexual »self-government«:

»There are two kinds of ›morality,‹ but only one kind of moral regulation. That kind of ›morality‹ which everybody acknowledges and affirms as a matter of course (not to rape, not to murder etc.) can be established only on the basis of full gratification of the natural needs. But the other kind of ›morality‹ which we refute (sexual abstinence for children and adolescents, compulsory marital fidelity etc.) is in itself pathological and creates the very chaos which it professes to control. It is the arch-enemy of natural morality.« (Reich 1945: 28)

Without realizing the sexual nature of human beings, the morality of consensual behavior had to remain lip service. Reich, who was obviously aimed at men, was thus formulating problems that are still being discussed at length at the beginning of the 21st century: How can self-regulation and sexual consumption be reconciled? How can a »new morality« really emerge as a »new sexual ethics«? These questions seem all the more urgent the stronger and more resilient the »old morality« proves to be.

2. Consumerist Sex (Conclusions)

In the second half of the 20th century, according to an influential contemporary diagnosis, there was an ever closer adaptation of the »new morality« to the capitalist modes of subjectivation. ³⁸ This diagnosis was formulated post-Fou-

37 Kraepelin 1915: 2084. My translation.

38 Cf. Bänziger et al. 2015.

cautian and in connection with the neoliberal transformations in society in the 1990s. Although sociologist Anthony Giddens emphasized the emancipatory potential that results from the separation of reproduction and sex, the concept he introduced of »plastic sexuality« also critically connoted the commodification of flexible sexualities (Giddens 1992: 27). The Polish philosopher Zygmunt Bauman spoke of a »consumerist syndrome« that is geared towards immediate consumption without delay and seeks fulfillment in every opportunity (Rojek 2004: 294–295). This syndrome manifested itself in the increasing mechanization of sex, in sex toys and sex gadgets that were always at hand, as well as in internet portals that were only a few clicks away. Bauman initially stated rather cautiously that eroticism »must have been first culturally processed and given a form fit for a would-be commodity« to be redeployed as an economic factor, but then under the impression of individualization and digitization rather negatively coined the term of »liquid love« (Bauman 1998: 22; Bauman 2003).³⁹ A liquefaction of intimate relationships had taken place, which – Bauman already referred to »online dating facilities« – was only realized in the market as a rational choice, immediate consumption and risk-free non-commitment (Bauman 2003: 65). Finally, sociologist Eva Illouz showed how much gender stereotypes and certain romantic notions are interwoven with the consumerist sexual order in capitalism (Illouz 1997). What these quite different analyzes have in common is that the consumerist »new morality« is a practice that always has to be lived and shaped, i.e. it is itself productive and performative.⁴⁰

The project of queer ways of life in particular also corresponds – at least in the sense that Judith Butler defined it – to a consumerist discourse: »Queer« is certainly not an identity but describes the mobility of desire and gender.« (Roedig 2001: 18) However, it is precisely this queer mobility that seems difficult to differentiate from those neoliberal requirements that have guided flexible ways of subjectivation since the late 1970s.⁴¹ The literature on the commodification of queer ways of life in a neoliberal society can hardly be overlooked since the 1990s (cf. e.g. Hark/Laufenberg 2013). In particular, Rosemary Hennessy (1994/95) showed clearly that the visualization of queer sexualities and their liberation from heteronormative tyranny cannot escape the laws of a commodity society. Would neoliberalism then be queer or the queer neoliberal? Here, too, it probably makes more sense to simply state the inseparability of economic and

39 Cf. Hobbs/Owen/Gerber 2017.

40 Cf. Schmidt et al. 154.

41 Cf. Engel 2009.

desire-political discourses and to work out the contradictions and possibilities of a consumerist line of flight.

The new consensual-consumerist morality was constituted at the beginning of the 20th century as a discursive practice that awaits its realization, that has remained a promise and, as has been discussed since the late 1920s, first has to be freed from reification and commodification. Herbert Marcuse, who defended the »pleasure principle« against the »reality principle« in the 1960s, explained that class interests were always at work in the commodity. Sexuality must therefore first be withdrawn from the »market of domination« (Marcuse 1969: 11–12). The sex revolutionary optimism of the 1920s and 1960s seems obsolete today. The »market of desires«, which has expanded considerably primarily due to the new technologies at the end of the 20th century, carries consumerist lines of flight just as much as it also transforms desire into commodities and, with Foucault, makes it ubiquitous as »sex«: sexual and commodity fetishes belong together. Not only does every internet portal follow, as Paul B. Preciado puts it, the masturbatory logic of pornographic consumption, but also all optimizing and prosthetic things are inextricably tied to the logic of an industry and the lusts of a performance-based social order (Preciado 2013: 39). Preciado accordingly showed that the experimental transition through testosterone administration is still inextricably linked to those pharmacological embodiments on the pornographic market that reproduce and control the existing sex and gender order and its modes of subjectification (Preciado 2013: 39, 142–143). The political goal to which Preciado alludes would then not be a sexual revolution, but the democratization of the consumption of hormones, which requires »a radical change of our gender and sexual topographies« (Preciado 2013: 230). However, Regenia Gagnier already emphasized that one can hardly speak of democratization given the conditions of a neoliberal society (Gagnier 2000: 59–60).

In his diagnosis of the times, Helmut Wagner referred to another problem of consumerist sexual morality (Wagner 1928/29: 351). At the end of the 1920s he was convinced that individual private ownership of the means of production would be replaced by collective private ownership by corporations and trusts. Accordingly, sexual private property in marriage is then replaced by sexual collective property. This seemed necessary not least because otherwise, if sexuality is understood as the intimate togetherness of at least two people, a large number of sexually dispossessed people would necessarily remain, even under modernized conditions. The more extensive and at the same time more fleeting the possibilities and objects of desire, the more complex the initiation of inti-

macy between two people appears. Wagner therefore spoke of the necessary »trusting of sexuality« in order to redeem the proclaimed »right to sexual life« qua »sexual collective property« for everyone. That there should be no property rights in sexual relationships (although there should be pain of loss) was also one of the basic statements of Wilhelm Reich's sex economy (Reich 1945: 28). In capitalist societies, however, the anti-trust legislation (so far) has by no means led to the kind of trust that Wagner had imagined. Instead, competing individuals must offer themselves on a market that is still explained in terms of evolutionary biology.⁴² Neither dating apps nor dildos, vibrators or sex dolls seem to solve this basic problem. Quite apart from those who are working on the restoration of the »old morality«, the flexibilization of desires in liberal capitalism, as can be read for example in Michel Houellebecq, also produces the inflexible and disappointed, the incels and misogynists who want back private ownership of »the woman« or dream of post-sexual transhumanism (Houellebecq 1998).

Works cited

- Bänziger, Peter-Paul. »Von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft? Kritik eines Leitmotivs der deutschsprachigen Zeitgeschichtsschreibung.« *Zeithistorische Forschungen* 12 (2015), 11–38.
- Bänziger, Peter-Paul/Beljan, Magdalena/Eder, Franz X./Eitler, Pascal, eds., *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren*. Bielefeld: transcript, 2015.
- Barker-Benfield, Ben. »The Spermatic Economy: A Nineteenth Century View of Sexuality.« *Feminist Studies* 1 (1972), 45–74.
- Bauman, Zygmunt. »On Postmodern Uses of Sex.« *Theory, Culture & Society* 15 (1998), 19–33.
- Bauman, Zygmunt. *Liquid Love: On the Frailty of Human Bonds*. Cambridge: Polity, 2003.
- Bennett, David. »Burghers, Burglars, and Masturbators: The Sovereign Spender in the Age of Consumerism.« *New Literary History* 30 (1999), 269–294.
- Bierhoff, Burkhard. *Liebe im Konsumkapitalismus*. Heidelberg: Springer, 2016.

42 Cf. Stoverock 2021.

- Birken, Lawrence. *Consuming Desire: Sexual Science and the Emergence of a Culture of Abundance, 1871–1914*. Ithaca/London: Cornell University Press, 1988.
- Calverton, Victor Francis. *The Bankruptcy of Marriage*. New York: John Hamilton, 1928.
- Campbell, Colin. »The Desire for the New: Its Nature and Social Location as Presented in Theories of Fashion and Modern Consumerism.« In: Silverman, Roger/Hirsch, Eric, eds., *Consuming Technologies: Media and Information in Domestic Spaces*. London: Routledge, 1992, 48–64.
- Dean, Carolyn J. »The Productive Hypothesis: Foucault, Gender, and the History of Sexuality«. *History and Theory* 33 (1994), 271–296.
- Debus, Katharina/Laumann, Vivien (2018): »LSB-was? Geschlechtliche, amou-
röse und sexuelle Vielfalt – Einführung und Spannungsfelder.« Debus, Katharina/Laumann, Vivien, eds., *Pädagogik geschlechtlicher, amouröser und sexueller Vielfalt. Zwischen Sensibilisierung und Empowerment*. Berlin: Dissens – Institut für Bildung und Forschung, 2018, 12–70.
- Deleuze, Gilles. »Desire and Pleasure.« Davidson, Arnold I., ed., *Foucault and His Interlocutors*. Chicago: University of Chicago Press, 1997, 183–192.
- D’Emilio, John. »Capitalism and Gay Identity.« Hansen, Karen V./Garey, Anita Ilt, eds., *Families in the US: Kinship and Domestic Politics*. Philadelphia: Temple University Press, 1998, 131–141.
- Duc, Aimée. *Sind es Frauen? Roman über das dritte Geschlecht*. Berlin: Amazonen Frauenverlag, 1976.
- Engel, Antke. *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld: transcript, 2009.
- Fausto-Sterling, Anne. *Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: Basic, 2000.
- Ford, Jane/Keates, Kim Edwards/Pulham, Patricia, eds., *Economies of Desire at the Victorian Fin de Siècle: Libidinal Lives*. New York/London: Routledge, 2015.
- Foucault, Michel. *The History of Sexuality*. Vol. 1: *An Introduction*. London: Penguin, 1976.
- Freud, Sigmund. »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie [1905].« Freud, Sigmund, Studienausgabe. Frankfurt a.M.: Fischer, 1972, 37–145.
- Gagnier, Regenia. *The Insatiability of Human Wants: Economics and Aesthetics in Market Society*. Chicago: University of Chicago Press, 2000.
- Giddens, Anthony. *The Transformation of Intimacy: Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies*. Stanford: Stanford University Press, 1992.

- Gossen, Hermann Heinrich. *Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs, und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln*. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1854.
- Graf, Simon. »Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund: Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen.« *Body Politics 1* (2013), 139–157.
- Grossmann, Atina. *Reforming Sex: The German Movement for Birth Control and Abortion Reform, 1920–1950*. New York/Oxford: Oxford University Press, 1995.
- Haire, Norman (ed.). *Sexual Reform Congress, 8.-14.4.1929*. London: Paul Kegan, Trench, Trübner & Co, 1930.
- Hark, Sabine/Laufenberg, Mike. »Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus.« Appelt, Erna/Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika, eds., *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2013, 227–245.
- Haupt, Heinz-Gerhard/Torp, Claudius, eds. *Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990*. Ein Handbuch. Frankfurt a.M./New York: Campus, 2009.
- Hennessy, Rosemary. »Queer Visibility in Commodity Culture.« *Cultural Critique 29* (1994/95), 31–76.
- Hirschfeld, Magnus. *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Berlin: Marcus, 1914.
- Hirschfeld, Magnus. *Geschlechtskunde, Band 1*. Stuttgart: Julius Püttmann, 1926.
- Hirschfeld, Magnus. »Neue Sexualethik. Theologischer oder biologischer Standpunkt.« *Körperbildung/Nacktkultur, Sonderheft 9* (1930), 2–5.
- Hobbs, Mitchell/Owen, Stephen Owen/Gerber, Livia. »Liquid Love? Dating Apps, Sex, Relationships and the Digital Transformation of Intimacy.« *Journal of Sociology 53* (2017), 271–284.
- Houellebecq, Michel. *Les particules élémentaires*. Paris: Flammarion, 1998.
- Illouz, Eva. *Consuming the Romantic Utopia: Love and the Cultural Contradictions of Capitalism*. Berkeley: University of California Press, 1997.
- Jagose, Annamarie. *Orgasmology*. Durham/London: Duke University Press, 2013.
- Kahan, Benjamin. *The Book of Minor Perverts: Sexology, Etiology, and the Emergences of Sexuality*. Chicago: University of Chicago Press, 2019.
- Kohn, Alfred. »Der Bauplan der Keimdrüsen.« *Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen*, 47 (1920), 95–118.

- Kraepelin, Emil. *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte*. 8. Aufl. Leipzig: Barth, 1915.
- Krafft-Ebing, Richard Freiherr von. *Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung. Eine klinisch-forensische Studie*. 9. Aufl. Stuttgart: Enke, 1894.
- Krafft-Ebing, Richard Freiherr von. »Neue Studien auf dem Gebiete der Homosexualität.« *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 3 (1901), 1–36.
- Lears, T. J. Jackson. »From Salvation to Self-Realization: Advertising and the Therapeutic Roots of the Consumer Culture, 1880–1930.« Fox, Richard W./Lears, T. J. Jackson, eds., *The Culture of Consumption: Critical Essays in American History, 1880–1980*. New York: Pantheon, 1983, 1–38.
- Lindsey, Ben B./Evans, Wainwright. *The Revolt of Modern Youth*. New York: Boni and Liveright, 1925.
- Link, Jürgen. *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1997.
- Logan, Cheryl A. *Hormones, Heredity, and Race: Spectacular Failure in Interwar Vienna*. New Brunswick/New Jersey/London: Rutgers University Press, 2013.
- Marcuse, Herbert. *An Essay on Liberation*. Boston: Beacon Press, 1969.
- Martschukat, Jürgen. *The Age of Fitness. How the Body Came to Symbolize Success and Achievement*. Cambridge: Polity Press, 2021.
- Melching, Willem. »A New Morality: Left-wing Intellectuals on Sexuality in Weimar Germany.« *Journal of Contemporary History* 25 (1990), 69–85.
- Näcke, Paul. »Die gerichtliche Medizin und die Homosexualität.« *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 53 (1913), 322–329.
- Nolan, Mary. *Visions of Modernity: American Business and the Modernization of Germany*. New York/Oxford: Oxford University Press, 1994.
- Oudshoorn, Nelly. *Beyond the Natural Body: An Archeology of Sexhormones*. London/New York: Routledge, 1994.
- Preciado, Beatriz. *Testo Junkie: Sex, Drugs, and Biopolitics in the Pharmacopornographic Era*. New York: The Feminist Press at CUNY, 2013.
- Rabinbach, Anson. *The Human Motor: Energy, Fatigue and the Origins of Modernity*. New York: Basic Books, 1990.
- Reich, Wilhelm. *The Sexual Revolution. Toward a Self-Governing Character Structure*. New York: Orgone Institute Press, 1945.
- Roberts, Celia. *Messengers of Sex: Hormones, Biomedicine and Feminism*. Cambridge: Cambridge University Press, 2007.

- Roedig Andrea. »Über ein ›Spiel der Geschlechter‹ ist mir nichts bekannt ...«. Freitag (31.08.2001), 18.
- Rojek, Chris. »The Consumerist Syndrome in Contemporary Society: An Interview with Zygmunt Bauman.« *Journal of Consumer Culture* 4 (2004), 291–312.
- Rossfeld, Roman. »Fieberkurven und Finanzspritzen.« *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 57 (2016), 305–332.
- Sappol, Michael. *Body Modern: Fritz Kahn, Scientific Illustration, and the Homuncular Subject*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 2017.
- Schmidt, Gunter et al., eds. *Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: Springer VS, 2006.
- Sengoopta, Chandak. *The Most Secret Quintessence of Life: Sex, Glands, and Hormones, 1850–1950*. Chicago: Chicago University Press, 2006.
- Steinach, Eugen. »Willkürliche Umwandlung von Säugetiermännchen in Tiere mit ausgeprägt weiblichen Geschlechtscharakteren und weiblicher Psyche.« *Pflügers Archiv* 144 (1912), 71–108.
- Steinach Eugen. »Verjüngung durch experimentelle Neubelebung der alternenden Pubertätsdrüse.« *Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen* 46 (1920), 557–610.
- Stoff, Heiko. »Der Orgasmus der Wohlgeborenen. Die sexuelle Revolution, Eugenik, das gute Leben und das biologische Versuchslabor.« Martschukat, Jürgen, ed., *Geschichte schreiben mit Foucault*. Frankfurt a.M./New York: Campus, 2002, 170–192.
- Stoff, Heiko. *Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich*. Köln/Weimar: Böhlau, 2004.
- Stoff, Heiko. *Wirkstoffe. Eine Wissenschaftsgeschichte der Hormone, Vitamine und Enzyme, 1920–1970*. Stuttgart: Steiner, 2012.
- Stoff, Heiko. »Richard Freiherr von Krafft-Ebing: *Psychopathia sexualis* (1886). Oder: Die Ordnung der Unordnungen als Markt der Lüste.« Stieglitz, Olaf/ Martschukat, Jürgen, eds., *race & sex. Eine Geschichte der Neuzeit*. Berlin: Neofelis, 2016, 279–286.
- Stoff, Heiko. »Eine kurze Geschichte der Pubertät.« Mildenberger, Florian, ed., *Transatlantische Emanzipationen. Freundschaftsgabe für James Steakley*. Hamburg: Männerschwarm, 2021, 181–210.
- Stoff, Heiko. »Die hormonelle Ökonomie der Geschlechtskörper. Sexueller Konsum und Konsens im 20. Jahrhundert.« Heim, Tino/Schrage, Dominik, eds., *Sexualtechnische Konsumobjekte und Metamorphosen moder-*

- ner Sexualitäten: Praktiken, Beziehungsformen, Identitäten, Sozialverhältnisse. Wiesbaden: Springer, 2023, 293–315.
- Stoverock, Meike. *Female Choice. Vom Anfang und Ende der männlichen Zivilisation*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2021.
- Terry, Jennifer. »The Seductive Power of Science in the Making of Deviant Subjectivity.« Halberstam, Judith M./Livingston, Ira, eds., *Posthuman Bodies*. Bloomington: Indiana University Press, 1995, 135–161.
- Tratner, Michael. *Deficits and Desires: Economics and Sexuality in Twentieth-Century Literature*. Stanford: Stanford University Press, 2002.
- Wagner, Helmut. »Die neue Moral.« *Urania* 5 (1928/29), 349–351.
- Wagner, Helmut. *Das Wesen der Geschlechtsliebe*. Jena: Urania, 1930.
- Walch, Sonja. *Triebe, Reize und Signale. Eugen Steinachs Physiologie der Sexualhormone. Vom biologischen Konzept zum Pharmapräparat, 1894–1938*. Wien: Böhlau, 2016.
- Weinbaum, Alys Eve et al., eds. *The Modern Girl Around the World: Consumption, Modernity, and Globalization*. Durham/London: Duke University Press, 2008.

Transgression von Geschlechterrollen¹

Cross-Dressing und Travestie in Front- und Gefangenentheatern des Ersten Weltkriegs

Julia B. Köhne, Britta Lange

Abstract: *During World War I, a remarkable phenomenon appeared on the various front lines as well as in numerous international prison camps: soldierly theater performers imitated »ladies« by putting on female clothing and behaving, in terms of gestures and mimicry, like »women.« The cross-dressers, who performed for their comrades or a civilian audience, enjoyed great popularity, many times exceeding their moment as stage stars. Their transformation via travesti seemed to capture the imagination of those watching, not infrequently in the sense of erotic interest. Therefore, it was discussed in the war years how this was to be assessed against the background of sexual-scientific debates, for example with regard to theories on homosexuality and »transvestism« (Transvestitismus). Contemporaries assigned different functions to the reception of this particular theater form: Some positions assumed that war theater offered a humorous distraction from the horrors of everyday warfare and gave comfort and confidence to soldiers and officers who were often psychologically traumatized and physically exhausted. Others emphasized that those suffering from »sexual need« found here a projection and identification surface for the most diverse longings and desires. Still others interpreted the voyeuristic enjoyment of the imitated female role as a surrogate for the few or completely absent women in the front context and in prison camps. This essay examines*

1 Der vorliegende Aufsatz ist eine überarbeitete und erweiterte Version dieser Erstveröffentlichung: Köhne, Julia/Britta Lange. Mit Geschlechterrollen spielen. Die Illusionsmaschine Damenimitation in Front- und Gefangenentheatern des Ersten Weltkriegs. In *MEIN KAMERAD – DIE DIVA. Theater an der Front und in Gefangenenerlagern des Ersten Weltkriegs*, hg. v. Dies./Anke Vetter. München: edition text + kritik, 2014, 25–41. Wir danken dem Verlag edition text + kritik herzlich für die Genehmigung des Wiederabdrucks größerer Textteile.

written, photographic, and cinematographic sources from various European archives, utilizing background in gender theory.

Keywords: First World War; Female Impersonation; Female Impersonators; Cross-Dressing; Drag; Travesty; Transvestitism; Front Theater; Prisoner-of-War Camp

Abb. 1: »Humor in Feindesland — Ein Liebespaar in vorderer Linie«, offizielle Postkarte aus dem Ersten Weltkrieg. Quelle: Schwules Museum Berlin, Sammlung Travestie



Wie ein Märchen klingt die Erzählung von den Damendarstellern,
die aus elenden Baracken, aus einem Nummerndasein,
wie leuchtende Sterne aufstiegen und gefeierte Primadonnen wurden.
Ihr beispielloser Triumph, ihre unbestrittene Herrschaft über die großen Ge-
fangenenlager eröffnet einen Blick in die verschwiegene Seelennöte von
Hunderttausenden.

—Pörzgen, *Theater ohne Frau*, 1933 [1929]

Szene 1: Diven im Bild

Ein Mann und eine Frau posieren Arm in Arm und schauen lächelnd in die Kamera (Abb. 1). Das Photo eines Pärchens, vielleicht verlobt. Er mit Schnurrbart, in feinem Anzug und Zylinder tragend, sie in langem Rock und mit großem weißem Schleier am Hut. Sie? Ein wenig größer als er und mit ähnlicher Fußbekleidung wie er: Soldatenstiefeln. Das kurze Stutzen, das Betrachter*innen des Bildes überkommen kann, löst sich erst durch die aufgedruckte Bildunterschrift auf: »Humor in Feindesland – Ein Liebespaar in vorderer Linie«. Es handelt sich um eine Bildpostkarte aus dem Ersten Weltkrieg, die deutsche Soldaten an der Front außerhalb der Kampf- und Kriegshandlungen darstellt. Sie ist ein Mann in Travestie, ein Mann in Frauenkleidern. Der »Humor«, der Witz besteht darin, dass ein Mann sich als Frau verkleidet, und wird dadurch gesteigert, dass der verkleidete und der andere Mann sich als heterosexuelles »Liebespaar« inszenieren: In Anspielung auf eine Verlobung oder Ehe repräsentieren sie die staatlich gestützte und kulturell-gesellschaftlich anerkannte Institution der heterosexuellen Partnerschaft.

Was vor dem Hintergrund der wilhelminischen Moral, der herrschenden Gesellschafts- und Geschlechterordnung ein Tabubruch sein müsste – die Andeutung der ›Tarnung‹ eines Mannes als Frau, möglicherweise einer verdeckten homosexuellen Verbindung – ist in diesem spezifischen Zusammenhang keiner. Die deutsche Propaganda über die Front erlaubte unter dem Verweis auf den »Humor«, Travestie vorzuführen, insofern gewährleistet schien, dass dies nicht als Bedrohung der bestehenden Ordnung, sondern gerade als Stabilisierung der Ordnung im Krieg geschah: Beispiele von »Humor an der Front« – und dazu zählten auch Männer in Frauenkleidern – sollten zeigen, dass die deutschen Soldaten Freizeit hatten, sich vergnügen durften und es auch taten, beim Verkleiden und Theaterspiel ebenso wie beim Sport und in Bibliotheken. Der »Humor« lenkte vom Grauen des Kriegs ab, von Blut, Qual und Tod.

»Humor« verkleidete in konsumierbarer Form die historische Tatsache, dass Frontsoldaten – ebenso wie Kriegsgefangene und Internierte in Zivilgefangenenlagern – Gemeinschaften waren, die nur aus Männern bestanden. Dass sie die fehlenden Frauen durch eine Art Karneval mit Verkleidungen und durch Geschlechterrollenspiele ersetzten, wurde in der offiziellen Propaganda als positiv vermarktet. Der Umgang mit dem Mangel konnte gleichsam als Beweis für die mentale Stärke und den kontinuierlichen Patriotismus der Frontsoldaten ausgelegt werden.

Als Frauen verkleidete Männer waren an den Fronten und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs in verschiedenen Szenen zu finden, am häufigsten sicher im Zusammenhang des Theaterspiels. Theaterspiel mit Damendarstellern an der Front und in Gefangenenlagern war kein rein deutsches, sondern ein internationales Phänomen, das auch in österreichisch-ungarischen, britischen (Collins 2004), französischen, russischen und zahlreichen anderen nationalen Kontexten auftauchte (Vetter 2014). Dabei war die Inszenierung von Travestie nicht unbedingt an eine explizite Theaterbühne gebunden. So kostümierten sich etwa deutsche Gefangene im Gefangenenlager in Knockaloe auf der Isle of Man bei Festivitäten im Lager als weibliche Bedienungen. Manche Inszenierungen von Männern in Frauengewändern fanden möglicherweise vor allem für die Produktion von nationalistischen Propagandamaterialien wie Postkarten statt. Der Historiker Martin Baumeister konstatierte in seiner pointierten Studie *Kriegstheater. Großstadt, Front und Massenkultur* über das gleichnamige Phänomen zwischen 1914 und 1918 hinsichtlich der Damendarsteller an der Front, dass die »karnevaleske Konfusion der Geschlechteridentitäten in der Kriegszone« offenbar nicht als Tabubruch galt, »sondern vielmehr als beliebte, auch von hohen Stellen geförderte Praxis männlich-militärischer Geselligkeit« (Baumeister 2005: 266). Wie er darstellt, trafen in den Damendarstellern auf Bühnen an der Front zwei Traditionslinien zusammen: jene des damals so genannten Transvestitismus im militärischen Umfeld und jene des komischen und/oder erotischen Verwirrspiels mit Geschlechteridentitäten im Unterhaltungstheater. Diese Kombination, so Baumeister, könne erklären, warum die Frauendarstellung durch Männer »trotz möglicher Assoziationen mit streng tabuisierten sexuellen Praktiken und Orientierungen keineswegs als anstößig betrachtet werden musste« (ebd.: 268). So zirkulierten Postkarten mit »Liebespaaren« von verkleideten Frontsoldaten mit offizieller Billigung. Erst die Rückseite solcher Karten, die an Angehörige in der Heimat adressiert waren, konnte auch im übertragenen Sinne anders beschriftet werden. Das »Liebespaar in vorderer Linie« ging am 26. Juni des Jahres 1916 an die

»Liebe Schwägerin«. — Was diese beim Empfang gedacht haben mag, als sie die in die Ecke gequetschte Bemerkung las, ist nicht überliefert: »Ist das nicht ein schönes Pärchen?«.

Die Bilder und Texte über Damendarsteller im Ersten Weltkrieg, die der Band *MEIN KAMERAD – DIE DIVA* aus dem Jahr 2014 anhand von historischen Quellen präsentiert (Köhne/Lange/Vetter 2014), erzählen nicht nur eine Geschichte, sondern viele, indem sie ein Panorama von Konstellationen und Fragen auffächern. Sie zeugen von einer besonderen Epoche der Theaterwie der Mediengeschichte, aber auch von einem speziellen Abschnitt der Körper- und Geschlechtergeschichte, von Erosionen der Geschlechterrollen und heterogenen Sexualitäten. Texte und Bilder zum Phänomen des Cross-Dressing stellen ein eigenes Kapitel in der queer-feministischen Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg dar.² Der Historiker Jason Crouthamel hat in seiner Monographie *An Intimate History of the Front* anhand von Briefen und Tagebucheinträgen das weit ausgreifende ›Spektrum der Maskulinitäten‹ untersucht, das während des Weltkriegs von deutschen Frontsoldaten gelebt wurde (Crouthamel 2014). In diesem ›intimen Universum‹ wurden hegemonale Männlichkeitsideale neu verhandelt und heterosexuelle Geschlechterklischees überschritten. Neue Geschlechtsidentitäten, Emotionalitäten und Sexualitäten wurden kreativ erprobt und das traditionelle, heldenhafte, aufopferungsvolle, männliche Kriegerideal in Frage gestellt.

Nicht zuletzt reflektieren die (bewegt-)bildlichen Zeugnisse zu Cross-Dresser-Szenen kulturelle, soziale und psychologische Entwicklungen, persönliche und biographische Verstrickungen ebenso wie zeitgenössische wissenschaftliche und intellektuelle Beschäftigungen mit dem Thema. Als schriftliche Quellen werden im vorliegenden Beitrag neben Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, Autobiographien und offiziellen Berichten aus der Weltkriegszeit vor allem die Schriften von Hermann Pörzgen herangezogen (Pörzgen 1933, 1935). Pörzgen fungierte im Jahr 1927 als Kurator einer Theaterausstellung in Magdeburg, in der Teile der Kölner Theatergeschichtlichen Sammlung, die damals von Carl Nießen geleitet wurde (Niessen 1940),³ sowie

2 Für einen Überblick über die Entwicklung der Sexualwissenschaft während des Ersten Weltkriegs: Kühl 2022.

3 Nießen hatte am 16. Januar 1925 als Privatdozent am Institut für Theaterwissenschaft an der Universität Köln einen Aufruf gestartet, in dem er »alle Mitglieder und Leiter von Front- und Gefangenenlager-Theatern« aufforderte, ihm Berichte und Bildungsmaterialien zukommen zu lassen, um dieses kriegskulturelle Phänomen in einem Sammelwerk auszuleuchten: »Es ist eine Ehrenpflicht aller, die am deutschen Kriegs-

zahlreiche Dokumente zum Phänomen des Kriegs- und Gefangentheaters ausgestellt wurden (Förster/Marx 2014).

Die Bilder, die in diesem Beitrag gezeigt werden, stammen aus internationalen Archiven und zeigen, dass die Praxis des Damendarstellens an der Front nicht nur weit verbreitet war, sondern über die Jahrzehnte als archivierungswürdig galt. In der wissenschaftlichen Forschung wurde das Phänomen des Fronttheaters vor allem durch Baumeister und weiter im Band *MEIN KAMERAD – DIE DIVA* untersucht (Krivanec 2014). Eine fundierte und ausführliche Analyse speziell des Phänomens des Theaterspiels in Gefangenenlagern ist nach wie vor ein Desiderat, ebenso wie eine umfassende Untersuchung über die Damendarsteller des Ersten Weltkriegs. Diese Forschungslücke systematisch zu schließen, war nicht der Anspruch von *MEIN KAMERAD – DIE DIVA*. Vielmehr beschäftigten sich das Ausstellungsprojekt und die Publikation mit unterschiedlichen Facetten sowie Materialien und gaben Einblicke aus verschiedenen (theater-)historischen, kulturwissenschaftlichen und gendertheoretischen Perspektiven. Ihr Anliegen war es, die Diskussion und Untersuchung von Damendarstellern im Ersten Weltkrieg für zukünftige Forschungen anzuregen. Mittlerweile wurde die Forschungslinie bis in den Zweiten Weltkrieg weiterverfolgt, was sich in Martin Dammanns Photoband *Soldier Studies. Cross-Dressing in der Wehrmacht* (2018) manifestiert, in dem umfangreiches Bildmaterial zu Fronttheatern und Kriegsgefangentheatern bereitgestellt wird (Dammann 2018).⁴ Der von Harald Welzer kommentierte

theater mitgeholfen haben, die Lebensdokumente künstlerischen Daseinswillens aus schwerster Zeit zusammenzutragen. Ungeschminkte Wahrheit sei das oberste Kennzeichen des Sammelwerkes: auch die Geschmacksverirrungen sollen nicht beschönigt werden, damit man für alle Zeiten das Kriegstheater erkennen kann [...] wie es wirklich war«. Das Zitat kündet von dem Interesse, das theatrale Wirken (»die Freude an der mimischen Verwandlung« [1933], Niessen, 1940: 9) während des Ersten Weltkriegs für memoriale Zwecke möglichst unverfälscht und in futurologischer Perspektive zu konservieren. Dabei wird die Besonderheit der Persistenz des Künstlerischen unter Extrembedingungen betont sowie die »Ehrenpflicht« (eigentlich ein soldatisches Idealbild), im Nachhinein über diese Kulturleistung (»irdischer Unsterblichkeit«, »Kunstfreude«, »Transzendenz«, Erhebung aus dem »grauen Alltag« und »Höherentwicklung«, Niessen, 1940: 1–15) zu berichten (s. Nießen 1925: 29).

- 4 Siehe außerdem diese *Spiegel*-Fotocollage von Solveig Grothe: »Wehrmachtssoldaten in Frauenkleidern«. »Deutsche Soldaten, jederzeit mannhaft, sittenstreng und hart wie Kruppstahl – Hunderte von Privatfotos ergeben ein ganz anderes, rätselhaftes Bild. Der Künstler Martin Dammann hat sie gesammelt: Crossdressing im Zweiten Weltkrieg.« (15.11.2018): <https://www.spiegel.de/geschichte/wehrmacht-und-crossdr>

Band präsentiert Dutzende Amateurphotographien von Cross-Dressing-Szenen, die Wehrmachtssoldaten von sich und ihren Kollegen machten, was im Widerspruch zur nationalsozialistischen Ideologie stand.

Szene 2: Cross-Dressing

Das Auftauchen von Cross-Dressern auf internationalen Bühnen in Kriegs- und Gefangenentheatern des Ersten Weltkriegs war keine Neuheit. Bereits mehrere Jahrzehnte vor Beginn des Ersten Weltkriegs war das Phänomen in Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft bekannt und verbreitet. Cross-Dressing, der Wechsel zur Kleidung des anderen Geschlechts, zuweilen verbunden mit dem Wechsel des sozialen Geschlechts, geriet vor allem auf dem Höhepunkt der humanwissenschaftlichen Geschlechterdebatten innerhalb der psychiatrischen Sexualpathologie des späten 19. Jahrhunderts in den medizinischen Blick, im Rückgriff auf tradierte Konzepte der ›Mischgeschlechtlichkeit‹. Cross-Dressing wurde wie Homosexualität als ›abweichendes‹ Verhalten verstanden, die Spielarten waren nur graduelle Abstufungen: »Cross-Dressing wurde Symptom und Diagnose zugleich« (Herrn 2012: [o.S.]). Der Medizinhistoriker Rainer Herrn beschreibt, wie sich die Definition des Cross-Dressing seit Ende des 19. Jahrhunderts sukzessive von seiner sexualpathologischen Einbettung ablöste. Nunmehr wurde es weniger, wie bislang, als ›konträre Sexualempfindung‹ denn als Ausdruck einer in wissenschaftlichen Termini schwer fassbaren, komplexen sexuellen Orientierung und eines ebenso schwer benennbaren erotischen Begehrens wahrgenommen. Es lag jenseits einfacher Kategorien und Typologisierungen (Herrn 2005: 42). Auch das Unterhaltungsgenre der Damenimitation im Bühnenkontext erfreute sich bereits lange vor Beginn des Weltkriegs größter Popularität und Beliebtheit und wurde von Cross-Dressern als Möglichkeit gesehen, in passionierter Weise der Lust an der gegengeschlechtlichen Verkleidung im fetischisierten ›Weiberrock‹ nachzukommen. Ob hierdurch abweichende ›conträre Sexualempfindung‹ (Carl Westphal), wozu auch Homosexualität zählte, ausagiert wurde, ob sich ›Pseudohomosexualität‹ und der ›Wahn der Geschlechtsumwandlung‹ (Iwan Bloch) artikulierte oder ob über den Umweg der Effeminierung die heterosexuelle Begehrensrichtung bestärkt wurde oder noch etwas anderes,

[essing-soldaten-in-frauenkleidern-a-1238147.html#fotostrecke-ob1ecd24-0001-0002-0000-000000165078](https://www.fotostrecke-ob1ecd24-0001-0002-0000-000000165078) (Zugriff 3.9.23).

wurde unter Zeitgenossen heftig debattiert.⁵ Magnus Hirschfelds Modell »sexueller Zwischenstufen« (Hirschfeld 1905) und seine Überlegungen zu »Intersexualität«, die er unter anderem in seiner mehrbändigen *Sexualpathologie* (1917–1920) entwickelte, machte die Schwierigkeit der Zuordnung von Cross-Dressern sichtbar, deren »Anomalie« sich nunmehr in ungezählten »Geschlechtsübergängen« aufzulösen schien und damit zerstreut sowie flexibilisiert wurde.⁶ Den Cross-Dressern wies Hirschfeld zunächst in seiner Systematik keine eigenständige Kategorie zu, führte aber in Auseinandersetzung mit zahlreichen Fachvertretern später den Begriff des Transvestitismus ein (Hirschfeld/Gaspar 1995 [1930]: 227):

Eine eigene Kategorie neben den Homosexuellen weiblicher Wesensart stellen die Transvestiten dar. Die sehr brauchbare Hirschfeldsche Formel unterscheidet zwischen Homosexualität und Transvestitismus je nachdem die Mischung der Geschlechtsmerkmale (also der männliche Feminismus oder die weibliche Virilität) sich auf den Geschlechtstrieb oder auf die »sonstigen seelischen Geschlechtszeichen« erstreckt. Im Übrigen macht Dr. Magnus Hirschfeld aufmerksam, daß Transvestiten durchaus nicht homosexuell sein müssen. Aus seiner reichen Erfahrung zitiert er eine Unmenge Fälle, in denen transvestistische Frauen und Männer nur mit Individuen des anderen Geschlechts, also durchaus normal heterosexuell, verkehren konnten.) Demnach haben wir es bei männlichen Transvestiten mit Männern zu tun, die seelisch als Vollweiber aufzufassen sind, die ein unwiderstehlicher Drang treibt, sich nach Weiberart aufzuführen, ausgesprochen weibliche Berufe auszuüben und sich vor allen nach Frauenart zu kleiden. *Dieser erotische Verkleidungstrieb* ist eben das ausschlaggebende Moment im Transvestitismus.

Die *Sittengeschichte des Weltkriegs*, die erst längere Zeit nach dem Krieg geschrieben und 1930 veröffentlicht wurde, machte sich zur Aufgabe, die Wechselwirkungen zwischen Krieg, Erotik und Sexualität darzustellen (ebd.: VII–XX, hier XX) und widmete sich dem Phänomen des Transvestitismus. Den dort zitierten wenigen Berichten zufolge sei bei Transvestiten das Gefühl ausgeprägt ge-

5 Z. B. W. S. 1901: 313–325. Vgl. auch Herrn Schnittmuster 2005: 45, 50–51.

6 Dornhof, Dorothea: Brauchen wir wirklich ein wahres Geschlecht? Vortrag am 1.11.2005 auf dem Symposium: »Bestandsaufnahme und Perspektive der Kulturwissenschaften aus der Sicht der Gender Studies«, an der Universität Potsdam. Der Vortrag wurde zum ersten Mal 1999 in Kyoto gehalten, Deutsches Seminar der Gakushuin Universität Tokio und Goethe-Institut Kansai.

wesen, dass ihnen der Kriegsdienst unmöglich war, und sie seien oft »hysterisch« erschienen (ebd.: 298–300).

Im Ersten Weltkrieg wurde das Cross-Dressing, das seine soldatischen Darsteller äußerlich verweiblichte, als privates Phänomen außerhalb der Bühne wegen der Verwischung der Geschlechtergrenzen in vielen Fällen als pathologische Erscheinung aufgefasst. Es drohte die Ordnungsweise des Heers zu unterminieren und galt zudem als potentiell ansteckend. Laut Herrn wurde infrage gestellt, ob Cross-Dresser überhaupt als »militärtauglich« einzustufen seien. Häufig wurden sie in Bereichen im Arbeitsdienst, zum Beispiel als Köche, nach Möglichkeit fernab des Gefechts eingesetzt. Herrn nennt das Beispiel eines Transvestiten, der 1931 retrospektiv resümierte: »Vier Wochen Dienst, dann Lazarett, Genesungsheim, Regimentsküche und zuletzt wurde ich Bursche. Ein einsichtsvoller Militärarzt bewirkte, daß ich im Frühjahr 1918 entlassen wurde, obgleich ich keine Krankheit hatte, der man mit dem Seziermesser oder Medizinflasche zu Leibe gehen konnte«. ⁷ Cross-Dresser standen nicht nur unter Verdacht, wehruntauglich zu sein, sondern wurden vielfach auch mit Spionage in Verbindung gebracht. Sie wurden als Homosexualität unter Kameraden fördernd angesehen und als Verführer zu gleichgeschlechtlicher Liebe eingestuft. ⁸ Herrn spricht von einer »Angst vor ›Ansteckung‹ anderer Soldaten und Offiziere« mit der Effeminiertheit der Cross-Dresser: »Denn darin sahen die Behörden eine das Militär destruierende Gefahr. Transvestiten wurden wegen ihrer bekanntermaßen unheroischen Einstellung zum Krieg, vor allem aber wegen der ›Gefahr‹ sexueller Kontakte mit anderen Militärs beargwöhnt« (Herrn 2005: 97).

Die *Sittengeschichte* Hirschfelds referiert einen Fall, bei dem sich ein Transvestit angeblich in Frontkasinos unerkannt mit Männern eingelassen habe, und konstatiert, dass Transvestitismus und »das bekannte Treiben der Offizierskasinos und Frontheater, wo als Frauen verkleidete Soldaten stets eine große Rolle spielten (wenn auch keine so große wie im Kriegsgefangenenleben [...]) zusammenhingen: Dieser Zusammenhang ist zu einleuchtend, um weiterer Erklärungen zu bedürfen« (Hirschfeld/Gaspar 1995 [1930]: 301). Doch aus heutiger Perspektive kann es nicht darum gehen, ein solches Phänomen mit einer einseitigen Erklärung zu belegen. Vielmehr stellt sich die Frage, in welches Netz von gesellschaftlichen Bedeutungen, von militärischen und

7 *Garçonne* 1931, 12, zit.n. Herrn 2005: 97; Hirschfeld 1918: 145–147.

8 Vgl. Herrn 2005: 95–97.

sozialen Kontexten, von kulturellen Codierungen, aber auch von wissenschaftlichen und psychologischen Denkmustern der Zeit die Phänomene des Rollenwechselspiels und die Transgression von Geschlechterrollen verwickelt waren.

Szene 3: Theater und Damendarsteller im Ersten Weltkrieg

»Wir alle spielen Theater«, so betitelte Erving Goffman seine Studie zu Selbstdarstellung im Alltag von 1959 provokativ (Goffman 2011 [1959]). Das Innovative seines Konzepts bestand darin, mit den Begrifflichkeiten des Theaters jene Rollen zu identifizieren und zu unterscheiden, die einzelne Subjekte in verschiedenen Lebenslagen und Positionen annehmen und ausüben. In den darauffolgenden Jahrzehnten des theoretischen Umgangs mit sozialen Rollen und Performativität wurde zunehmend bestritten, dass es ein »hinter der Rolle«, eine Essenz von Subjektivität gebe, die unmaskiert sei. Das »Subjektive« oder das »Private« stellen sich demnach als wechselnde Rollen dar, die eine historische Person in ihrem Leben einnimmt. In diesem Sinne ist auch die Rede von sozialen Rollen und Rollenbildern zu verstehen, ebenso wie die von Geschlechterrollen: Es ist unproduktiv zu fragen, ob die Rolle mit der »Wesenhaftigkeit des Individuums« übereinstimmt oder nicht. Vielmehr gilt es nachzuvollziehen, welche Faktoren und Vorstellungen – historischer, sozialer, kultureller, politischer oder religiöser Art – diese Rolle überhaupt erst hervorbringen und bestimmen. Auch hinsichtlich der sie produzierenden Bedingungen sind soziale Rollen im alltäglichen Leben und Bühnenrollen in einer Theateraufführung oder jenseits dessen genau zu unterscheiden. Ihre Untersuchung lässt sich genau an dem Punkt verbinden, an dem nach kulturellen Mustern und gesellschaftlichen Vorstellungen gefragt wird, die diese Rollen generieren, anfechten oder verändern.

Dass der Erste Weltkrieg einen historischen Einschnitt für viele Lebensbereiche der Kriegsteilnehmer und Zivilpersonen der involvierten Staaten bedeutete und sich maßgeblich auf Rollenmuster im Bereich der Geschlechterverhältnisse und von Sexualität auswirkte, ist unbestritten – dies hat nicht zuletzt Hirschfeld in seiner *Sittengeschichte* eindrücklich belegt. Im Deutschen Reich fehlten die als Soldaten eingezogenen Männer in den traditionellen Berufen und den Familien. Wie gerade auch aus der Kriegspropaganda bekannt ist, übernahmen Frauen daher Positionen in Berufen, die sie vorher kaum ausgeübt hatten, etwa als Arbeiterinnen in den Munitionsfabriken, Bahnfahrerinnen

nen und als Geschäftsführerinnen, was von der zeitgenössischen Propaganda als Kriegsbeitrag inszeniert wurde. Doch zeigt die neuere Sozialforschung, dass Frauen während des Kriegs nicht unbedingt erstmalig Erwerbstätigkeiten aufnahmen, sondern schon vor dem Krieg ein Tätigkeitswechsel berufstätiger Frauen in männliche Arbeitsverhältnisse erfolgt war (Daniel 1993, Rouette 2000). In diesem Vorkriegstrend drängten insgesamt immer mehr Frauen in die Erwerbstätigkeit. Dies lässt jedoch nicht automatisch den Schluss zu, dass damit die bestehende Geschlechterordnung, maßgeblich durch die traditionelle Dichotomie von (überlegener) »Männlichkeit« und (unterlegener) »Weiblichkeit« geprägt, in Frage gestellt oder gar umgeworfen wurde.

Auch für das Geschehen auf den Bühnen in städtischen Theatern ebenso wie für Front- und Gefangenentheater während des Ersten Weltkriegs lässt sich beobachten, dass die Geschlechterverhältnisse häufig in stereotyper Form thematisiert wurden (Abb. 2) und diese Inszenierungen nicht selten zugleich quer zum tradierten wilhelminischen Rollenverständnis der Vorkriegszeit lagen. Baumeister hat gezeigt, dass die antagonistische Struktur des Kriegs auf den Bühnen der Heimatfronttheater auf den Kampf der Geschlechter übertragen wurde: »Frauen in Uniform«, die in den Krieg ziehen, war dabei nur eine von vielen Varianten.⁹ Trotz aller scheinbar emanzipativen Rollenwechsel auf dem Theater bedeutete dies nicht unbedingt gesellschaftliche Emanzipation oder einen Fortschritt hinsichtlich des Aufbrechens starrer Rollenmodelle, sondern eher ihre Affirmation. Die eigentliche Machtverteilung – das Patriarchat – blieb dabei unangetastet.¹⁰

9 Vgl. Baumeister 2005: 76–92.

10 Vgl. ebd.: 269.

Abb. 2: »Kriegsgef.-Lager Cottbus, Franz.-Theater«, Photo: Paul Tharan. Quelle: Städtische Sammlungen Cottbus, Fotosammlung, Konvolut Kriegsgefangenenlager Cottbus (No. 873)



Abb. 3: »Fritz als Bühnenstern/Der Feldgrauen im Osten«, Postkarte, Erster Weltkrieg. Quelle: Schwules Museum Berlin, Sammlung Travestie



Doch leistete das europäische Unterhaltungstheater während des Kriegs zugleich einen interessanten diskursiven Beitrag zu den in Bewegung geratenen Frauen- und Männerrollen sowie zu Familien- und Geschlechterverhältnissen, indem es Traditionen und ihre Störungen und Durchbrechungen auf der Bühne ausprobierte und im konkreten wie übertragenen Sinne des Wortes durchspielte (Abb. 3). Obwohl eher selten vom politischen Willen zur Emanzipation getragen, kann doch die Störung dieser Ordnungen auf der Bühne als Symptom für das öffentliche Interesse an Verhandlungen über Familienstruk-

turen, Geschlechterrollen und Sexualität gelesen werden.¹¹ Die Wirkmacht des Rollenwechsels in Frage zu stellen und die Bedeutung der Geschlechterrollen an sich zu definieren, voneinander abzugrenzen und umzubesetzen, war eine Diskussion, die sich auch in anderen Bereichen, in wissenschaftlichen Untersuchungen und intellektuellen Auseinandersetzungen spiegelte.

Szene 4: Illusionsspiele. Vorbedingung Schützengraben, frühe Kriegspsychologie, Imitation bürgerlicher Weiblichkeitsentwürfe

Was waren Hintergründe für die Damenimitation auf oder jenseits der Bühne? Und was machte den vielfach beschriebenen ›Zauber‹ dieser Momente aus? Eine der möglichen Deutungen des Cross-Dressing-Phänomens lässt sich mit dem Stichwort ›Illusionsspiele mit Realitäten außer Reichweite‹ umreißen. Unter den vielfältigen Motivationen, sich gegengeschlechtlich zu inszenieren und, in diesem Fall als »Weiblichkeit« zu verkleiden, gab es auch das Moment, sich hierdurch imaginär derjenigen Realität anzunähern, die die Soldaten und Offiziere entbehrten und vermissen und zu der sie zurückzukehren suchten – wenn auch nur für einen traumhaften Augenblick.

Crouthamel spricht in diesem Kontext von einem scheinbar von Rollenkonventionen befreiten Raum, der offenbar dazu genutzt wurde, sich in die Restriktion bürgerlicher Normenkorsette zurückzuträumen.¹² Cross-Dressing sei im Zeichen einer Krise der »Männlichkeit« deutbar, als Reaktion auf den militärischen Konformitätsdruck. Sie drücke eine ambivalente, desillusionierte und ansatzweise protesthafte Haltung der sich feminin verkleidenden Soldaten gegenüber heterosexuellen Erwartungen an und unter Soldaten aus. Crouthamel, der auch die Wirkung von traumatisierenden Erfahrungen in Schützengräben des Ersten Weltkriegs auf das sexuelle Verhalten von Soldaten und ihren Umgang mit Männlichkeitsrollen thematisiert hat, deutet Cross-Dressing als Flucht aus (hyper-)maskulinen Rollenerwartungen und als besondere Umgangsweise mit Todesangst, großer Anstrengung und Stress. Die dem entspringende weite Bandbreite der Geschlechterrollentransgressionen habe beispielsweise in angeblich ›deviantem‹ Verhalten, wie heterosexueller Promiskuität (Vorstellung von der ›Front als sexuelles Paradies‹), homosozialen und homosexuellen Verbindungen sowie weiblicher Mimesis, der Annahme

11 Vgl. Krivanec 2012: 163.

12 Vgl. zum Folgenden Crouthamel 2014: 195–196.

femininer Eigenschaften, bestanden. »Tortured by isolation and remoteness from loved ones, and not psychologically satisfied by heterosexual promiscuity fantasies, men coped with the dilemma of finding emotional intimacy in an interesting way: they ›replaced‹ women by taking on feminine roles, emotionally and sexually« (Crouthamel 2011: 203).¹³ Das ›abweichende‹ Verhalten sei als Weg genutzt worden, das Kriegerideal durch feminine Eigenschaften anzureichern und Kameradschaft mit »weiblichen« Charaktereigenschaften aufzuwerten: »Emotions like love and compassion, especially when concerned with personal needs and desires, were considered unmanly, ultimately a threat to the heroic ideal« (Crouthamel 2011: 198).

Der Mediziner, Psychologe und ehemalige Unteroffizier Paul Plaut beschrieb die besonderen psychischen Bedingungen, die der Erste Weltkrieg zeitigte, unter anderem in einem Beitrag in den Beiheften zur *Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelersforschung*, erschienen 1920.¹⁴ Als Grundlage hierfür dienten Plaut Antworten auf ein Frageschema, »Zur Psychographie des Kriegers«, das seine Fachkollegen William Stern und Otto Lipmann 1914, bereits nach wenigen Kriegsmonaten, unter deutschen Frontsoldaten verteilt hatten. Das Questionnaire suchte die spezifischen emotionalen Erfahrungen und psycho-physiologischen Veränderungen von Frontsoldaten einzufangen. Die »kriegerische Seele« infolge des hochtechnisierten Kriegs sollte sichtbar und in einem zweiten Schritt steuerbar gemacht werden. Die Soldaten wurden zu ihrem »Verhalten zum Kriege und zu den Feinden« befragt; sie beantworteten Fragen zu anderen Soldaten, ihrem Umgang mit Gefahren, Verwundungen und Gefangenen, zur Zivilbevölkerung, zu fremdem Eigentum, zu Angehörigen in der Heimat, zum Sexualleben und zu religiösen Ritualisierungen (Plaut *Psychographie des Kriegers* 1920, 111–118). Obwohl das Umfrageprojekt kurz darauf von der Zensur gestoppt wurde, konnte Plaut einige Antwortbögen sammeln, archivieren und später systematisch auswerten. Diese Art der Datenerhebung, die bezüglich anderer Fragestellungen noch massiver durchgeführt wurde, diente der Psychotechnisierung und Effizienzsteigerung der Soldaten, die letztlich kriegsdiensttauglicher gemacht werden sollten – eine Kollaboration von Wissenschaft und Krieg. In

13 Crouthamel entwickelt seine Überlegungen entlang von vielfältigem historischem Quellenmaterial wie Frontzeitungen, Feldpostbriefen und privaten offiziellen Dokumenten.

14 Plaut 1920, Plaut 1928, vgl. Köhne 2014.

dem überlieferten Antwortmaterial beschreiben die Frontsoldaten ihre spannungsvollen Gefühlslagen angesichts der extremen und höchst gewaltsamen Kriegs- und Kampferfahrungen, sie berichten von fortwährender Todesangst sowie Problemen wie Schlafmangel, Heimweh oder eingeschränkten Möglichkeiten, ihre Sexualität auszuleben.

Im Kapitel über die besondere Form von Sexualität, die sich während des Kriegs angeblich bei den Soldaten ausbildete und ab 1914 auch verstärkt von Seiten der Sexualwissenschaft erkundet wurde, erörtert Plaut, dass die Libido während des Fronteinsatzes und im Schützengraben zurückgedrängt worden sei. Der Tiefstand sei dadurch begründet, dass sich die Gedanken der Soldaten weniger um sexuelle Erfüllung denn in Sorge und Sehnsucht um die Familie zu Hause gedreht hätten – eine Vermutung, die sich durch zahlreiche Quellen, unter anderem auch durch Forschungen Hirschfelds widerlegen lässt.¹⁵ Erich Everth, ein anderer Kriegsteilnehmer, der bereits 1915 eine kriegspsychologische Monographie, *Von der Seele des Soldaten im Felde*, zu Papier brachte, schrieb: »Herabgesetzt ist draußen auch das *Gefühlsleben* [...] und vermindert weniger in der Stärke als in der Mannigfaltigkeit. [...] Einige wenige Anreize bleiben bestehen, die man von Hause mitgebracht hat und die die Angelpunkte der ganzen reinmenschlichen Existenz darstellen: Frau und Kind, bei jüngeren Eltern und Geschwister; um diese kreist das Gefühlsleben; aber auch das ermüdet und erschöpft durch die ewige Wiederkehr der starken Vorstellungen« (Everth 1915: 24). Everth verband den Umstand der fehlenden Anreize auch mit der allgemeinen Eintönigkeit der »soldatischen Umwelt« (Everth 1915: 23, unsere Hervorhebung):

[...D]as Neue des Feldlebens verliert bald seinen Reiz. Zunächst geben bestimmt allerlei starke *Schauspiele*, etwa von Artilleriekämpfen, Eindrücke von Anregung und ästhetischen Genusses, so daß man wie gebannt ist und selbst die eigene Sicherheit außer acht verliert; aber auch das läßt nach, und man sieht sich die ewigen Uniformen, nichts als die ewigen Uniformen, so über, daß man es als Erholung begrüßt, einmal wieder weibliche Wesen gleichgültig ob Marktweiber oder andere, alte oder junge, aber Wesen mit anderem Körperbau, anderen Gesichtern und Kleidern in Muße betrachten zu können. Das hat mit erotischen Empfindungen gar nichts zu tun, und man versteht

15 Siehe Kapitel zu: »Kriegsbordellen«, »Etappenprostitution«, »erotische Einstellung des Hinterlandes« in: Hirschfeld/Gaspar 1995 [1930].

nach solchen Erfahrungen, was für Zumutungen die ausschließlich männliche Atmosphäre des Mönchsklosters selbst an recht unerotische Menschen unter den Vätern und Brüdern gestellt haben muss.

Das bloße genüssliche Bestaunen von ›echten‹ gegengeschlechtlichen Wesen, das zunächst ohne erotische Aufladung passiere, wie es Everth hier umschreibt, hatte – diesmal im Rahmen einer theatralen Inszenierung – auch auf den Bühnen der Fronttheater oder in Gefangenenlagern seinen Ort. Dem ›Kriegsschauspiel‹ wurde ein anderes Schauspiel entgegengesetzt, das durch die Damenimitatoren genau an dem Punkt der Schaulust hinsichtlich des anderen Geschlechts ansetzte, von dem im Zitat die Rede ist. Die Damenimitation bot mitunter gerade jene prickelnde Schwebel zwischen möglichst perfekter Imitation der Physiologie und Physiognomie des weiblichen Geschlechts und dem Spiel mit zarten sexuellen Andeutungen einerseits und andererseits der Einladung, sich ansatzweise konkreten erotischen Phantasien hinzugeben – seien diese heterosexueller, homosexueller oder bisexueller Art. Im ersteren Fall wurde die Illusion »Frau« affirmiert, die Sehnsucht richtete sich auf die von dem jeweiligen Damendarsteller verkörperte »Weiblichkeit«. Im zweiten diente das Cross-Dressing mitunter als Folie, hinter der eine Form von verstellter »Männlichkeit« aufschien, die erotisches oder sexuelles Begehren weckte. Bei wie vielen Soldaten und Offizieren die erotischen Phantasieeisen in reale sexuelle Gesten und Abenteuer umschlugen, lässt sich nicht ermes- sen. Das Verhältnis von Cross-Dressing und Homosexualität ist kompliziert, da die damalige sexualwissenschaftliche Definition von Homosexualität als gleichgeschlechtliches sexuelles Begehren das Hinstreben zum »Weiberrock« ausschloss. In der historischen Wahrnehmung fielen die Phänomene also keineswegs in eins. So erörtert Herrn in *Schnittmuster des Geschlechts*, dass homosexuelle Männer sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg nicht selten von der Effeminierung des »Männlichen« per Cross-Dressing distanziert hätten. Frauenkleider waren ihnen zufolge nicht mit ihrem Selbstbild kompatibel.¹⁶ Abgesehen davon kam jedoch immer wieder die Frage auf, ob Männerbünde wie das deutsche Heer – oder, zeitgenössisch ebenso debattiert, die Jugendbewegung *Der deutsche Wandervogel* (Blüher 1912: 59) – als Orte dienten, um sich temporär oder dauerhaft nicht nur homosexuellem Verlangen, sondern auch Praktiken zuzuwenden.

16 Vgl. Herrn 2005: 38, 41–42.

Den schmalen Grat zwischen unerfüllter Sehnsucht und sexuellem Akt thematisierte auch Plaut. Er bemerkte, dass der im Feld auftretenden Flaute der »Libido« in relativen Ruheperioden, hinter der Front, vielfach Phasen der vermehrten geschlechtlichen Aktivität gefolgt seien. Die Libido sei hier umso stärker wieder hervorgebrochen, die Soldaten hätten, so fasst Plaut deren Aussagen und seine eigenen Beobachtungen als Kriegsteilnehmer zusammen, dann ungehemmt ihre sexuellen Bedürfnisse offenbart und nicht selten auch ausgelebt (Plaut 1920: 55–57). Im Krieg rufe die »Abnormität der Lebensweise« eine »Abnormität der Empfindungen« hervor. Der durch körperliche Strapazen gelähmten Libido fehle »die treibende Kraft, das auslösende Moment, das das Läutewerk des Instinkts, diese Libido in Schwingungen versetzt und sie zur vollen, natürlich-normalen Entfaltung« bringt: »[D]er Trieb geht in bewußtem oder unbewußtem Willen für eine Zeitlang verloren, um wieder in einem Augenblick von Losgelöstheit gebundenen Willens stark an die Oberfläche zu treten« (ebd.: 55).

Plaut fährt fort, indem er die Sehnsucht nach dem »Weiblichen« durch das Zitieren zweier Soldatenstimmen illustriert. Die erste ergötzt sich an dem Anblick eines jungen flandrischen Mädchens:

Nebenan in der Tür steht wieder das kleine Mädcl. Da werden meine Gedanken wach und meine Sinne. [...] Die rote Bluse fließt lose über die junge Brust, geht über in den blauen Rock, unter dem die nackten Füßchen hervorlugen, die in plumpen Holzschuhen stecken ... Ein heißes Verlangen fällt in meine Seele.¹⁷

Und die zweite ersehnt den Anblick einer »edlen Frau«: »Sie können sich nicht vorstellen, was es für unsereinen heißt, wochen- und monatelang die Umgebung von edlen Frauen entbehren zu müssen« (ebd.). Während der Sexualtrieb im Feldeinsatz laut Plaut also vielfach »in Vergessenheit« gerate, könne die »eingesperrte Brunst« hinter der Front »mit elementarer Gewalt« hervorbrechen und auf »Entleerung« drängen (ebd. 56–57).

Das Theater war ein Freiraum, der der Schaulust und den sexuellen Trieben der Soldaten und Offiziere mannigfaltige Projektions- und Inszenierungsflächen bot (Rachaminov 2006). Nicht selten war die ersehnte Szenerie bürgerlicher Natur: ein phantasievoll dekoriertes Wohnzimmer mit Blumenarrange-

17 O.A. (1917): Flandrische Erde in Stimmungen und Bildern von Soldaten der 4. Armee. Stuttgart, 156–157, zit.n. Plaut 1920: 56.

ments und einer verheißungsvollen weiblichen Person im Zentrum. In Plauts späterem Aufsatz von 1928 wird beschrieben, wie es Soldaten selbst unter den widrigsten Bedingungen verstanden, sich einen gewissen Sinn für Vertrautheit, »Behaglichkeit« und Gemütlichkeit zu bewahren und sich »ständig den Situationen [zu] assimilier[en]«. So soll es angeblich Frontsoldaten gegeben haben, die sich in mehr oder weniger »rückwärtigen Ruhequartieren« geradezu »wohnlich«, »häuslich« einrichteten. Sie hätten diese regelrecht dekoriert, kleine »schmückende« Bilder und Photos aufgehängt, die wenigen Habseligkeiten sortiert und in bestimmter Weise angeordnet (Plaut 1928: 634). Aus diesen zeitgenössischen Quellen lässt sich die Frage ableiten, inwiefern sich einige Soldaten beim Akt des Cross-Dressing oder Betrachten desselben in eine andere Wirklichkeit (zurück-)sehnten. Ersonnen sie eine bürgerliche Szenerie, deren Teil sie vor dem Krieg gewesen waren und die sie als Wirklichkeitsfacette nachahmen wollten? Oder hatten sie diese selbst nie erlebt, verlangten jedoch nach ihr? Jenseits der Frage, wie erreichbar die herbeizitierte Wirklichkeit für den einzelnen Soldaten war, funktionierte sie offenkundig als Folie, vor der sich Träume ausbreiten ließen: so der Traum, in die Rolle des anderen Geschlechts, der »Frau« zu schlüpfen oder wenigstens ihre Darsteller und Darstellung anzubeten und dem Krieg auf diese Weise auf einer mental-phantastischen Ebene zu entkommen – wenn auch nur temporär.

Im Abschnitt zur besonderen »geistigen Strömung« des Soldatendaseins weist Plaut auf die gefühlte Notwendigkeit hin, dessen »Eintönigkeit und Langeweile« mit Humor und Witz zu versüßen, die, wie bereits beschrieben, auch zentrale Aspekte der Damenimitation waren. »Die Seele verlangte nach einer [...] schützenden Hülle, nach einer ›Vitalität‹ des Ausdruckes.« Mittel der »Satisierung« in der derben Soldatensprache, aber auch andere Formen »bewusster Verstellung«, »Simulation« oder »Täuschung«, halfen Plaut zufolge »dem Soldaten über die Schwere und [das] als unangenehm Empfundene seiner Berufstätigkeit« hinweg (Plaut 1920: 100). Die Plaut'sche Beobachtung, dass es in Bereichen wie Sprache, Feldpostrhetorik und Religiosität einen deutlichen Hang zum »Zerrbild«, zum »Übermenschentum« gegeben habe, lässt sich auf das Feld des Front- und Gefangenentheaters übertragen. Dies war genau der Illusions-, Anregungs- und mitunter auch Erregungsraum, der zur Selbstverstellung beziehungsweise Täuschung anderer, mit Spaß und in beidseitigem Einvernehmen, genutzt werden konnte.

Was Plaut über die Kultur des Feldpostbriefeschreibens sagte, nämlich dass sie dazu diene, der »Wirklichkeit in ihrer vollen Nacktheit« »eine verschleiende Färbung zu geben, oft mit einem halb spöttischen, halb ironisch-

ernsthafte Humor« (Plaut 1920: 102), galt womöglich auch für das gegenseitliche Theaterspiel. Das »geistige Lebenwollen des Soldaten« entstehe durch das Spannungsverhältnis zwischen dem pflichtbewussten und disziplinierten Dasein als »körperlicher Tatenmensch« an der Front und seiner Existenz als »Gedankenmensch«, der ein »Leben in der Heimat« imaginierte, das ihm jedoch zunehmend »fremd und unverständlich« erschienen sei (ebd.: 105). Plaut erblickte in der »Kultur und dem Ausleben in ihr für den Soldaten den einzigen Weg zum vitalen, wie zum psychischen Durchhalten überhaupt« und in der »Besinnung an eine Kultur« ein Mittel, um den »ungeheuren Widersinn dieser Kriegszeit in der Seele des Soldaten« herauszulocken und ihn zu einem inneren Protest werden zu lassen (ebd.: 107–109). An dieser Stelle kamen das Lagerleben und das Front- und Kriegsgefangenen-theater ins Spiel.

Szene 5: Lager. Mediale Berührungen

Zu den einschneidendsten Erfahrungen während des Ersten Weltkriegs gehörten Lebensformen, die Menschen über Tage, Wochen und Monate in bedrohliche Ausnahmesituationen brachten. Für Männer bedeutete dies unter anderem das Verharren in den Schützengräben der Westfront und das eingeschlossensein in Lagern. Beide Situationen zeichneten sich durch den Zustand des Ausgeliefertseins aus, durch Gruppen, die (fast) ausschließlich aus Männern bestanden und die im Schützengraben in unmittelbarer Lebensgefahr schwebten, im Lager jedoch von genau jenem bedrohlichen Frontalltag abgeschnitten waren. Zwischen 1914 und 1918 lebten Millionen von Menschen in Lagern, wobei die genauen Ausmaße nur grob erfasst werden können. Bis Kriegsende wurden im Deutschen Reich etwa 2,5 Millionen Kriegsgefangene interniert,¹⁸ für die Habsburger Monarchie schwanken die Zahlen der Kriegsgefangenen zwischen 900.000 und 1,75 Millionen.¹⁹ Im Deutschen Reich wurden Nichtdeutsche, die sich dort bei Kriegsausbruch aufhielten, interniert, etwa in dem Zivilgefangenenlager in Ruhleben bei Berlin – eine Situation, für die es in dieser Massenhaftigkeit kein historisches Vorbild gab.²⁰ Der zeitgenössische Sprachgebrauch für die Lager ist unscharf, doch müssen aus historischer

18 Vgl. Hinz 2006: 10.

19 Vgl. Moritz/Leidinger 2005: 21.

20 Jahr 2014.

Perspektive jene Lager für die Zivilisten aus den »Feindstaaten« und Kriegsgefangenenlager für Soldaten aus den Armeen der Gegner unterschieden werden. Insgesamt können sie deshalb unter dem Begriff der Kriegsgefangenenlager zusammengefasst werden, weil eine zwischenstaatliche Einigung darüber erreicht wurde, die zivilen Internierten nach denselben Regeln zu behandeln wie die Kriegsgefangenen, deren Behandlung in der Haager Landkriegsordnung von 1907 festgeschrieben worden war.

Die deutschen Kriegsgefangenenlager schnitten die internierten Soldaten aus den Entente-Staaten England, Frankreich und Russland, aber auch aus deren abhängigen Regionen in Afrika, Asien und im asiatischen Teil des russischen Reiches, von ihrer Heimat, vom Kriegsalltag an der Front sowie vom sozialen Leben im Deutschen Reich ab. Viele Gefangene berichteten während oder nach ihrer Gefangenschaft davon, dass in den Lagern für sie die Zeit stillgestanden sei. Ein Zustand der Erstarrung, des Eingefrorenseins breitete sich im Mikrokosmos des Lagers aus, in dem sich eigene Verhaltensregeln und Lebensweisen entwickelten.²¹ Die Lager für kriegsgefangene Soldaten waren – stärker noch als die Zivilgefangenenlager – besondere separierte Räume. Sie isolierten die Gefangenen zwar und beschränkten deren Handlungsmöglichkeiten, bildeten jedoch unter prekären Voraussetzungen auch einen Schutzraum, in dem eigene Sprachen und Kommunikationsformen ausgebildet wurden.

Die Isolation der massierten Menschen, die Tatsache, dass sie Gefangene und »Fremde« waren, vielfach aus Europa – besonderes Interesse zogen die »exotischen« Kolonialsoldaten aus fernen Weltgegenden (Afrika, Asien, Ozeanien) auf sich – tauchten als Argument und Illustration in mindestens drei großen Bereichen auf: in der offiziellen politischen Propaganda und Presse, in der Unterhaltungskultur sowie Filmen und in der Wissenschaft. Bereits Ende 1914 erschienen propagandistische Skandalmeldungen in der deutschen Presse, dass die Deutschen gegen »eine Welt von Feinden«, im Besonderen gegen »wilde Horden« von »Barbaren« oder »ein buntes Völkergemisch«, kämpfen müssten.²² Gerade die muslimischen Gefangenen und die Kolonialsoldaten, von denen eine Vielzahl in politischen Sonderlagern, dem »Weinberglager« und dem »Halbmondlager« in Wünsdorf südlich von Berlin, interniert wurden, gerieten schnell zum Gegenstand der damals so genannten Schaulust. Nicht nur erschienen Abbildungen dieser Gefangenen

21 Rachamimov 2014.

22 Koller 2001.

in illustrierten Bildbänden wie etwa »Unsere Feinde« von Otto Stiehl und »Der Völkerzirkus unserer Feinde« von Leo Frobenius (1916) und wurden kolorierte Postkarten von diesen Gefangenen vertrieben, zum Beispiel eine Gruppe mit der Unterschrift »Mohammedaner« neben der eigens im Lager errichteten Moschee. Auch die Filmindustrie »benutzte« gerade die Kolonialsoldaten als Statisten für populäre Produktionen. Die im Jahr 1917 gegründete Deutsche Kolonialfilm-Gesellschaft (Deuko) etwa, die in mehreren fiktionalen Filmen Kolonialpropaganda betrieb,²³ drehte 1918 Szenen für den antifranzösischen Film *DER GEFANGENE VON DAHOMEY* im »Halbmondlager«. Französische Kriegsgefangene mussten die schwarzen Aufseher darstellen für eine Geschichte, in der in absurder Verkehrung der Rollen ein in Afrika lebender Deutscher in französische Gefangenschaft gerät und dort gequält wird. Dieser extensiven Veröffentlichung von Medien über die Kriegsgefangenen standen wissenschaftliche Forschungen in den Lagern gegenüber, die teilweise unter Geheimhaltung stattfanden.²⁴

Bei ihren Aufenthalten in Dutzenden von Gefangenenlagern kamen Wissenschaftler, etwa die Mitglieder der 1915 gegründeten Königlich Preussischen Phonographischen Kommission, die Sprach- und Musikaufnahmen verschiedener internierter Gruppen anfertigten, immer wieder mit Theateraufführungen in Berührung. So berichtete der Kunsthistoriker Adolph Goldschmidt von einer französischen Theatervorstellung im Kriegsgefangenenlager Dyrotz:

Die französischen Gefangenen hatten in einer Baracke auch ein Theater konstruiert und gaben dann und wann Vorstellungen, zu denen der sehr milde Kommandant ihnen alle Freiheiten ließ. Es waren unter ihnen geschickte Maler, Musiker und, wie es schien, auch professionelle Schauspieler, sodass sie nicht nur eine funktionstüchtige Bühne mit Kulissen und Prospekten konstruierten, sondern auch ein kleines Orchester zusammenstellten. Zuweilen bestand die Vorstellung in einer Art Varieté mit Tanz, Gesang und Deklamationen, oft aber auch in richtigen Aufführungen, die sich sogar zu Stücken von Molière erweiterten. Auch Programme wurden dafür gezeichnet und vervielfältigt und die sehr lange Baracke war stets dicht gefüllt. (Goldschmidt 1989: 187–188)

23 Zu den Aktivitäten der Deutschen Kolonialfilm-Gesellschaft vgl. Fuhrmann 2003.

24 Lange 2013.

Auch Wilhelm Doegen, ein mit der Organisation der Tonaufnahmen beauftragter Anglist, berichtete von einer, wahrscheinlich derselben französischen Theatervorstellung im Kriegsgefangenenlager in Dyrotz:

In Scharen strömten die lebhaft gestikulierenden Franzosen zu der Veranstaltung. Ich war vom Kommandanten eingeladen [sic!] um die künstlerischen Fähigkeiten auf der Bühne zu bewundern. An diesem Tage hatten wir gerade mit den Aufnahmen der französischen Mundarten begonnen. Der Vorhang war ja bemalt mit allerlei schönen Mädchenköpfen, die man im Lager sonst nicht hatte!²⁵

Phantasien von unterschiedlichen weiblichen Figuren wanderten in den Lagertheatern nicht nur in die Gestaltung der Kleider und der Umgestaltung der männlichen Körper ein, sondern auch in die Dekoration wie die Vorhänge und Accessoires wie Puppen als Babys.

Ein großes Konvolut Photographien von Theateraufführungen hat sich aus den Kriegsgefangenenlagern in Cottbus erhalten. Dies mag auch auf den namentlich bekannten Lagerphotographen Paul Tharan zurückzuführen sein, dem viele Photos verschiedener Lebensbereiche aus den Lagern zugeschrieben werden können.²⁶ Es gab in Cottbus sowohl ein russisches als auch ein englisches als auch ein französisches Lagertheater, in denen regelmäßig Aufführungen stattfanden, wobei die Kulissen mit vorhandenen Materialien oft liebevoll gestaltet und Hintergründe detailliert gemalt wurden. Photographien unterschiedlichster Art zeigen nicht nur eine Fülle von Damendarstellern *in drag*, sondern auch die Kombination von Imaginationen des Weiblichen mit dem Volkstümlichen sowie dem Exotischen. So traten im russischen Theater Männer als Frauen in traditionellen Kostümen in Tänzen auf (Abb. 4) und eine Postkarte aus dem französischen Theater zeigt einen sitzenden männlichen Schwarzen Darsteller in Uniform, flankiert von zwei Damendarstellern in weißen femininen Marinekostümen (Abb. 5).

25 Deutsches Historisches Museum, Personenkonvolut Wilhelm Doegen, Rep. XVIII/K1/F4/M1 (3), Manuskript des ersten Kapitels der Autobiographie von Professor Doegen (o.D., 1967 dem Verlag übersandt): 13.

26 Siehe Stadtmuseum und Stadtarchiv Cottbus, Stadtgeschichtliche Sammlungen sowie die Online-Ausstellung »Ankunft auf Zeit. Die Cottbuser Kriegsgefangenenlager von 1914 bis 1918«, <https://ausstellungen.deutsche-digitale-bibliothek.de/lager-cottbus/#so> (Zugriff: 3.9.23).

Abb. 4 und 5: »Kriegsgef.-Lager Cottbus, Russ.-Theater« und »Theatre Francais, Camp de Cottbus«. Jeweils drei Theaterdarsteller, zwei davon in drag im russischen und französischen Theater des Gefangenenlagers Cottbus, Photo: Paul Tharan. Quelle: Städtische Sammlungen Cottbus, Fotosammlung, Konvolut Kriegsgefangenenlager Cottbus (No. 290 und 805)



Doch traten bei Aufführungen in den Gefangenenlagern auch Männer in ganz klassischen Frauenrollen auf, die aus dem Theaterfach bekannt waren. So hat sich aus dem deutschen Gefangenenlager in Ruhleben bei Berlin, in dem vor allem britische und französische Zivilgefangene während der Kriegsjahre interniert waren, ein nicht datiertes Filmfragment erhalten. Für ein paar kurze Momente zeigt es Damendarsteller, die außerhalb von Aufführungen gefilmt wurden.²⁷ Zwanzig Sekunden flimmerndes Material, in der ersten Hälfte der 1930er Jahre in der Kompilation »Aus alten Zeitungen« nachvertont, zeugen davon, dass dieses Phänomen des Ersten Weltkriegs auch in der Zwischenkriegszeit noch interessierte. Es handelte sich um einen deutschen Propagan-

27 RUHLEBEN. BEI DEN INTERNIERTEN, Filmfragment über das Interniertenlager Ruhleben, in: Bundesfilmarchiv Berlin, K 315291. Film BSL 19077 »Aus alten Zeitungen«. Kompilationsfilm mit Material von Walter Jerven von 1933/34. Das Fragment ist ohne Zwischentitel, aber nachvertont.

dafilm, der zu betonen suchte, dass die Gefangenen unter besten Bedingungen im deutschen Lager lebten und sich auch künstlerisch betätigen konnten: »Die Internierten haben ein eigenes Theater./Der Regisseur erklärt eine Rolle./Wir sehen Männer, die Frauenrollen spielen./Der hier spielt mondäne Dame. Der hier spielt komische Alte./Zwei Komiker des Ensembles«.

Szene 6: Frauendarstellung und Geschlechterrollenerosion. »Vollendete Illusion« und Sinnesverwirrung

1929, ein Jahr, nachdem Plauts »Zur Psychographie des Kriegers« erschien, und ein Jahr, bevor der Sanitätsrat Magnus Hirschfeld, bearbeitet von Andreas Gaspar, seine *Sittengeschichte des Weltkrieges* veröffentlichte, stellte Hermann Pörzgen sein Buch *Theater ohne Frau* zum Theaterspiel deutscher Kriegsgefangener fertig, das jedoch erst 1933 publiziert wurde (Pörzgen 1933, 145). In *Theater ohne Frau* schrieb Pörzgen zur Damenimitation in internationalen Fronttheatern und Kriegsgefangenenlagern des und infolge des Ersten Weltkriegs:

[E]ine Gefangenenbühne stand und fiel mit den Damendarstellern. Wo es nicht möglich war, eine echte ›Diva‹ zu finden, da war die Hoffnung auf eine lange Lebensdauer der Bühne gering. Und tatsächlich enthüllt ja die Tätigkeit der ›Damen‹ am tiefsten die eigentliche Bedeutung des Kriegstheaters. In ihr erfüllte sich ganz, was die Bühne rechtfertigt, was sie wichtig und notwendig erscheinen läßt, was ihr hohen ethischen Wert verleiht: nämlich Beglückung durch die Macht einer Illusion. (Pörzgen 1933: 79)

Ebenso wie Plaut ging Pörzgen bei Frontsoldaten, diesen »weibhungrigen Männern«, diesen »schmachtenden Kriegerherzen«, von einschneidenden »Seelenveränderungen« aus, zumal die »Vorstellung von der Frau ins Unterbewußtsein verdrängt« worden sei (Pörzgen 1933: 77).

Dieser Tatsache verdankten die Fronttheater, vor allem die Feldtheater, ihren Erfolg. Sie haben das schwindende Bild der Frau wieder aufgerichtet, sie haben das selbst dann getan, wenn sie gar keine Frauen mitbringen konnten, wenn Männer Frauen darstellten. Das [sic!] Kampfplatz war der Schauplatz der Damendarsteller. (Ebd.: 85)

Bei der Nachahmung von damenhaften Gebärden und »weiblichen« Verhaltenscodizes handelte es sich offenkundig um eine Art Illusionsmaschine, die laut Pörzgen der »Aufrichtung« des im Verschwinden begriffenen Bildes

der Frau diene, das die Erinnerung, Seelen und Herzen der Soldaten immer mehr zu verlassen schien. Die letzte Zeile des Zitats ist zweideutig. Einerseits kann sie wie folgt gelesen werden: Der »Kampfplatz« für diesen Akt des Ersetzens, wie im Zitat geschildert, war der »Schauplatz« der Damenimitation. In einer anderen Lesart kann sie auch so gedeutet werden, dass der Kriegsschauplatz zweckentfremdet, instrumentalisiert oder umcodiert wurde, um nunmehr einem ›weicheren‹ Zweck zu dienen: statt der Imitation des tapferen, siegesbewussten, ›harten‹ »Kriegers« nun der Imitation holder, verführerischer, anmutiger Weiblichkeit. Eine Ersetzungsgeste gepaart mit einer Gegen-Klischierung.

Damit diese Illusion durch die Simulation gegengeschlechtlicher Geschlechtermuster funktionierte, bedurfte es laut Pörzgen »vollendeter Illusion« und der Gabe, Sinne und damit wohl auch den vermeintlichen Sinn »männlichen« kriegerischen Gebarens verwirren zu können (ebd.).²⁸ Das Täuschungsunternehmen benötigte anscheinend Perfektion, wobei die Verabredung, dass alle Seiten sich im Moment der Bühnenaufführung freiwillig und bewusst der Täuschung hingeben, zutiefst irritationsanfällig war. Was, wenn die Täuschung misslang, die Illusion zusammenbrach, die Vorstellung mitten im Spielmoment versiegt? »Vollendung« und Perfektion hingen hierbei, darauf legte Pörzgen in seinen Ausführungen Wert, nicht unbedingt von einer umfassenden Ausstattung und teuren oder schwer zu beschaffenden Kostüm- oder Bühnenelementen ab – obwohl in zahlreichen Bühnenarrangements hierauf größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwendet wurde. Vielmehr gab die ›zauberhafte‹ Wirkung des jeweiligen Damendarstellers – einer Mischung aus Grazie, Charme, Anmut, versprühter Erotik und der Kunst der Verstellung, kurzum ihr schauspielerisches Talent – den Ausschlag.²⁹ Auch Soldaten, die zum sogenannten »Fummel« griffen und sich in einer Geste der Travestie in »Frauengewänder« einkleideten – Pörzgen nannte dies die »primitivste Stufe der Damendarstellung« –, zeitigten durchaus hohe Wirkung. Denn »das Damenfach verlangte von seinen Vertretern« weniger die perfekte Ausstattung und Toilette denn eine perfekte, ungebrochene damenhafte Ausstrahlung sowie »hervorragende Intelligenz, außerordentlich

28 Hier findet sich ein dementsprechendes Zitat, das davon handelt, dass »das Fronttheater im Felde« den zur Askese verurteilten Männern die Sinne verwirrt[e]. Ob die Einschätzung Pörzgens, die Soldaten hätten tatsächlich nahezu asketisch gelebt, zutrifft, ist von verschiedenen Zeitgenossen in Frage gestellt worden.

29 Vgl. Pörzgen 1933: 78–79.

scharfe Beobachtungsgabe« (Pörzgen 1933: 78–86). »Der ganze Erfolg des Stückes beruhte auf seiner Kunst [des Damendarstellers]. Alles war in seine Hände gelegt. Wie ein Hypnotiseur mußte der Damendarsteller die Zuhörer bestriicken, so daß ihnen ganz das Bewußtsein schwand, einen Mann vor sich zu haben« (Pörzgen 1933: 79).³⁰

Von der notwendigen Strahlkraft, um die »Primadonna«-Illusion zu erzielen, zeugt auch der Selbstbericht des deutschen Kriegsgefangenen Emmerich Laschitz, der seit 1916 in zentralsibirischer Kriegsgefangenschaft als überaus erfolgreicher Frauendarsteller in einem »Mannschaftstheater« in dem »Konzentrationslager« in Atschinsk agierte. Den Moment des Entdecktwerdens als »Bühnenstar«, der im Weiteren »enorme Stürme des Enthusiasmus« auszulösen vermochte, beschreibt er im Nachgang wie folgt:

Wir hatten einige Bühnenfachleute, die mir den ersten Schliff beibrachten, und mein erstes Auftreten erfolgte in der Rolle einer Lebedame. Das Kostüm schien mehr als gewagt, man mußte mich mit Gewalt zwingen, die Bühne als Weib zu betreten. Das Resultat war ein Ungeahntes; frenetischer Beifall empfing mich auf der Bühne, und als ich die ersten deutschen Worte sprach, da wollte der Jubel der Massen kein Ende nehmen. Seit fast vier Jahren hatten die Soldaten keine deutschsprechende Frau zu Gesicht bekommen, und endlich erschien eine, gleich einer Fata Morgana, so nah und doch so unerreichbar. Mit der Zeit wuchs ich zum unbesiegbaren Star der sibirischen Gefangenenlager. (Laschitz 1933: 119–120)

Laschitz spricht im Folgenden von sich als »Irrlicht«, das »lauter normalfühlende Menschen«, die »unter dem Druck der jahrelangen erzwungenen Keuschheit standen«, durch seine Bühnenpräsenz als »Diva« »äffte«, zugleich aber versuchte er, deren »schäumender Jugendkraft« »Einhalt zu gebieten« (ebd.). (Ein Photo mit zwei Paaren aus den Kriegsgefangenenlagern Cottbus illustriert die erotische Anziehungskraft und Innigkeit, die Laschitz für den russischen Travestieakt andeutet; Abb. 6.)

30 An anderer Stelle widerlegte Pörzgen diese Einschätzung und erwähnte, dass es unerheblich gewesen sei, ob die Damendarsteller mit »Kopfstimme« gesprochen hätten oder nicht. Die »vollendete Illusion« habe von anderen Faktoren abgehangen (ebd.: 88).

Abb. 6: »Kriegsgef.-Lager Cottbus. – Englisches Theater.« Darsteller des britischen Theaters der Gefangenenlager Cottbus, Photo: Paul Tharan. Quelle: Städtische Sammlungen Cottbus, Fotosammlung, Konvolut Kriegsgefangenenlager Cottbus (No. 734)



Pörzgen beruft sich im obigen Zitat nicht zufällig auf die kulturelle Praxis der Hypnose. Ein Vergleich mit ihrer Suggestivwirkung legt den zentralen Punkt der Illusionsmaschine Damenimitation offen: Es ging allem Anschein

nach darum, sich in der Logik und Gesetzmäßigkeit der Illusion, der Bühnenrealität, vollkommen führen und hingebungsvoll verführen zu lassen.³¹ Dieser Wille zur Hingabe galt im Hypnosefach schon länger als Grundvoraussetzung für die anscheinend kuriose, magisch-effektvolle, parapsychologische und »spektakuläre Eingriffsmöglichkeit in die menschliche Psyche«, wie die Wissenschaftshistorikerin Sophie Ledebur formuliert (Ledebur 2014: 363). Das Hypnossetting speist sich bekanntermaßen aus dem autoritativ gezeichneten Hypnotiseur, der auf ein potenziell sinnesverwirrtes, entmündigtes und infantilisiertes hypnotisiertes Gegenüber trifft. Etwas von dieser manipulativ-charismatischen Wirkung und dem Effekt des Wunderbaren, der bis in den posthypnotischen Zustand anzuhalten schien, schwingt in Pörzgens und Laschitz' Beschreibungen der Momente der Bühnenverführung via Damenimitation mit.

Anders als Laschitz behauptete Pörzgen, die Damendarstellung habe auf die zeitgenössischen Zuschauer de-sexualisierend gewirkt, das Theaterinteresse habe innerhalb des Kriegstheaters die Suche nach Erotik überblendet (Pörzgen 1933: 89). Der Übergang von einer Geschlechteridentität in eine andere, in diesem Fall von »Männlichkeit« zu »Weiblichkeit«, und sei es auch nur im Spiel – ein Übergang, der in der Moderne ohnehin stark ins Schwanken geraten war –, unterminierte eine der zu dieser Zeit letzten patriarchal verteidigten Bastionen: das eindeutige, virile und unangreifbare Männlichkeitsbild. Gelang die mental-emotionale Verschmelzung der Rezipierenden mit der Illusion, war das Ziel erreicht, der Wunsch nach Ablenkung und Unterhaltung befriedigt. Der Damendarsteller hatte sein Publikum beziehungsweise Teile desselben laut Überlieferung sogar soweit in der Hand, dass einige Zuschauende immens viel dafür taten, damit die Illusion nie enden mochte: Pörzgen beschreibt, wie ihm zahlreiche soldatische Verehrer noch über das Ende der jeweiligen Bühnendarbietung hinaus »Aufmerksamkeit, Galanterie, im Lagerleben unerhörte Erscheinungen«, sowie »Blumen und Geschenke« entgegenbrachten (Pörzgen 1933: 80–81). Die Gegenreaktionen von Seiten der Künstler waren Primadonnengehabe, Starallüren, Launenhaftigkeit, wodurch ihre kontinuierliche Darstellungskunst jenseits der Bühne befeuert und ihre Einzigartigkeit und Unersetzlichkeit suggeriert wurden. Auch Laschitz schrieb:

31 Zur konjunkturellen Verwendung des kulturellen Bildes der Hypnose im frühen Film siehe: Andriopoulos 2000.

Mein Leben war also das einer Diva, die von aller Welt angehimmelt wird und auch ihren Launen freien Lauf lassen darf. Meine Kameraden sparten sich in rührender Anhänglichkeit und Devotion manches vom Munde ab, nur um mir alles bieten zu können, damit die Heldin ihrer Tage im schönen Komfort und in ihrem wohlbehüteten Heim leben konnte. Kein Mittel der Kosmetik war zu teuer, unzählige Briefe und Briefchen flatterten in meine Wohnung von Verehrern meiner Kunst, die nur zu oft auch meine Person selbst betrafen. [...] Die Huldigung ihres Bühnenliebings wurde somit zum Selbstzweck. Eifersüchteleien kleinerer und größerer Natur waren an der Tagesordnung. (Laschitz 1933, 119–120)

Einfühlsam setzt er hinzu: »Ich lebte ziemlich abgeschlossen, teils wegen meines andauernden Studiums, teils aber auch um die armen Menschen im grellen Tagelicht nicht ihrer Illusion zu berauben«. Schließlich benennt Laschitz den derealisierenden Effekt der Diveninszenierung und dass »alle Gefangenen, ob jung ob alt, ob ledig, ob verheiratet, einen Nebelschleier vor ihren Augen hatten und allmählich verlernten, Wirklichkeit von Phantasie zu trennen« (ebd.).

Wie Laschitz sich selbst beschreibt, erfüllt zahlreiche Kriterien, die die Anglistinnen Elisabeth Bronfen und Barbara Straumann der Figur der Diva konzeptuell zuweisen. Diese sei eine nebulöse wandelbare Figur mit einzigartiger Wirkung, die Gegensätze verkörpere. Sie wirke zugleich nah und unnahbar, einsam und berühmt, fragil bis todesnah und göttlich, natürlich und simuliert. Die Diva, die in jeder Lebenssituation verehrt werde, sehen sie als perfekt konstruierten Kunstkörper, der in der Wahrnehmung der verehrenden Personen die Komplexität des Alltags überwinden hilft. Sie baue ihr exzentrisches Image auf transformiertem Leid auf – Laschitz berichtet von seiner Versehrtheit, Halbinvalidität und dem Leiden im Lager. Diven sorgen laut Bronfen und Straumann dafür, dass ihre Berühmtheit andauert und sie ihre Selbstdarstellung stets kontrollieren (Straumann und Bronfen 2002). So würden sie zur Idealfigur, die für andere sinnstiftend ist und als Identifikationsfläche fungiert: »Sie muss immer mehr sein als wir und sich dennoch scheinbar ausschließlich auf uns beziehen« (Bronfen 2002: 47). Einen Multiplikationseffekt ihres Ruhms erzeugte im Ersten Weltkrieg die Tatsache, dass zahlreiche Kameraden-Diven ihr Konterfei und ihren Starkörper per Bildmaterial, also Postkarten, massenhaft distribuierten und damit ihren Wirkungskreis erweiterten, wie oben beschrieben.

Szene 7: Vom Herstellen der Illusion in der Kriegskinetographie und im Nachkriegskino

Im Jahr 1937 erschien auf der Weltbühne der in Schwarz-Weiß gedrehte Film *LA GRANDE ILLUSION* in der Regie von Jean Renoir. Der damals schon berühmte Regisseur verarbeitete die Erfahrungen, die der Erste Weltkrieg mit sich brachte, zum Stoff für ein pazifistisches Werk, das sich klar gegen jene Nationalismen, Rassismen, Klassismen und die eingeübten chauvinistischen Erzählmuster positionierte. Der von der französischen Zensur gekürzte Film folgt dem französischen Jagdflieger Maréchal (Jean Gabin) und dem Stabsoffizier de Boeldieu (Pierre Fresnay), die bei einem Aufklärungsflug von dem deutschen Jagdflieger Rittmeister von Rauffenstein (Erich von Stroheim) abgeschossen werden, in die Kriegsgefangenschaft auf dessen Fliegerhorst. Dort beteiligen sie sich gemeinsam mit Rosenthal (Marcel Dalio) am heimlichen Bau eines unterirdischen Tunnels und üben nebenher eine Farce im Boulevardstil ein: Sie singen »It's a long way to Tipperary«, jenes 1912 erstmals aufgeführte Lied, das während des Ersten Weltkriegs als Soldatenlied große Bekanntheit erlangte und von der Sehnsucht eines irischen Gastarbeiters nach seinem Mädchen Molly handelt. Als ein großes Paket mit Frauenkleidern eintrifft, um das Gefangenentheater besser auszustatten, lehnt einer der Mitspielenden ab, beim Auspacken dabei zu sein – er sei »Realist«. Die anderen Laienschauspieler in Gefangenschaft ergeben sich der Lust des Auspackens und Berührens von Frauenkleidern, nachdem der deutsche Offizier nichts Bedenkliches in der Kiste finden konnte. Während sie Röcke, Korsagen und Strumpfhosen – *pars pro toto* für die Frauenkörper – durch die Hände gleiten lassen und über die Mode in Paris reden – die Frauen dort trügen jetzt sowohl Kleider als auch Haare kurz –, zieht einer der Männer im Hintergrund bereits Frauenkleider an. Als er ankündigt, er sei fertig angekleidet, antwortet der Maréchal ohne hinzusehen, er solle die Kameraden noch ein wenig träumen lassen. Wenn er sich zeige, würde er nur ihre Illusionen zerstören: »If we see you, it'll ruin our illusions«.

Wenn bisher viel über die multiple Bedeutung des Filmtitels spekuliert wurde – die große Illusion von Frieden, Völkerfreundschaft, klassenloser Gesellschaft –, so lassen sich nun noch Überlegungen zur Illusion der Damenimitation hinzufügen. Eine nicht unbedeutende Illusion unter den Gefangenen war – neben der imaginativen Flucht in die Welt nach der Gefangenschaft – das Erscheinen von Frauen im Lager in diesem Moment, die von männlichen Erinnerungen und Träumen angetrieben wurde. Dieses Herbeiträumen von

›echten‹ Frauen anhand der echten Frauenkleider unterbricht im Film der umgekleidete Mitgefangene. »Ein wirkliches Mädchen«, kommentiert einer der Männer. Bekleidet mit einer hellen Lockenperücke, einem langen Rock, Strumpfhosen und Absatzschuhen sowie einer weißen Seidenbluse mit Rüschen, deren Bänder er noch ungebunden in den Händen hält, schreitet der Mann *in drag* unsicher auf die Bildfläche und fragt mehrmals, ob dies lustig sei. Doch niemand lacht. Alle anderen im Raum befindlichen Gefangenen erstarren, es ist sekundenlang vollkommen still. Die Kamerafahrt scheint ein Wachsfigurenkabinett zu zeigen. Nur der Gefangene in Frauenkleidern bewegt sich und versichert mit inzwischen auf dem Rücken gebundenen Bändern, seine Rüsche richtend: »C'est drôle, ah oui, ça fait drôle«. Die Spannung löst sich nicht auf, sie bleibt schneidend im Raum stehen. Cut.

Abb. 7: Filmstill aus *LA GRANDE ILLUSION* (FR 1937), R.: Jean Renoir. Quelle: Archiv der Verfasserin



Das Herstellen der Illusion, das Anlegen von Frauenkleidern, scheint für einen kurzen Moment eben nicht zu einer Illusion zu führen, sondern zur Realität. Der Mann *in drag* ist nicht oder nicht nur verkleidet, für einen kurzen Moment ist er viel mehr als ein verkleideter Mann: eine bemerkenswerte Erschei-

nung in Gestalt einer Frau. Er verkörpert die Anwesenheit des Abwesenden, im Feld des Imaginären. In Krieg und Gefangenschaft ist es im ersten Moment eben nicht lustig, wenn das Sehnsuchtsobjekt tatsächlich erscheint. Es ist eben kein Genuss, sondern bedeutet Stillstand, Fragen und Bedrückung. Der Spielfilm nimmt sich die Freiheit, vom Herstellen des *drag* nicht unmittelbar zur Travestieaufführung mit lachendem Publikum zu schreiten,³² wie es in dem dokumentarischen Filmmaterial aus dem Ersten Weltkrieg oft der Fall ist. Gemäß seiner generell kritischen Haltung dem Krieg gegenüber erlaubt er sich, hier eine vielschichtige Erschütterung darzustellen und die Frage nach den Geschlechterverhältnissen dringlich zu machen, in der Bewertung jedoch offen zu lassen.

Mit der Szene über das Herstellen der Illusion nahm Renoir in seinem Film ein Motiv auf, das sich auch in einigen französischen dokumentarischen Filmmaterialien zum Ersten Weltkrieg findet. Zwar ließ er die Erarbeitung des Spektakels unter gefangengenommenen Franzosen spielen, also Gefangentheater im strengen Sinne sein, doch waren ihm möglicherweise französische Theaterveranstaltungen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs via filmischem Medium bekannt. So wurden einige Aufführungen des *théâtre aux armées* mit der Filmkamera dokumentiert. Das *théâtre aux armées* wurde vom französischen Kriegsministerium organisiert, um die Truppen an der Front zu unterhalten und den französischen Soldaten Ablenkung vom Kriegsalltag zu ermöglichen. Alle Aufführungen unterstanden damit der Aufsicht von Autoritäten sowie einer impliziten Zensur.³³ Es wurden sowohl professionelle Schauspieler*innen und Gruppen an die Front geschickt, um dort ihre Stücke aufzuführen, als auch in einzelnen Regimentern Stücke mit Soldaten eingeübt und zur Aufführung gebracht. In der ecpad-Médiathèque *Images Défense* des französischen Verteidigungsministeriums sind einige Zeugnisse davon erhalten. So hat etwa der Service photographique et cinématographique de l'armée (SPCG) am 1. September 1918 eine Aufführung von Soldaten der 8. Armee hinter der Front in den Vogesen, der Stadt Charmes, aufgezeichnet. Gegeben wurde *La belle*

32 Erst nach der Einblendung von Szenen außerhalb des Gefangenenlagers folgt in LA GRANDE ILLUSION die Aufführung der Farce vor Publikum mit mehreren Gefangenen in *drag*. Als während der Aufführung die Nachricht eintrifft, Fort Douaumont sei von den Franzosen zurückerobert worden, stimmt der Maréchal die Marseillaise an – die Schauspieler nehmen dazu die Perücken ab – und wird dafür mit Einzelhaft bestraft.

33 Vgl. <https://france3-regions.francetvinfo.fr/grand-est/14-18-le-theatre-des-armees-1056999.html> (Zugriff: 3.9.23).

Hélène, eine *opéra bouffe*/Buffo-Oper von Jacques Offenbach.³⁴ Bereits die Wahl des Stücks verweist auf die ersehnte Anwesenheit und reale Abwesenheit eines weiblichen Stars an der Front. In *Die schöne Helena* (1864) persifliert Offenbach, wie bereits in *Orpheus in der Unterwelt* von 1858, die griechische Antike, indem er – unter dem Deckmantel der Groteske – Helena von einem erotischen Abenteuer neben ihrer Ehe träumen und ihr als Liebhaber Paris erscheinen lässt. Für die Aufführung der französischen Soldaten in Charmes unter freiem Himmel und mit Orchester waren zwei weibliche Darstellerinnen engagiert worden, doch findet sich auch ein Damendarsteller unter den Laienkünstlern.

Die erste halbe Minute des erhaltenen Filmmaterials zeigt die Darstellerinnen und Darsteller beim Schminken und Kostümieren. Das Herstellen der Illusion ist hier gleichbedeutend mit dem Auftakt des Films, die Theaterdarstellerinnen und -darsteller präparieren sich auch als Filmdarstellerinnen und -darsteller. Anschließend an das Offenlegen der Verwandlung per Kostümierung und Maske fährt die Filmkamera langsam an der Reihe der aufgestellten Darstellerinnen und Darsteller vorbei und porträtiert jede einzelne Person. Der männliche Damendarsteller *in drag* befindet sich halb im Gespräch mit einem neben ihm stehenden Knaben. Es folgen Kameraeinstellungen aus der Perspektive des Publikums, das militärische und zivile Personen wie auch Frauen umfasst, und Einstellungen aus der Perspektive von hinter den Kulissen, die die deklamierenden, singenden und tanzenden Darsteller/innen einschließlich einer großen Galeere zeigen. Die letzten Sekunden des Materials präsentieren die Darstellenden nach der Vorstellung, wobei sich der Damendarsteller von den weiblichen Darstellerinnen mit Absätzen durch die flachen Schuhe unterscheidet.

Nahm diese Aufführung einen klassischen Stoff auf, der sich durch das Thema des Frauentraums auf der Bühne für Männerträume an der Front anbietet, so traten Frauenfiguren in einer von französischen Soldaten selbst geschriebenen Revue ganz anders auf. Der Film *LE THÉÂTRE AUX ARMÉES, 1ER RÉGIMENT DE MARCHÉ DE ZOUAVES* wurde von der SPCA (SCA/SPCA Section cinématographique de l'armée) hergestellt, von Pathé vertrieben und erstmals in der Woche vom 18. bis 24. Februar 1916 aufgeführt.³⁵ Als »zouaves« wurden

34 THÉÂTRE AUX ARMÉES. TROUPES DE LA 8E ARMÉE JOUANT ›LA BELLE HÉLÈNE‹; 1.9.1918, SPCC, schwarz-weiß, stumm, Dauer 7 min. 36, Images défense 14.18. A 364, ecpad-Médiathèque des französischen Verteidigungsministeriums.

35 Dazu siehe auch: le catalogue *De Pathé Frères à Pathé Cinéma, 1915, 1916, 1917, 1918* d'Henri Bousquet sowie Françoise Lemaire: *Les films militaires français de la première guerre*

im Ersten Weltkrieg Infanterieeinheiten bezeichnet, die vor allem aus algerischen, doch auch anderen rekrutierten Söldnern bestanden. Sie trugen häufig Uniformen, die sich optisch an türkische oder orientalisierende Gewänder anlehnten. Der Anfang 1916 hergestellte Film zeigt, wie das im Film selbst präsentierte Plakat wissen lässt, die Theatervorstellung »ier régiment de marche de zouaves. C'est à schlitter partout!!! Revue d'hiver de la chéchia aux Armées«. ³⁶ Die Autoren, die sich am Ende des Films vor den Künstler/innen kurz im Bild zeigen, haben eine lose Folge von Sketchen arrangiert, die humoristische Szenen aus dem Leben des Frontsoldaten, des *poilu*, zeigen. Zudem machen sie Anspielungen auf die Feindschaft mit den Deutschen und mögliche Spionage, die zum Teil didaktischer Natur sind und genauer auf die Lage der algerischen Soldaten eingehen, etwa einen arabischen Tanz imaginieren. Da der Film für die Aufführung in Kinos aufbereitet wurde, ist er mit aufschlussreichen Zwischentiteln versehen, die zum Teil auch Ausschnitte aus der wörtlichen Rede auf der Bühne wiedergeben. In dieser Revue aus dem Fronttheater spielen keine weiblichen Personen mit, sondern ausschließlich männliche Darsteller, darunter auch mindestens zwei *in drag*. Einer von ihnen, bekleidet mit einem langen tief ausgeschnittenen Kleid und einem ausladenden Hut mit weißem Puschelrand, wird unmittelbar am Anfang des Films auf der Bühne durch einen anderen Darsteller als »Madame Claire de Dune« – als Persiflage auf das Lied »Clair de lune« – eingeführt. Ihm wird also die Rolle der *commère*, des Klatschweibs, zugewiesen.

In ihrer Funktion als erzählende Person auf der Bühne, ausgestattet mit einem langen Stab, dem *brigadier* aus dem klassischen französischen Theater, der zum Ankündigen des Stücks dient, begleitet sie alle Sketche vor allem beobachtend und kommentierend. Gleich darauf fragt ein männlicher Darsteller den Sprechenden *in drag*, ob es auch andere hübsche Frauen gebe. Die Frau weist zwischen die Kulissen auf eine Szene hinter der Bühne, die das Herichten der beiden Damendarsteller zeigt: Während sich ein junger Mann mit kurzen Haaren im Bildvordergrund, bereits im weißen Unterkleid, vor einem

mondiale. Catalogue des films muets d'actualité, La Documentation Française, 1997, Film n° 175.

36 SCA-SPC. Images défense, 14.18 A 368, ecpad-Médiathèque des französischen Verteidigungsministeriums, schwarz-weiß, stumm, 35 mm, Dauer 17:17 min. Das Verb »schlitter« wird in den Vogesen benutzt und bedeutet »eingeschlagenes Holz mit einem Schlitten heruntertransportieren«.

Spiegel schminkt, wird dem ihm gegenüberstehenden anderen Mann die Damenperücke gerichtet. Anschließend stülpt sich der junge Mann eine zerzausste Langhaarperücke über, die ihn zur *commère* macht. Das Spiegelbild, das die Verwandlung dokumentiert, wird dabei leider nicht eingefangen (Abb. 8).

Abb. 8: Filmstill aus *LE THÉÂTRE AUX ARMÉES, 1ER RÉGIMENT DE MARCHE DE ZOUAVES* (1916). ©ECPAD/France/Extraits de: *Le theatre aux Armees, 1er regiment de marche de Zouaves.*/Auteur inconnu/1916



Der Film mischt damit durch verweisende Gesten geschickt das Geschehen auf der Bühne mit erweiternden Szenen an anderen Orten. Die Verwandlung von Männern zu Damendarstellern – »hübschen Frauen«, wie auf der Bühne verlangt wird – eröffnet zugleich den Film, und es ist signifikant, dass nur das Herrichten der Damendarsteller gezeigt wird, nicht aber das der anderen Schauspieler. Der jüngere Mann tritt in drei verschiedenen Rollen auf. Zunächst mimt er das Fach der komischen Alten, die als Patentante des sprichwörtlichen *poilu*, der französischen Frontsoldaten im Ersten Weltkrieg, mit einem Vogelbauer und Papagei die Bühne betritt. Sie sucht ihren Patensohn und singt, als er mit einem kleinen gestrickten Hund im Arm auftaucht, mit ihm gemeinsam ein groteskes Duett. Die nächste Frauenfigur tritt ebenfalls im Duo mit einem Soldaten auf, der zunächst taumelnd und auch in den Stimmungen schwankend als »torpillé« eingeführt wird, als jemand, der beschossen wurde. Anschließend tritt der Damendarsteller im Kostüm einer

Balletttänzerin auf und präsentiert seinen/ihren »Ring aus Aluminium«, um dann ein Ballettstück gemeinsam mit dem Torpedierten zu tanzen – in satirischer Anspielung auf ein klassisches Ballett wie Schwanensee. Dies wird aber sogleich durch Zitate anderer Tanzarten gebrochen, etwa durch Elemente eines russischen Kalinka-Tanzes oder eines Volkstanzes mit untergehakten Armen. Im Anschluss an den Applaus auf der Bühne verbleibt die Tänzerin dort im Kreis der Beobachtenden. Durch den Tanz wird der Frauenfigur wenig Text eingeräumt, was ihre Andersheit gegenüber den redenden Männern durchaus betont. Die Kombination von Weiblichkeit und ethnographischer Veränderung findet sich gegen Ende der Szenenabfolge wieder, als ein Mann als traurig und verdrossen bezeichnet wird. Auf die Frage, wovon er träume, antwortet er, er sehe sein/ihr Algerien mit seinen Reizen vor sich, folgt die deutlich als Imagination gekennzeichnete Einblendung einer arabisierenden Szene: Die Bühne ist mit einem exotisierenden Hintergrund ausgestattet, vor dem drei Musikanten auf verschiedenen Instrumenten spielen, während ein Mann und eine Frau tanzen. Alle tragen orientalisierende Kostüme, die Frau scheint einen Bauchtanz nachzuahmen, wobei allerdings der Bauch verdeckt bleibt, und erfüllt damit ein gängiges europäisches Klischee. Der Paartanz mit werbenden Tüchern am Ende wird ausgefadet, damit das Bild zum vorherigen Bühnensetting zurückkehren kann. Die Szenenfolge spielt damit, nicht unähnlich dem Filmfragment aus *Ruhleben*, mindestens drei Frauenfiguren durch, die aus dem Theater der Vorkriegszeit wohlbekannt sind: die junge Naive, die komische Alte und die erzählende Ansagerin, die bereits Züge eines Filmerklärers trägt.

Wird in den Filmen über *La belle Hélène* und die Revue *C'est à schliter partout!!!* das Verwandeln der Männer in Frauenfiguren durch Schminke und Perücken gezeigt – wie später in *LA GRANDE ILLUSION* aufgenommen –, so wählt ein dritter französischer Film von der Kriegsfront einen anderen Zugang, um die Illusion als Illusion auszustellen. Die filmische Dokumentation unter dem Titel *NOS AILES* zeigt in zwei Teilen die Potenz der französischen Luftwaffe am Beispiel des 2e régiment de chasse in Strasbourg-Neuhoff, zunächst »l'aviation de chasse« (die Jagdfliegerei), dann »la patrouille acrobatique du 2e régiment de chasse« (akrobatische Flüge).³⁷ Am Ende des ersten Teils wird nach den militärischen Darstellungen die Freizeitgestaltung der Soldaten wieder am Bei-

37 *NOS AILES*, hergestellt vom SCA-SPCA, schwarz-weiß, stumm, Format 35 mm, Dauer 24:58 min., Images Défense 14.18 A 1315, ecpad-Médiathèque des französischen Verteidigungsministeriums.

spiel des Frontheaters vorgeführt, eingeleitet durch den Zwischentitel: »Enfin les avions garés, la toilette achevée, les mécanos s'offrent une place gratuite au théâtre en plein air et font un succès fou à *Monsieur Perrichon* interprété par les artistes du régiment«. In dem Boulevardstück *Le Voyage de Monsieur Perrichon* aus dem Jahr 1860 begleiten zwei junge Männer eine Familie auf ihrer ersten Zugreise nach Chamonix, um die Hand der Tochter Henriette zu gewinnen, die sie auf einem Ball kennengelernt haben. Nachdem zunächst eine Totale der Bühne mit mehreren Darstellern und danach ein Blick in das ausschließlich männliche Publikum gezeigt wird, folgt eine Nahaufnahme von zwei Damen-darstellern *in drag*, die sich auf zwei Stühlen sitzend miteinander unterhalten. Dann folgt eine Überblendung und die beiden Männer erscheinen in derselben Position und Unterhaltung ohne Kostüme und Perücken, sondern in ihren Uniformen (Abb. 9 und 10).

Abb. 9 und 10: Vorher-Nachher-Überblendung. Filmstills aus NOS AILES (1925), basierend auf dem Stück *Monsieur Perrichon*. ©ECPAD/France/Extraits de: *Nos ailes/Auteur inconnu/1925*



Die Verwandlung wird in diesem Film also nicht als Cross-Dressing, sondern als *re-dressing* gezeigt, und nicht über eine Szene des Umkleidens und Schminkens oder Abschminkens, sondern durch das spezifisch filmtechnische Mittel der Überblendung. Was in den anderen Filmen als theatrale Szenen zur Vorbereitung des Theaterspielens elaboriert wird, übernimmt hier die Technik, die gleichsam einen magischen Effekt produziert. Mit den Überblendungen zeigen sich NOS AILES und LE THÉÂTRE AUX ARMÉES, 1ER RÉGIMENT DE MARCHÉ DE ZOUAVES nicht nur modern und an fiktionalen beziehungsweise erzählenden Filmen orientiert, sondern sie verschränken auch in spezifischer

Weise die Verwandlung des Schauplatzes mit der des Moments von *drag*, also der scheinbaren Verwandlung des Geschlechts.³⁸

Die Filmbilder zu Cross-Dressing greifen das ästhetische Spiel mit den Geschlechterrollen und Zeichensystemen auf, das sich in gegengeschlechtlicher Kleidung ausdrückt. Wie tief die zunächst nur an der Oberfläche sichtbare Transformation im jeweiligen Filmbeispiel geht, hängt davon ab, ob Geschlechtskategorien hier tatsächlich aufgebrochen werden oder nicht. Werden die Identitätsfunktionen infrage gestellt und als soziale Mythen entlarvt? Oder handelt es sich nur um ein kosmetisch-oberflächliches Spiel mit Geschlechterklischees?

Ebendiese Frage hallt im Sujet *Victor und Victoria* wider, das sich hier in Form einer gestellten Solistenphotographie materialisiert. Zu sehen ist ein junger Mann, dessen spärlich bekleideter Leib optisch, durch Schminke und Verkleidung, in zwei vertikale Hälften geteilt ist – eine doppelgeschlechtliche Ikone. Die rechte Seite markiert das ›Männliche‹ mit zeitgenössischem Unterknien-Strumpfhalter und Männerschuh, die linke Seite offensichtlich das ›Weibliche‹, unterstrichen durch frisierte Kurzhaarlocken, Schulterschleife, Büstenhalter, Nylonstrumpf und Riemchenschuh (Abb. 11).

38 Auch nach Kriegsende florierte die Filmkunst in Bezug auf das Spiel mit Geschlechterrollen. Im frühen Kino wurde die Vielfalt der Geschlechteridentitäten und Begehrensströme hinsichtlich weiblicher und männlicher Homosexualität sowie in den maskeradehaften Verkörperungen von Mann/Frau, die in Parodie und Travestie (butch/femme und drag king/drag queen), in Cross-Dressing, Transsexualität oder Intersexualität zum Ausdruck kamen, gezeigt. Als Vorbilder für das verführerische und zugleich verunsichernde Spiel mit den Geschlechterrollen dienten Schauspielikonen wie Asta Nielsen und Pola Negri in ihren »Hosenrollen« in den 1910er Jahren, Louise Brooks in den 1920er Jahren, Marlene Dietrich in *MAROCCO*, *DER BLAUE ENGEL* und *BLONDE VENUS* Anfang der 1930er Jahre sowie Romy Schneider in *MÄDCHEN IN UNIFORM* (1958). Vgl. z.B. Köhne 2006; Tewksbury 1995.

Abb. 11: Photographie eines Damendarstellers: Victor Victoria. Quelle: Schwules Museum Berlin, Sammlung Travestie



In der Nachkriegszeit wurde das Sujet wieder aufgegriffen: Der Film VIKTOR UND VIKTORIA von 1933, bei dem Reinhold Schünzel Regie führte, enthält ernsthafte und lustig-komödiantische Elemente. Die Identitätskonstruktionen werden durch den temporären Rollentausch, den *Gender Switch*, letztendlich aber nicht angetastet. Das Lustspiel mit Gesangseinlagen stellt eine Variation der – inzwischen als Klassiker zu wertenden – Verwechslungskomödie mit dem Titel *Charleys Tante* [*Charly's Aunt*] dar. Das Cross-Dressing-Theaterstück über männlichen und weiblichen Transvestitismus von Brendon Thomas

hatte 1892 seine Uraufführung und erlebte seitdem unzählige Inszenierungen und Reinterpretationen.

VIKTOR UND VIKTORIA handelt von dem wenig begabten Damenimitator Viktor Hempel (Hermann Thimig) und seiner Schauspielkollegin Susanne Lohr (Renate Müller). Die Verwirrspiele beginnen, als Susanne die Rolle Viktors übernimmt und das »Imitieren einer Dame«, das heißt in ihrem Fall das vorgetäuschte Spiel der Travestie, besser beherrscht als ihr männlicher Kollege. Als Frau, die einen Mann spielt, der eine Frau imitiert, täuscht sie das Publikum auf gleich zweifache Weise: über ihr »wahres Geschlecht« und über die Echtheit des Travestie-Aktes. Die entgrenzenden Qualitäten des travestitischen Spiels verpuffen aber gänzlich im harmlosen letzten Bild, das ein tanzendes und singendes heterosexuelles Quartett zeigt.

VIKTOR UND VIKTORIA wurde 1957 von Karl Anton unter gleichem Titel neuverfilmt. Das Remake hält sich eng an die Vorlage. Die einzige bemerkenswerte Differenz ist, dass Susanne in ihrem Privatleben nicht hauptsächlich als Mann erscheint, sondern dass sie sich zeitweilig als die Schwester von »Mr. Viktor« ausgibt. Dies ermöglicht ihr, auch jenseits der Bühne ganz Frau zu sein. Ohne Maske kann sie die begehrliehen Blicke Alberts außerdem besser steuern. Auch in dieser Version stellt spätestens das letzte Bild die – durch das Verwechslungsspiel leicht irritierte – herrschende Geschlechterideologie vollkommen wieder her. Das Re-Dressing, das auf der Bühne immer die letzte Geste des Travestie-Aktes markiert – das Abnehmen der Frauenperücke und das Aussteigen aus den High Heels –, fungiert als ein die männliche Kultur norm stabilisierender Akt.³⁹

Insgesamt kann die Frage nach der Ernsthaftigkeit der Grenzüberschreitung in den VIKTOR UND VIKTORIA-Filmen nicht eindeutig beantwortet werden. Aus heutiger Sicht treten sicherlich die parodistisch-komödiantischen Züge der Filme hervor, die bewirken, dass das dargestellte Cross-Dressing die Geschlechtskategorien nicht ernsthaft zu gefährden scheint. Vielmehr macht es den Anschein, als würde das Prinzip der Heteronormativität durch den nur temporären Travestie-Akt gestärkt. Auf ein damaliges, der Irritation gegenüber vielleicht offeneres Publikum mögen die spielerischen und lustvollen Verstellungen aber weitaus herausfordernder gewirkt haben.

39 Gilbert und Gubar bestätigen dies auch für die erzählende Literatur des 19. Jahrhunderts. Siehe Gilbert/Gubar 1989.

Szene 8: Kopie ohne Original

Das Phänomen der Damenimitation unter Kriegsbedingungen ist auf der Makroebene auch im Rahmen der tiefgreifenden Umwälzungen zu sehen, die um die Jahrhundertwende Form annahmen. Das, was Gegenstand der Darstellung war: verschiedene, häufig klischierte Bilder »der Frau«, war ohnedies in Transformation begriffen. Die Klischierung »Frau« oder »Weiblichkeit« zielte demnach auf eine gesellschaftliche Chimäre, die längst einer soliden Grundlage entbehrte. Eine Kopie ohne Original. Denn die Stellung von Frauen innerhalb der familiären Strukturen sowie in urbanen, soziopolitischen und ökonomischen Kontexten wandelte sich im Zeichen von Industrialisierung und Städtewachstum in dieser Zeit grundlegend. Die allgemein empfundene Bedrohung einer angeblichen »Verweiblichung« der modernen Gesellschaft verband sich mit der konkreten Angst vor männlichen Machtverlusten, die durch Studentinnen, Frauenrechtlerinnen, »Neue Frauen« oder *femmes fatales* in die Wege geleitet werden könnten.⁴⁰

Im öffentlichen Raum führte dies zu einem »umfassend geführten Geschlechterstreit«, im Zuge dessen die »Strategien der Codierung der Geschlechtergrenze« zur Disposition gestellt und neu verhandelt wurden, wie Sabine Mehlmann ausführt (Mehlmann 2006: 1–41). Die erste Welle der Frauenemanzipation und andere Aspekte der Geschlechtererosion veränderten die Rahmenbedingungen, innerhalb derer die Frauen- und Geschlechterfrage betrachtet wurde. Neben Bisexualitäts-, Hermaphroditismus- und Homosexualitätstheorien waren auch die Trennung von Fortpflanzung und Sexualität und infolgedessen eine Loslösung des Begehrens von der Reproduktionssphäre heftig debattierte Themen. In den genannten Forschungsfeldern zeichnete sich ab, dass der menschliche Körper in Bezug auf sein biologisch gedachtes Geschlecht und seine sexuelle und geschlechtliche Identität weitaus weniger eindeutig und zuverlässig war, als zuvor angenommen. In den Blick gerieten jede Menge »anomale« Abweichungen von den Geschlechternormen heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit, die menschliche Körper bis ins Innere zu prägen schienen.⁴¹ Als Gegenbewegung musste die schwankende Geschlechtergrenze in Wissenschaft und Alltag argumentativ immer wieder neu begründet und machtvoll gefestigt werden. Es galt, die Rolle(n) der Frau neu zu definieren und festzuzurren, um die soziokulturelle »Unordnung«

40 Zur Figur der modernen »Neuen Frau« siehe: Auga 2011; Tacke/Freytag 2011.

41 Vgl. Mehlmann 2006: 17.

wieder ins Lot zu bringen. In diesem Zusammenhang ist interessant, dass die Kriegstheaterbühnen eine männerdominierte Arena darstellten, in der eine zweigeschlechtlich und asymmetrisch strukturierte Geschlechterdifferenz⁴² in der Damenimitation offensichtlich wiederhergestellt werden sollte. Denn nur eine annäherungsweise »vollkommene« Darstellung von »Weiblichkeit« überzeugte ihr Publikum, wie Pörzgen ausführt (Pörzgen 1933: 82, Garber 1993 [1992]: 28).⁴³ Zwar wurde »Weiblichkeit« hier in Form von Divenhaftigkeit adressiert, also einer zugleich unwirklichen, unantastbaren und relativ ermächtigten, idealisierten und bewunderten Figur – Pörzgen nennt die Darsteller »unbestrittene Königinnen auf den Brettern, die dem Gefangenenlager buchstäblich die Welt« bedeuteten (Pörzgen 1933: 88). Es blieb jedoch die Frage, was von den Männern genau als »Weiblichkeit« identifiziert, anerkannt und zugelassen wurde. Waren es vornehmlich schnell erkennbare Klischee- oder Charakterbilder oder heterogen durchzogene facettenreiche Weiblichkeitsentwürfe, die in ständigem Wandel begriffen waren? Wie tief war die zunächst nur an der Oberfläche sichtbare Transformation im jeweiligen Szenenspiel? Wurden Geschlechtskategorien aufgebrochen und Identitätsfunktionen infrage gestellt und als soziale Mythen entlarvt oder handelte es sich nur um ein kosmetisches Spiel mit Geschlechterklischees? Träumten die Männer von Idealbildern oder von vielschichtigen, wirklichkeitsgeprüften, emanzipierten Frauen? Unabhängig von dieser Frage steht fest, dass nur derjenige Darsteller sein Publikum zu überzeugen vermochte, der von dem, was er darstellte, im Moment der Darstellung ununterscheidbar war (Pörzgen 1933: 87)⁴⁴ und es zugleich zu einem illusionär-imaginären Punkt führte, der jenseits enger Geschlechtergrenzen und der Frage sexueller Orientierung lag.

42 Vgl. dazu ebd.: 269–349.

43 Für einen wesentlich späteren historischen Kontext hat Garber Cross-Dressing als ein »Kulturphänomen« untersucht, das historische Konstellationen ebenso wie psychologische Motive transportiert. Über Filme mit Cross-Dressern aus den 1970er und 1980er Jahren wie z. B. »Impersonator Pageant« (1985) schreibt sie, die Frauendarsteller wollten »sowohl das bewußte Wissen des Publikums um ihre Identität als Männer wie den übermächtigen Eindruck ihres Frauseins und ihrer Weiblichkeit aufrechterhalten«.

44 Pörzgen spricht vom Idealfall eines »Hineinlebens in die betreffende Rolle«, 87.

Abschlusszene 9: Schichtungen und Hybridität. Interieurs, Rollen und am Schluss wieder Bilder

Abb. 12: Beispiel für das liebevoll gestaltete Interieur in den Gefangenentheatern des Gefangenenlagers Cottbus, Photo: Paul Tharan. Quelle: Städtische Sammlungen Cottbus, Fotosammlung, Konvolut Kriegsgefangenenlager Cottbus (No. 282)



Die Bühnen des Front- und Gefangenentheaters waren ein prekärer, doch auch geschützter Raum für Inszenierungen von Geschlechtertransgressionen. Diese wurden in Berichten ebenso wie in Photographien, Zeichnungen und Postkarten sowie in kinematographischen Aufnahmen veröffentlicht und rahmen in diesen Medien das Bühnengeschehen noch einmal. Die körperlichen und medialen Inszenierungen von Geschlechterrollen – im Alltag ebenso wie auf den Bühnen der Heimatfront, der Front- und Gefangenenlager – überlagern, vermischen und beeinflussen sich manchmal bis zur Unkenntlichkeit. Die Vielfalt dieser Inszenierungen entspricht der Vielfalt der Interpretationen und Lesarten, die das historische Phänomen beleuchten können. Und viele der überlieferten Bilder präsentieren ebensolche Vielfalt: Das Szenenphoto einer Theateraufführung von »Das Ende Pompejis«, die eine Gruppe russischer Darsteller im Cottbuser Kriegsgefangenenlager Merzdorf aufführte (Abb. 12), zeigt eine Gruppe von fünf Männern auf einer improvisierten Bühne. Die rückwärtige Kulisse präsentiert sich als Zimmerwand mit geblümter Tapete, die ei-

ne gemalte Flügeltür und zwei Fenster mit weißen Gardinen durchbrechen. Korbstühle, eine Vase mit Blumenstrauß und eine gemusterte Hängelampe komplettieren die Vorstellung vom bürgerlichen Wohnzimmer. Zwei Männer in schwarzem Anzug und weißem Hemd begrenzen das Bild rechts und links, während die drei Männer in der Mitte in Travestie sind und verschiedene Frauenfiguren darstellen. In geborgten und gebastelten Frauenkleidern geben sie den Blick frei auf das Phänomen des Cross-Dressing und der Verwischung von Geschlechtergrenzen.

Rollen stapeln sich wie die Requisiten und Kulissen in den Bildern der Theateraufführungen. Interieurs entsprechen nicht nur der Sehnsucht nach Heimat, sondern auch der geschlossenen Welt der Damenimitation und ihrer Konstruiertheit. Ebenso wie die Frauen in Uniform sind die Damendarsteller, so Baumeister, und die Verhandlung über die Themen Krieg und Soldatentum sowie Volk und Nation ein Ausdruck jener Krise der Kategorisierungen, in der kulturelle, gesellschaftliche und ästhetische Dissonanzen aufbrechen und an die Oberfläche drängen (Baumeister 2005: 269).

Die Bilder ebenso wie die Geschlechterrollen bestechen gerade durch ihre Hybridität. Sehr viel Verschiedenes kann darin gesehen werden, und zugleich nichts als eine kunstvolle, eine mitunter lustige Inszenierung. Das Phänomen des Gefangenen- und Lagertheaters – ein komplexes Zeichenspiel mit feinen Andeutungen und Anspielungen, teilweise ausgesparten Gesten – trägt mit zu einer Verhandlung der Rollen in der Realität und der fiktiven Rollen bei. Bei den Damendarstellern ist dabei weniger entscheidend, ob es um »echte« oder »unechte« Frauen geht, sondern vielmehr darum, dass sie multiple Phantasien zusammenbauten und verkörpern. Vielleicht ist es genau die Uneindeutigkeit der Zuweisungen von Geschlechtsidentitäten und sexuellen Orientierungen, Phantasien und Bedürfnissen, die die größte Errungenschaft dieser Bilder ausmachen. Sie können helfen, uneindeutige Phänomene gerade nicht zu vereindeutigen, sondern als uneindeutig und eigen zu sehen.

Verwendete Literatur

- Andriopoulos, Stefan. *Besessene Körper – Hypnose, Körperschaften und die Erfindung des Kinos*. München: Fink, 2000.
- Auga, Ulrike u.a. (Hg.). *Dämonen, Vamps und Hysterikerinnen. Geschlechter- und Rassenfigurationen in Wissen, Medien und Alltag um 1900*. Bielefeld: transcript, 2011.

- Baumeister, Martin. *Kriegstheater. Großstadt, Front und Massenkultur 1914 bis 1918*. Essen: Klartext, 2005.
- Blüher, Hans. *Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion*. Berlin-Tempelhof: Weise, 1912.
- Bronfen, Elisabeth. *Zwischen Himmel und Hölle – Maria Callas und Marilyn Monroe*. In: *Die Diva. Eine Geschichte der Bewunderung*, hg. v. Dies./Barbara Straumann. München: Schirmer und Mosel, 2002, 43–65.
- Collins, L.J. *Theatre at War, 1914–18*. Oldham, Lancashire: Jade Publishing, 2004.
- Crouthamel, Jason. »Cross-dressing for the fatherland: sexual humour, masculinity and German soldiers in the First World War.« *First World War Studies* 2(2) (Okt. 2011), 195–215.
- Crouthamel, Jason. *An Intimate History of the Front: Masculinity, Sexuality and Ordinary German Soldiers in the First World War*. London: Palgrave Macmillan, 2014.
- Crouthamel, Jason. *Wir brauchen Männer. Cross-Dressing, Kameradschaft und Homosexualität im deutschen Heer während des Ersten Weltkriegs*. In: *MEIN KAMERAD – DIE DIVA. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs*, hg. v. Julia B. Köhne, Britta Lange und Anke Vetter. München: edition text + kritik, 2014, 65–76.
- Dammann, Martin. *Soldier Studies. Cross-Dressing in der Wehrmacht*. Berlin: Hatje Cantz, 2018.
- Daniel, Ute. *Der Krieg der Frauen. Zur Innenansicht des Ersten Weltkriegs in Deutschland*. In: »Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch« ... *Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, hg. v. Hirschfeld, Gerhard u.a. Essen: Klartext, 1993, 157–177.
- Everth, Erich. *Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers (=Tat-Flugschriften 10)*, Jena: Eugen Diederichs, 1915.
- Förster, Sascha/Peter W. Marx. *Das [sic!] Kampfbereich war der Schauplatz der Damendarsteller*. In: *MEIN KAMERAD – DIE DIVA. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs*, hg. v. Julia B. Köhne, Britta Lange und Anke Vetter. München: edition text + kritik, 2014, 77–90.
- Fuhrmann, Wolfgang. *Propaganda, Sciences, and Entertainment. German Colonial Cinematography: A case study in the history of early nonfiction cinema*, Diss. Phil. Universität Utrecht, 2003.
- Garber, Marjorie. *Verhüllte Interessen. Transvestismus und kulturelle Angst*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1993 [1992].

- Gilbert, Sandra/Susan Gubar. Cross-Dressing and Re-Dressing: Transvetism as Metaphor. In: *No Man's Land: The Place of the Woman Writer in the Twentieth Century*, Bd. 2: Sexchanges, hg. v. Dies. New Haven: Yale UP, 1989, 324–376.
- Goffman, Erving. *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* [The presentation of self in everyday life], 10. Aufl., München: Piper, 2011 [1959].
- Goldschmidt, Adolph: *Lebenserinnerungen 1863–1944*, hg. v. Marie Roosen-Runge-Mollwo, Berlin: Dt. Verlag für Kunstwissenschaft, 1989.
- Herrn, Rainer. *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2005.
- Herrn, Rainer. »Ver-körperungen des anderen Geschlechts – Transvestitismus und Transsexualität historisch betrachtet«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2012, Geschlechtsidentität, 8.5.2012, <https://www.bpb.de/apuz/135444/verkoerperungen-des-anderen-geschlechts-transvestitismus-und-transsexualitaet-historisch-betrachtet?p=all> (Stand: 30.8.2023).
- Hinz, Uta. *Gefangen im Großen Krieg. Kriegsgefangenschaft in Deutschland 1914–1921*. Essen: Klartext, 2006.
- Hirschfeld, Dr. Magnus/Andreas Gaspar (Hg.). *Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges*. Hanau: Komet, 1995 [1929].
- Hirschfeld, Magnus. *Geschlechtsübergänge: Mischungen männlicher und weiblicher Geschlechtscharaktere (sexuelle Zwischenstufen)*. Leipzig: W. Malende, 1905.
- Hirschfeld, Magnus. *Militäruntauglichkeit und Transvestitismus*. In: Ders. *Sexuelle Zwischenstufen, Das männliche Weib und der weibliche Mann*, Teil 2: *Sexualpathologie*. Ein Lehrbuch für Ärzte und Studierende. Bonn: Marcus & Webers Verlag, 1918, 145–147.
- Jahr, Christoph. *Mr. Goodhind, the prima donna of Ruhleben*. Theater- und Geschlechterrollen im »Engländerlager Ruhleben« 1914–1918. In: *MEIN KAMERAD – DIE DIVA. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs*, hg. v. Julia B. Köhne, Britta Lange und Anke Vetter. München: edition text + kritik, 2014, 91–100.
- Köhne, Julia B. *Papierne Psychen. Zur Psychographie des Frontsoldaten nach Paul Plaut*. In: *Krieg! Juden zwischen den Fronten, 1914–1918*, hg. von dies u. Ulrike Heikau. Berlin: Hentrich & Hentrich, S. Jüdisches Museum München, 2014, 67–104.
- Köhne, Julia B. »Moving Sex/Gender Images: Homosexualität und Cross-Dressing in deutschsprachigen Spielfilmen der 1920er bis 1950er Jahre.« *Mittei-*

- lungen des Filmarchiv Austria 31: Sex is Cinema. Aufklären und Aufbegehren im Film der 1920er und 1930er Jahre (März 2006), 50–62.
- Köhne, Julia B./Britta Lange/Anke Vetter (Hg.): MEIN KAMERAD – DIE DIVA. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs. München: edition text + kritik, 2014.
- Koller, Christian. »Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt«. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930). Stuttgart: Steiner, 2001.
- Krivanec, Eva. Kriegsbühnen. Theater im Ersten Weltkrieg. Berlin, Lissabon, Paris und Wien. Bielefeld: transcript, 2012.
- Krivanec, Eva. Travestie an der Front. Das Fronttheater und die Transgression von Geschlechterordnungen im Ersten Weltkrieg. In: MEIN KAMERAD – DIE DIVA. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs, hg. v. Julia B. Köhne, Britta Lange und Anke Vetter. München: edition text + kritik, 2014, 101–114.
- Kühl, Richard. Der Große Krieg der Triebe. Die deutsche Sexualwissenschaft und der Erste Weltkrieg. Bielefeld: transcript, 2022.
- Lange, Britta. Die Wiener Forschungen an Kriegsgefangenen 1915–1918. Anthropologische und ethnografische Verfahren im Lager. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2013
- Laschitz, Emmerich. »Als Frauendarsteller in der Kriegsgefangenschaft.« Querschnitt 13(2) (Februar 1933), 119–120.
- Ledebur, Sophie. »Ein Blick in die Tiefe der Seele: Hypnose im Kultur- und Lehrfilm (1920–1936)«. Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 37 (2014), 363–378.
- Mehlmann, Sabine. Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts geschlechtlicher Identität. Sulzbach/Taunus: Helmer, 2006.
- Moritz, Verena/Hannes Leidinger. Zwischen Nutzen und Bedrohung. Die russischen Kriegsgefangenen in Österreich (1914–1921). Bonn: Bernard & Graefe, 2005.
- Nießen, Carl. Aufruf an alle Mitglieder und Leiter von Front- und Gefangenenlager-Theatern! Der neue Weg. Deutsche Bühnen-Genossenschaft. Amtliche Zeitung der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger 54(2) (16. Januar 1925), 29.
- Niessen, Carl. Theater im Kriege, Emsdetten: Lechte, 1940.
- Plaut, Paul. Prinzipien und Methoden der Kriegtpsychologie. In: Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, hg. v. Emil Abderhalden. Berlin/Wien, 1928, Bd. Abt. VI, Teil C/1, 621–687.

- Plaut, Paul. »Psychographie des Kriegers.« Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie 21, hg. v. Stern, William/Otto Lipmann. Leipzig: Barth, 1920, 1–123.
- Pörzgen, Hermann. Theater ohne Frau. Das Bühnenleben der kriegsgefangenen Deutschen 1914–1920. Königsberg Pr./Berlin: Ost-Europa-Verlag, 1933.
- Pörzgen, Hermann. Theater als Waffengattung. Das Deutsche Fronttheater im Weltkrieg 1914 bis 1920. Frankfurt a.M.: Societäts-Verlag, 1935.
- Rachamimov, Iris. »Er war für die Gefangenen, was er darstellte.« Geschlechtertransgressionen in Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkriegs. In: MEIN KAMERAD – DIE DIVA. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs, hg. v. Julia B. Köhne, Britta Lange und Anke Vetter. München: edition text + kritik, 2014, 115–128.
- Rachaminov, A. The Disruptive Comforts of Drag: (Trans)Gender Performances among Prisoners of War in Russia, 1914–1920. *American Historical Review* 111(2) (April 2006), 362–382.
- Rouette, Susanne. Frauenarbeit, Geschlechterverhältnisse und staatliche Politik. In: Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918, hg. v. Kruse, Wolfgang. Frankfurt a.M.: Fischer, 2000, 92–126.
- Straumann, Barbara: Queen, Dandy, Diva – Eine Geschichte der theatralischen Selbstentwürfe vom höfischen Schauspiel bis zur Photographie. In: Die Diva. Eine Geschichte der Bewunderung, hg. v. Dies./Barbara Straumann. München: Schirmer und Mosel, 2002, 69–86.
- Tacke, Alexandra/Julia Freytag (Hg.). City Girls. Bubiköpfe & Blaustrümpfe in den 1920er Jahren. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2011.
- Tewksbury, Richard. Cross-Dressing: Changing from Him to Her. In: Gender in Popular Culture. Images in Literature, Visual Media, and Material Culture, hg. v. Peter C. Rollins/Susan W. Rollins. Cleveland, Oklahoma: Ridge-mont Press, 1995, 135–157.
- Vetter, Anke. MEIN KAMERAD — DIE DIVA. Eine Einführung. In: MEIN KAMERAD – DIE DIVA. Theater an der Front und in Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs, hg. v. Julia B. Köhne, Britta Lange und Anke Vetter. München: edition text + kritik, 2014, 11–24.
- W. S. Vom Weibmann auf der Bühne. Eine Studie von Dr. med. W.S. In Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität, Jg. 3, hg. v. Hirschfeld, Magnus. Leipzig: Max Spohr, 1901, 313–325.

Wir danken den Bild- und Filmarchiven Schwules Museum Berlin, Stadtmuseum und Stadtarchiv Cottbus/Städtische Sammlungen sowie ecpad-Médiathèque *Images Défense* des französischen Verteidigungsministeriums für ihre Unterstützung.

Das Andere im Eigenen

Ursprünge der Virulenz von Bisexualität in der monosexuellen Ordnung der Moderne

Lisa Heiberger

Abstract: *The friendship magazines of the Weimar Republic were important media for lesbian women trying to negotiate a collective self-identity. In this respect, the analysis of debates »about the homosexual woman« in the magazine »Die Freundin« (1924–1933) has revealed the virulence of bisexuality for the lesbian self-image. For it is in the negotiation of bisexuality that central topics of the lesbian struggle for social recognition intersect and collide: the performativity of virile gender images, gender-complementary partner constellations, relationship models, dissociation from prostitution, and the consolidation of the lesbian self-image through the devaluation of bisexual desire. It is no coincidence that these debates were particularly virulent when the government considered new restrictive measures against homosexuals. As lesbian women were increasingly regarded as a threat to the heterosexual order, the lesbian community reassured itself of its self-identity by excluding bisexual women. Thus, biphobic threat scenarios originally emerged when the homosexual movement was constituted, but could be reactivated afterwards. Moreover, beyond the homosexual community, the exclusion of bisexual people served to uphold the monosexual order.*

Keywords: *Bisexuality; Monosexual Order; Lesbian Self-Identity; Biphobic Threat Scenarios; Friendship Magazines*

Zur (Un-)Sichtbarkeit von Bisexualität in Gesellschaft, Politik, Kultur und Forschung

»Nicht gesehen, nicht erkannt zu werden, unsichtbar zu sein für andere, ist wirklich die existentiellste Form der Missachtung. Die unsichtbar sind, [...]

gehören zu keinem Wir« (Emcke 2016: 24). Diese von der Publizistin Carolin Emcke geschilderte Erfahrung teilen viele Angehörige von Minderheiten gegenüber der Mehrheitsgesellschaft – aber auch innerhalb von marginalisierten Gruppen. So ist das Erleben von Unsichtbarkeit oft substantieller Bestandteil bisexueller Lebensläufe.¹ Das liegt nicht zuletzt an den Bedingungen der monosexuellen Ordnung, wie sie die Moderne hervorgebracht hat. Julia Shaw hebt in ihrem vielbesprochenen Buch *Bi* hervor, dass Bisexuelle zumal dann, wenn sie als Paar auftreten, immer noch vorschnell entweder den Hetero- oder den Homosexuellen zugerechnet werden.² Anders als Homo- oder Heterosexualität ist Bisexualität nicht einfach abbildbar, denn sie verweist – zumindest im Spiegel einer monogamen Sexualmoral – auf eine biographisch-narrative Struktur sowie eine wandelbare Dimension von Sexualität, beispielsweise in Gestalt serieller Monogamie.³ Insofern ist die Sichtbarkeit der eigenen sexuellen Identität für bisexuell begehrende Personen ein schwieriges Unterfangen, »weil es bei uns«, in den Worten des Sexualforschers Volkmar Sigusch (2011: 114), »im Wesentlichen noch immer binär zugeht: entweder angeboren oder erworben, entweder Mann oder Frau, entweder schwarz oder weiß« – entweder homo- oder heterosexuell. Die Aktualität dieses Dilemmas führte unlängst die queere Jugendserie *Heartstopper* humorvoll vor Augen: Eine der Hauptfiguren, der bisexuelle Nick, stellt sich gemeinsam mit seinem Partner Charlie in verschiedenen sozialen Konstellationen dem Coming-out als Paar. Neben vielen anderen Hürden hat er zusätzlich in beinahe jeder Situation die Zuschreibung einer schwulen Identität zu korrigieren – indem er jedes Mal hinzufügt: »Nun, ich bin nicht schwul, sondern bisexuell.«⁴

Dieses Problem ist auch für die Geschichte der Bisexualität erkannt worden: Im 20. und 21. Jahrhundert war und ist das Phänomen der Tilgung bisexueller Identität, *bi erasure* genannt, keine Seltenheit.⁵ Beispielsweise werden bisexuelle Identitäten oft zugunsten einer dezidiert schwulen oder lesbischen Biographie eingeebnet.⁶ Die Verschleierung von Bisexualität geschieht aber auch dort, wo sie vordergründig präsent ist: In der LGBTIQ*-Community

1 Vgl. Ritter 2020: 11.

2 Vgl. Shaw 2022: 121.

3 Vgl. Ritter 2020: 70.

4 Vgl. Oseman, A./Lyn, E. et al. (Produzierende). 2023. *Heartstopper*. (Staffel 2). See-Saw Films; Netflix.

5 Vgl. Garber 2000: 13–39; vgl. auch Shaw 2022: 153–184.

6 Vgl. dazu u.a. Garber 2000: 29.

bleibt es häufig, so die Freiburger Erziehungswissenschaftlerin Bettina Fritzsche, bei einer Glyphe im Akronym, dem B, wodurch das »bisexuelle Zeichen [...] zum alibihaften ›Token‹ [wird], dessen Bedeutung sich in der Absicherung einer politisch korrekten Benennung aller relevanten Minderheiten erschöpft« (Fritzsche 2007: 125). Und wie die Soziologin Kim Ritter betont, bleibt auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung das Thema Bisexualität unterrepräsentiert,⁷ was auch an der Polyvalenz des Begriffes selbst liege: Die Definitionsbreite von Bisexualität mache sie empirisch schwer greifbar – denn ob die sexuelle Praxis, sexuelle und/oder romantische Anziehung oder etwa die sexuelle Selbstbezeichnung im Fokus stünden, sei oft unklar, weshalb in diesem Zusammenhang zurecht eingefordert werde, die »Kohärenz und Eindeutigkeit von Begehren, sexueller Praxis und sexueller Selbstbezeichnung« zu hinterfragen (Kemler/Löw/Ritter 2012: 316).

Auch in der geschichtswissenschaftlichen Forschung ist die Praxis der Subsumierung von Bisexuellen unter die Gruppe der gleichgeschlechtlich begehrenden Menschen auffällig – so insbesondere in Arbeiten zur Geschichte des § 175, der über mehr als 100 Jahre hinweg gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen zwischen Männern sanktionierte und somit auch für bisexuell begehrende Männer ein Damoklesschwert bedeutete. In der Literatur ist in diesem Kontext nach wie vor zumeist von schwul oder homosexuell⁸ identifizierten Männern die Rede.⁹ Ähnlich verhält es sich in historischen Arbeiten über HIV/AIDS in den 1980er und 1990er Jahren: Obwohl bisexuell begehrende ähnlich wie gleichgeschlechtlich begehrende Menschen von dem HI-Virus bedroht waren¹⁰ und Erstere gesellschaftspolitisch sogar als – im Wortsinn – virulenter »Transmissionsriemen« (Sigusch 2011: 115) zwischen der homosexuellen Gruppe und der heterosexuellen Welt kriminalisiert wurden,¹¹ liest

7 Vgl. Ritter 2020: 11.

8 Der Terminus ›homosexuell‹ bezeichnet hierbei i.d.R. eine spezifische Fremd- und Selbstbezeichnung für gleichgeschlechtlich liebende Menschen als zeittypisches Phänomen im Prozess der Hervorbringung einer homosexuellen Identität im modernen Sinne. Vgl. dazu Micheler 2005: 49–51.

9 Vgl. u.a. Micheler 2005: 57–56.

10 Diese Formulierung bezieht sich auf die Zeit der HIV-Pandemie der 1980er und frühen 1990er Jahre in den USA und Europa. Sie klammert darauffolgende Behandlungserfolge und daraus resultierende Rahmenbedingungen heute sowie aber auch nach wie vor problematische Aspekte in anderen Weltregionen aus.

11 Vgl. u.a. Reichert 2018: 85.

man von ihnen in historiographischen Publikationen zum Thema vergleichsweise selten.¹² (Un-)Sichtbarkeiten in der Geschichtsschreibung werden aber nicht nur durch Repressalien und Marginalisierung, durch Veränderungen von Konzepten und Begriffen oder durch die Bevorzugung einzelner Themen und Identitäten aufgrund bestimmter politischer Agenden (re-)produziert, sondern stets auch durch in- oder exkludierende Perspektiven und Entscheidungen der Historiker:innen selbst.

Der vorliegende Artikel ist insofern ein Beitrag zur Sichtbarmachung von Bisexualität, als dezidiert die Verhandlung dieser Begehrensform in einer homosexuellen Freundschaftszeitschrift der Weimarer Republik beleuchtet wird. Reiz und Risiko gehen dabei Hand in Hand: Reizvoll ist die Auseinandersetzung mit dem geschlechterübergreifenden Begehren deshalb, weil es in seiner multiplen Ausrichtung die Eindeutigkeit monosexueller Identitäten zu hinterfragen vermag. Aufgrund der historischen Disparität von Definition(en) und Konzept(en) ist es indes eine Herausforderung, nicht in die Falle des Anachronismus zu geraten. Diese besonderen Gegebenheiten berücksichtigend, wird auf die sozialpolitische Bedeutung der Emergenz von Diskursen über Bisexualität fokussiert. Das heißt, es soll um die Funktionalisierung und Politisierung von Bisexualität gehen, und zwar vor allem in Prozessen der Vergemeinschaftung homosexueller Personen: Wann, warum und für wen wurden biphobe Narrative attraktiv und welche weiterführenden Rückschlüsse ergeben sich daraus mit Blick auf die jeweilige Zeit? Und welche (Dis-)Kontinuitäten im Sprechen über Bisexualität werden dabei sichtbar?

Nach dem Versuch einer Arbeitsdefinition sowie einem kurzen Exkurs zur Begriffs- und Konzeptgeschichte von Bisexualität bildet das Zentrum des Aufsatzes die Analyse der Diskursivierung von Bisexualität in den 1920er Jahren

12 Ein jüngstes Beispiel hierfür ist der Epilog im ansonsten überaus beeindruckenden Ausstellungskatalog *To be seen. Queer Lives 1900–1950* zur gleichnamigen Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum München (07.10.2022–21.05.2023): Neben der übergeordneten Bezeichnung ›queere Menschen‹ dominiert hier in den Passagen zum § 175 sowie zur HIV/AIDS-Pandemie die Nennung der als homosexuell/schwul identifizierten Menschen, obwohl Bisexuelle in beiden Fällen einen großen Anteil an den Verfolgungs- und Infektionsschicksalen sowie an der Erfahrung gesellschaftlicher Diskriminierung hatten. Damit soll keine Opferhierarchisierung bezweckt werden, sondern lediglich auf das Phänomen der Unsichtbarmachung bisexueller Menschen in der Sexualgeschichtsschreibung aufmerksam gemacht werden. Schön ist hingegen, dass sich einige andere Kapitel des Katalogs mit großem Erkenntnisgewinn dezidiert bisexuellen Biografien widmen. Vgl. Kühn/Zadoff 2023: 386–387.

als einer Zeit großer gesellschaftlicher Umbrüche. In dieser Dekade fand eine Erweiterung und zugleich eine Verfestigung der monosexuellen Ordnung der Moderne statt. Und zwar indem nun homosexuelle Menschen unter den Bedingungen der Weimarer Republik politisch und medial eine neue Sichtbarkeit herstellten, was zugleich die Festigung einer individuellen wie kollektiven Identität zur Folge hatte. In dieser Hochphase von Suchbewegungen nach gesellschaftspolitischer Positionierung und sozialer Anerkennung wurde Bisexualität in der lesbischen Zeitschrift »Die Freundin« (1924–1933) kontrovers verhandelt.¹³ In einem knappen Ausblick sollen in einem schlaglichtartigen »Übereinanderlegen der Zeiten« (Gammerl 2023: 12) eminente Kontinuitäten in der Diskursivierung von Bisexualität beleuchtet werden. Denn so viel steht fest: Spezifische biphobe Bedrohungsbilder sind in der sexuellen Moderne entstanden. Sie scheinen sämtliche sexuelle Revolutionen überdauert zu haben.

Zur Disparität der Bedeutungen von Bisexualität als Begriff und Konzept

Die Bisexualität sei ein Ding im Dazwischen, ein ›Weder-noch‹ und ein ›Sowohl-als auch‹ zugleich. – Diese Auffassung entspringt einem genuin modernen Verständnis, Gunter Schmidt zufolge bedingt durch die Monosexualität als »Megaregel unserer sexuellen Ordnung«, wie sie im 19. Jahrhundert entstanden war (zit.n. Ritter 2014: 200). Die allzu wörtliche Übersetzung der Vorsilbe ›bi‹ aus dem Lateinischen für ›zwei‹ und die In-Bezug-Setzung auf ›zwei Geschlechter‹ erledigen gewissermaßen den Rest. Heute weisen Autor:innen, wie beispielsweise Julia Shaw, darauf hin, dass das ›Bi‹ sich nicht unbedingt auf ›zwei Geschlechter‹, sondern auf homo- und heterosexuelles, übersetzt als gleich- und andersgeschlechtliches Begehren beziehen könne.¹⁴ Daraus folgt, dass die Bisexualität zwar homo- und heterosexuelle Anteile hat, sich aber nicht in der Fusion dieser beiden Ausrichtungen erschöpft. Dieser Definitionsansatz dominiert seit etwa zwanzig Jahren auch in der Bi-Community, so schließt sich etwa das 1992 in Deutschland gegründete bisexuelle Netzwerk BiNe e.V. der Definition von Bisexualität nach Robyn Ochs an:

13 An dieser Stelle sei dem Spinnboden Lesbenarchiv in Berlin und insbesondere dessen Leiterin Katja Koblitz sehr herzlich für die zuvorkommende und hilfreiche Unterstützung bei den Quellenrecherchen gedankt.

14 Vgl. Shaw 2022: 13.

I call myself bisexual because I acknowledge that I have in myself the potential to be attracted – romantically and/or sexually – to people of more than one sex and/or gender, not necessarily at the same time, not necessarily in the same way, and not necessarily to the same degree.¹⁵

Dieses Verständnis von Bisexualität liegt auch der vorliegenden Untersuchung zugrunde, indem in Anlehnung an Kim Ritter Bisexualität als »dauerhaftes geschlechterübergreifendes Begehren« definiert wird (Ritter 2020: 11), das sich potenziell auf sämtliche Geschlechtsidentitäten bezieht.¹⁶ Ausschlaggebend für die Bezeichnung einer Person als bisexuell ist demnach das sexuelle und/oder emotionale Bezogen-Sein, nicht das tatsächliche oder gar alltägliche Verhalten und auch nicht unbedingt die sexuelle Selbstbezeichnung, zumal diese als »soziales Etikett« erst in den 1990er Jahren im Zuge der zunehmenden Selbstorganisation Bisexueller hervorgebracht wurde (Ritter 2020: 364). Bei dieser Arbeitsdefinition muss mit Blick auf die hier relevanten Zeitschnitte – den Beginn des 20. sowie des 21. Jahrhunderts – der Radius der Begriffsführung jedoch unterschiedlich weit gezogen werden: Bei den zitierten Stimmen aus der Zeit nach 1900 muss davon ausgegangen werden, dass Bisexualität noch nicht als Selbstbeschreibung genutzt wurde und dass diese Begehrensform darüber hinaus zweigeschlechtlich ausgerichtet gedacht wurde.¹⁷ Dafür spricht auch eine zeitgenössische Definition des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld (1868–1935), der Bisexualität als »einen auf beide Geschlechter sich erstreckenden Liebestrieb« und als »Möglichkeit sexuellen Verkehrs mit beiden Geschlechtern« definierte, »wie es vielfach geschieht« (Hirschfeld 1906: 5).

Die Definitionen von Bisexualität bergen also sowohl signifikante Kontinuitäten als auch Brüche in sich: Als greif- und sagbare Kategorie des sexuellen Begehrens jenseits der etablierten hetero- und homosexuellen Orientierung existiert sie seit weit mehr als hundert Jahren. In ihrer definitorischen Ausdehnung und als affirmative Selbstbezeichnung (zumal im Zuge transna-

15 Zitiert nach: <https://www.bine.net/content/bi-begriff>. 14.07.2023. Vgl. dazu auch Shaw 2022: 37.

16 Diese Definition ist möglichst inklusiv gedacht, schließt aber binär gemeinte Interpretationen von Bisexualität nicht aus (vgl. dazu beispielsweise die zweigeschlechtlich gedachte Auslegung von Bisexualität in einem Beitrag in Bijou, 20: 27–28.)

17 Vgl. Micheler 2005: 41.

tionaler Bewegungen zur Selbstorganisation seit den 1980/90er Jahren) ist sie jedoch ein relativ junges Phänomen.¹⁸

Die Disparität von Bisexualität als Begriff schlägt sich aber nicht nur in den jüngeren Definitionen, sondern auch in der älteren Begriffsgeschichte nieder.¹⁹ Bereits im 19. Jahrhundert wurde der Terminus sowohl in verschiedenen Fachdisziplinen als auch für unterschiedliche Phänomene verwendet. So bezeichnete er in der Botanik und der Zoologie die Zweigeschlechtlichkeit von Lebewesen.²⁰ Eine ähnliche Bedeutung findet sich auch in der Biologie mit Bezug auf die embryonale Entwicklung des Geschlechts.²¹

In der Psychoanalyse prägte Sigmund Freud (1856–1939) den Begriff als Stadium der psychosexuellen Entwicklung des Menschen, dessen Objektwahl im Kindesalter zunächst bisexuell sei. Die kindliche Bisexualität verwandle sich nach ›erfolgreicher‹ Entwicklung der Sexualität in eine heterosexuelle Ausrichtung. Als legitime Begehrensformen ergeben sich Freud zufolge Heterosexualität und Homosexualität, als Norm und deren Abweichung; Bisexualität hingegen verbleibt hier als marginalisierter Urzustand und deviante Entwicklungsform.²²

In der frühen Sexualwissenschaft diente die Bisexualität als »Ursprungsmythos der Entwicklung von Sexualität und Geschlecht« und bildete somit die Basis für die binär gedachte Entwicklung menschlichen Begehrens (Ritter 2020: 56).²³ In diesem Kontext ist auch die für die zeitgenössische Forschung

18 Um einer Strategie im Umgang mit der Disparität an Bedeutungen von Bisexualität im Wandel der Zeit habhaft zu werden, plädierte Gert Hekma bereits vor drei Jahrzehnten für die Pluralbildung *Bisexualitäten*, um der Polyvalenz des Begriffs und den zeitgenössischen konzeptuellen Besonderheiten gerecht zu werden und in der Verwendung nicht anachronistisch zu sein, denn »Bisexualität ist ein Sammelsurium zu vieler Möglichkeiten von Sexualität und Geschlechtsrolle, die wir besser nicht miteinander verquicken sollten.« Hekma 1994: 116–117.

19 Vgl. auch Sigusch 2011: 112–114.

20 Vgl. u.a. Shaw 2022: 20.

21 Vgl. u.a. Voß 2019: 16.

22 Bisexualität als sexuelle Anziehung verortete Freud als »die gleich freie Verfügung über männliche und weibliche Objekte, wie sie im Kindesalter, in primitiven Zuständen und früh-historischen Zeiten zu beobachten ist, [erscheint] als das Ursprüngliche, aus dem sich durch Einschränkung nach der einen oder der anderen Seite ›der normale‹ wie der ›Inversionstypus‹ [gemeint ist die Homosexualität] entwickeln.« Zit.n. Ritter 2020: 57.

23 Vgl. außerdem Gooß 2002: 1. Vgl. auch Voß 2019: 15–36; Micheler 2005: 37–65. U.v.m.

typische theoretische Verzahnung von körperlichem Geschlecht, sogenanntem Geschlechtscharakter und sexuellem Begehren zu verorten, welche sodann die Fremd- und Selbstbilder moderner Sexualsubjekte maßgeblich bestimmen sollte: So galten homosexuelle Männer häufig als effeminiert, lesbische Frauen dagegen als maskulin.²⁴

Ein vielzitiertes Beispiel für dieses Denkschema stellte die Theorie des »Dritten Geschlechts« des Juristen und Aktivisten Karl Heinrich Ulrichs (1825–1895) dar: Er deutete die homosexuelle Orientierung als Resultat einer komplementären Kombination von Körpergeschlecht und »Geschlechtscharakter«. Grundlage dieser Theorie war die Annahme einer »geistige[n] Zwitterbildung« (Leibbrand-Wettley 1959: 53) als potenzielles Resultat der ursprünglich uneindeutigen Disposition des menschlichen Embryos.²⁵ Ulrichs entwickelte davon ausgehend die These von einer weiblichen Seele in einem männlichen Körper – bei männlichen Homosexuellen – und einer männlichen Seele im weiblichen Körper bei lesbischen Frauen. Auf diese Weise gelang es Ulrichs, die gleichgeschlechtliche Anziehung in den Rahmen des tradierten Zweigeschlechtersystems und in die gesetzte Norm einer gegengeschlechtlichen Anziehung plausibel einzupassen. Einzig die Bisexualität – als Begehren und nicht als Variation von Geschlechtlichkeit – blieb ihm in der Folge »räthselhaft« (zit. n. Ritter 2020: 55), eben weil sie sich der Logik eines binär ausgerichteten sexuellen Verhaltens als Resultat »geschlechtscharakterlicher« Eigenschaften allenfalls auf sperrige Weise fügte.²⁶

War die Bisexualität als biologisches Phänomen zunächst also vor allem für die Theoretisierung der Homosexualität hilfreich, irritierte sie als eigenständiges sexuelles Verhaltensmuster gerade jene vermeintlich plausiblen Erklärungsmuster, die der Wissenschaft epistemisch zur Verfügung standen. In den Blick geriet sie trotzdem, aber vor allem im Zuge der Pathologisierung durch die Sexualwissenschaft und der Kriminalisierung normabweichenden Verhaltens in Gestalt des § 175 im Reichsstrafgesetzbuch (RStGB).²⁷ Ganz ähnlich wie später von Michel Foucault für die Homosexuellen konstatiert,²⁸ wurden also auch die Bisexuellen »[v]om sich schärfenden Blick des Forschers wie des psychiatrischen Kliniklers [...] gleichsam hervorgezwungen« (Gooß 2002: 15).

24 Vgl. Micheler 2005: 11.

25 Vgl. Heidel 2001: 297.

26 Vgl. Ritter 2020: 55.

27 Vgl. ebd.: 51–52.

28 Vgl. Foucault 1983 (1976).

Dabei erschöpfte sich die Apperzeption von Bisexualität nicht mehr in Theorien zur Erklärung und Stabilisierung der Homosexualität. Sondern es deutete sich an, dass sie allmählich auch als eigenständige Begehrensform für die junge lesbische Community in den 1920er Jahren ein virulentes Thema wurde.

›Halbseiden‹. Die Verhandlung von Bisexualität in der Zeitschrift »Die Freundin«

In der Zeit um 1900 stand frauenliebenden Frauen noch kein Selbstkonzept zur Verfügung, auf das sie kollektiv hätten zugreifen können, kaum eine Frau definierte sich als homosexuell.²⁹ Lesbische Zeugnisse im Fin-de-siècle, so Ilse Kokulas frühe Beobachtung, »blieben ein vager, allgemeiner und gelegentlicher Ausdruck einer fundamentalen Suche nach neuen Wegen« (Kokula 1981: 62). Für die Zeit um die Jahrtausendwende attestierte Volkmar Sigusch dagegen eine »Differenzierung sowohl der alten Hetero- wie der alten Homosexualität [...], deren vordem monolithische Charaktere« (Sigusch 2000: 243) sich in den sogenannten Neosexualitäten verflüssigten und als kulturell konstruiert reflektiert werden. Innerhalb von einem einzigen Jahrhundert zeigt sich eine immense Spannweite von Entwicklungslinien sowohl mit Blick auf die Hervorbringung als auch die Reflexion von sexuellen und geschlechtlichen Identitäten. Konstatiert werden können Phasen, in denen mal die Fixierung, mal die Verflüssigung von Identitätskonzepten Konjunktur hatte, ja als jeweils zeittypisches Phänomen galt.

In dieser Hinsicht war die Weimarer Republik vor allem eine Dekade der Sichtbarwerdung, Stabilisierung und Verfestigung monosexueller Identitäten. Die junge Demokratie ermöglichte politisch und rechtlich neue Freiräume. Magnus Hirschfeld prognostizierte 1919 euphorisch: »Denn die neue Zeit bringt uns Freiheit in Wort und Schrift und mit der Befreiung aller bisher Unterdrückten [...] auch eine gerechte Beurteilung derjenigen, denen unsere langjährige Arbeit gilt« (zit.n. Herzer 2017: 271). Für lesbische Frauen sollte sich eine solche ›Freiheit in Wort und Schrift‹ größtenteils bestätigen. Sie wurden erstmals mit einer eigenen Zeitschriftenkultur sichtbar, die der (Re-)Produktion von lesbischem Selbstverständnis diente.³⁰

29 Vgl. Schader 2004: 11.

30 Hacker 1987: 214.

Aber das allzu oft verklärend gezeichnete Bild von den *Roaring Twenties* wird nur einem Teil der historischen Realitäten gerecht. Auch sind bestimmte Räume und Zeitabschnitte zu unterscheiden. Insgesamt strauchelten die Menschen in den 1920er Jahren mehr als dass sie, wie es das populäre Bild bis heute vermittelt, ›auf dem Vulkan tanzten‹. Inmitten der neuen Möglichkeiten und Freiräume warteten auch existenzielle Herausforderungen.³¹ Zu kurz greift daher eine Reduzierung des Jahrzehnts auf Schlagworte wie Vergnügungssucht, Warenkonsum, Rausch und sexuelle Freizügigkeit im Angesicht von Arbeitslosigkeit und Armut weiter Bevölkerungsteile. Inflation und Weltwirtschaftskrise, aber auch politische Gewalt und Konjunkturen der Zensur von publizistischen Erzeugnissen kamen hinzu.³² Die Weimarer Republik war in diesem Sinne ein »Spannungsfeld erster Ordnung« (Hermand/Trommler 1978: 10), ein Erfahrungsraum vielfältiger Unsicherheit. Dieses Kaleidoskop von Lebenserfahrungen und Zeitphänomenen muss berücksichtigt werden, soll die (Re-)Produktion von lesbischem Selbstverständnis betrachtet und unter dem Gesichtspunkt von In- und Exklusionsmechanismen interpretiert werden: Die Etablierung einer stabilen kollektiven Identität, die sowohl Integrationskraft nach innen als auch Anerkennungspotential nach außen entwickelte, war gerade in diesem Jahrzehnt eine unverzichtbare Voraussetzung für kollektive Selbstorganisation, gesellschaftliche Teilhabe und politische Handlungsfähigkeit. Und neben der Einrichtung von lesbischen Räumen, zu denen nach einer Bestandsaufnahme der Historikerin Katja Koblitz allein in Berlin »mindestens 26 Damenvereinigungen, 68 Orte für Damenveranstaltungen [...], [und] 77 Damentreffpunkte« zählten (Koblitz 2018: 17), dienten dabei homosexuelle Zeitschriften als bedeutendes »Gruppenmedium [und] Sozialisationsinstanz« (Hacker 1987: 265).

Die lesbische Zeitschrift »Die Freundin«, herausgegeben vom Verleger Friedrich Radszuweit (1876–1932) in Berlin, gilt heute als die beliebteste und am weitesten verbreitete Lesbenzeitschrift der Weimarer Republik, wenngleich die genaue Auflagenzahl nicht bekannt ist; das Blatt wurde über die Landesgrenzen hinaus, nachweislich auch in Österreich und der Schweiz, vertrieben.³³ Die Intention der Stiftung eines kollektiven, widerstandsfähigen sowie emanzipierten Selbstverständnisses formulierte die Redaktion unmissverständlich: »Die Freundin« wird eintreten für die Gleichberechtigung der

31 Lautmann 1999: 7.

32 Vgl. u.a. Schader 2004: 8.

33 Vgl. Vogel 1984: 162.

Frauen im gesellschaftlichen Leben. »Die Freundin« wird zur Pflege der idealen Frauenfreundschaft beitragen, durch Veröffentlichung entsprechender Artikel [...].«³⁴ Sie war angegliedert an den Bund für Menschenrecht (BfM), woraus sich Rückschlüsse auf die sozioökonomische Verortung des Lesepublikums ziehen lassen, da dieser Verband viele soziale Gruppen abdeckte.³⁵ Das Gros der Leser:innen zählte tendenziell zu den mittleren bis oberen Gesellschaftsschichten. Indizien dafür liefern die literarischen Beiträge, deren Handlungen vorwiegend im gehobenen sozialen Milieu, manchmal auch in der Welt der Angestellten angesiedelt waren.³⁶ Zwar handelte es sich dabei um fiktive Räume und Figuren. Diese müssen aber als Identifikationsangebot anschlussfähig an die Lebensrealität lesbischer Frauen gewesen sein.³⁷ Die Historikerin Heike Schader verweist dagegen auf die inserierten Treffpunkte in den Anzeigeteilen der Zeitschrift, welche auch die Adressierung von Frauen aus der Arbeiterschaft bezweckten.³⁸ Diese Aspekte stützen den Ruf der Zeitschrift als äußerst populäres und breit rezipiertes Organ der lesbischen Szene jener Jahre. Aus diesen Gründen stellt »Die Freundin« für die hier verfolgte Fragestellung eine herausragende Quelle dar.

Die Zusammensetzung der Redaktion fluktuierte stark. Redaktionell hauptverantwortlich waren zunächst Aenne Weber, 1927 abgelöst von Elsbeth Killmer, ab 1930 schließlich der Verleger Friedrich Radszuweit höchstpersönlich.³⁹ Diese Brüche auf redaktioneller Ebene decken sich bei genauerem Hinsehen exakt mit sexualpolitisch relevanten Zäsuren: Im Zuge des »Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften« vom 18. Dezember 1926 stand die »Freundin« bald auf der »Liste für Schund und

34 Verlag und Redaktion: Zur Beachtung!, in: Die Freundin, 1. Jg., Nr. 3 (15.09.1924): 2. Vgl. dazu auch Micheler 2005: 85.

35 Micheler 2005: 87.

36 Vgl. auch Vogel 1984: 168.

37 Gestützt wird diese These durch die Beobachtung der Historikerin Hanna Hacker, die darauf verweist, dass die Selbstreflexion von Lesben maßgeblich in den literarischen Beiträgen zu finden war. Vgl. Hacker 1993: 385–389. Sicherlich boten die Texte aber auch die Möglichkeit, ersehnte Ideale zu modellieren, vgl. dazu Schader 2017: 133.

38 Vgl. Schader 2000: 11.

39 Vgl. Vogel 1984: 162–163. Micheler nimmt die geschlechtsspezifisch interessante redaktionelle Zäsur bereits für das Jahr 1928 an, vgl. Micheler 2005: 95. Die 1929 zahlreich erscheinenden Leitartikel Elsbeth Killmers deuten aber bis 1930 auf eine Kontinuität in der personellen Struktur der Redaktion hin.

Schmutz«, woraufhin ein Aushangverbot von Juni 1928 bis Juni 1929 folgte.⁴⁰ Das Berliner Jugendamt befand die Zeitschrift als »für die weibliche Jugend gefährlich«, weshalb sie von Straßenhändler:innen nicht ausgehängt und »nur auf ausdrückliches Verlangen« hätte verkauft werden dürfen.⁴¹ Den Umweg zum Lesepublikum fand sie schließlich unter anderem Titel: »Ledige Frauen«, wobei Inhalt und Aufbau konzeptuell weitgehend gleich blieben.⁴² Und um das Jahr 1929, also kurz bevor der Verleger persönlich redaktionell hauptverantwortlich zeichnete, befand sich die neuerliche Debatte um eine umfassende Strafrechtsreform, was prominent den § 175 betraf, auf ihrem Höhepunkt. Die personellen Wechsel erscheinen insofern als eine politisch bedingte Übergabe des Steuerrads, um durch die Wogen sexualpolitischer Wellen zu navigieren.

Inhaltlich muss aufgrund dieser juristischen Bedingungen abstrahiert werden: Um den Fortbestand der Zeitschrift zu sichern, wurde nicht selten zum Mittel der Selbstzensur gegriffen, mittels Verschleierung beziehungsweise Codierung. Eine allzu eindeutige Signalisierung von sexuellem Begehren durfte beispielsweise in den Kontaktanzeigen nur in chiffrierter Form erfolgen.⁴³ Für diese Untersuchung zentral erscheint dabei die Tatsache, dass Codes auf die Existenz eines Kollektivs verweisen, welches nämlich fähig sein müsse, verdeckte Botschaften zu decodieren.⁴⁴ Daraus folgt ein weiterer quellenkritisch äußerst relevanter Aspekt: Aufgrund der Funktion der Zeitschrift als Medium der Selbstverständigung und Stiftung einer kollektiven Identität lesbischer Frauen muss von einem potenziell hochgradig normativen Charakter der Inhalte ausgegangen werden. Deshalb sind etliche Äußerungen als Teil einer Strategie der Aneignung, Bewahrung und Tradierung im Prozess der kollektiven Identitätsbildung zu betrachten.⁴⁵

40 Vgl. zur Zensur von Freundschaftszeitschriften Micheler 2005: 196–197.

41 Balz, Bruno/Radszuweit, Friedrich: Zur Beachtung! Die Freundin, heute letzte Ausgabe, in: Die Freundin, 4. Jg., Nr. 13 (25.06.1928): 4.

42 Vgl. Vogel 1984: 162.

43 Vgl. Micheler 2005: 101. An dieser Stelle lohnt sich die Analyse literarischer Texte, in denen sich verschlüsselte Hinweise auf Sexualität und Begehren anhand literarischer Stilmittel finden. Vgl. dazu Schader 2004: 231.

44 Vgl. auch Hacker 1987: 187.

45 Diese Einordnung orientiert sich an dem Ansatz von Jan Assmann, welcher die Funktion des kollektiven Gedächtnisses darin sieht, dass es mittels »Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten« ein kollektives »Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangen-

Aus diesen quellenkritischen Reflexionen ergibt sich, dass die Analyse einer einzigen lesbischen Zeitschrift zwar keine empirisch repräsentative Auswertung ermöglicht.⁴⁶ Für die Fragestellung des vorliegenden Beitrags liegt aber gerade im normativen (Fragment-)Charakter des Mediums ein großer Mehrwert. Denn es lässt sich fragen: Auf welche Werte und Demarkationslinien einigte man sich in der Hervorbringung, Einhegung sowie der Stabilisierung einer kollektiven Identität? Und welche Bedrohungsbilder von Bisexualität waren in dieser Homogenisierung von kollektivem lesbischen Selbstverständnis besonders virulent?

Dem Historiker Stefan Micheler zufolge war für die zeitgenössische Konstituierung sexueller Identitäten männerbegehrender Männer die Wechselwirkung von Fremd- und Selbstidentifizierung zentral.⁴⁷ Das gilt auch für frauenbegehrende Frauen.⁴⁸ Der Rekurs auf sexualwissenschaftliche Theorien zur Homosexualität war im Ringen um die Entkriminalisierung und Entpathologisierung auch hier ein probates Mittel. Dabei wirkten rechtliche Rahmenbedingungen sowie gesellschaftspolitische Debatten und Ereignisse enorm als Katalysatoren: Die verstärkten Zensurbestrebungen in Deutschland ab 1926, die Kontroverse um die Strafrechtsreform 1929/1930 sowie der sogenannte »Röhm-Skandal« 1931/32 sind als solche Ereignisse zu nennen.

Eine wichtige Argumentationsfigur im Anerkennungskampf war der Verweis auf die »Natürlichkeit« der Homosexualität als einer angeborenen und

heit« tradiert, auf das »eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt.« Assmann 1988: 15. Die Selbstzeugnisse in der »Freundin« können deshalb als Bestand eines kollektiven lesbischen Gedächtnisses und Bewusstseins erachtet werden. Sie erfüllen in ihrer Funktion auch einige Kriterien für die Einordnung der lesbischen Community in den 1920er Jahren als kollektive Identität. So erinnern die Beiträge an zentrale Mechanismen bei der Genese kollektiver Identitäten in Anlehnung an die Definition von Carolin Emcke: beispielsweise die »intersubjektive Ich-Ausbildung« durch kommunikative Prozesse (173), wie sie in den Leser:innen-Debatten zu beobachten ist. Oder auch eine »dynamische Zeitlichkeit«, also die Verzahnung von Vergangenheit und Gegenwart, innerhalb der narrativen Tradierung der eigenen Geschichte (175–176), wie sie in der Artikelserie »Historische Männinnen« über lesbische Persönlichkeiten in der Geschichte aufscheint. Vgl. zur Definition und Typisierung kollektiver Identitäten: Emcke 2018 (2000).

46 Eine dahingehende vergleichende Analyse anderer homosexueller Zeitschriften, beispielsweise des Blattes »Die Freundschaft« (1919–1933), konnte im Rahmen dieses Formats nicht berücksichtigt werden und steht noch aus.

47 Vgl. dazu auch Plötz 1998: 129–136. Vgl. Schwarz 1983: 62–80.

48 Vgl. Schwarz 1983: 62–80.

somit gleichberechtigten Form des menschlichen Begehrens.⁴⁹ Im Prozess der Vergemeinschaftung bewegte sich die Argumentation jedoch nicht nur in der Aktualität gegenwärtiger Ereignisse und Diskurse. Bedeutsam war vor allem der Rückgriff auf die Vergangenheit: Die Inanspruchnahme historischer Persönlichkeiten als (teilweise vermeintliche) Vorreiter gleichgeschlechtlichen Lebens einerseits und andererseits als Beweis gesellschaftlicher Verdienste von Homosexuellen in der Geschichte sollte die Anerkennung legitimieren. Durch die von Ferdinand Karsch-Haack publizierte Artikelserie »Historische Männinnen« gelang ein Zirkelschluss *par excellence*: Denn die hier vorgestellten frauenbegehrenden Frauen vergangener Zeiten verkörperten typische Eigenschaften der erst später so definierten lesbischen Frau, wie sie in sexualwissenschaftlichen Abhandlungen der Gegenwart auftauchte – insbesondere galt dies für den Phänotyp der ›virilen‹ Frau, der sich im maskulinen Gebaren von Geburt an bestätigte und dessen ›Andersartigkeit‹ Ausdruck einer ›inneren Veranlagung‹ sei. Sexualwissenschaftliche Theorien wurden somit nicht nur für die Ausgestaltung von Gegenwart und Zukunft, sondern auch für die Schöpfung einer Traditionslinie in ferne Vergangenheiten hinein genutzt und untermauert.⁵⁰

Neben der Konstituierung und Stabilisierung eines Selbstverständnisses durch Rückgriff auf sexualwissenschaftliche Theorien und Arbeitsweisen spielten bei der Einhegung des Gruppenbewusstseins Inklusions- und Exklusionsmechanismen eine tragende Rolle.

Inkludierend wirkte dabei der Austausch über gemeinsame Erfahrungen und Ideale. Neben der Besprechung leidvoller Diskriminierungserfahrungen

49 Darunter finden sich in den Beiträgen auch problematische Argumentationslinien im Kielwasser der Eugenik, um für die Anerkennung homosexueller Menschen zu plädieren. Vgl. hierzu etwa: Killmer, Elsbeth: Zum wahren Volkswohl, in: Die Freundin, 5. Jg., Nr. 14 (02.10.1929): 2.

50 Ergänzend sei angemerkt, dass die Apperzeption sexualwissenschaftlicher Thesen durchaus kontrovers debattiert wurde. Während der Rückgriff auf die Sexualwissenschaft für die Autor:innen ein wirkmächtiges Instrument im Kampf um Gleichberechtigung war, wies der Herausgeber Radszuweit – allerdings im Kontext einer persönlich motivierten Distanzierung von Magnus Hirschfeld – auch kritisch auf die Ambivalenz sexualwissenschaftlicher Erzeugnisse hin. Diese seien nicht selten eine argumentative Grundlage sowohl für als auch gegen die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Liebe, vgl. beispielhaft: Radszuweit, Friedrich: Homosexualität ein medizinisches Fragment?, in: Die Freundin, 7. Jg., Nr. 26 (01.07.1931): 2.

war auch die Verhandlung von Partnerschafts- und Lebensmodellen ein zentraler Diskussionsgegenstand in der »Freundin«. In der Modellierung von Beziehungskonzepten dominierte die Reproduktion stereotyper Geschlechterbilder und -rollen. Grundlage dafür war einmal mehr die Sexualwissenschaft, in deren Theorien die Wirkmacht der sogenannten »Geschlechtscharaktere« als Ordnungsprinzip zwischenmenschlicher Anziehung beschworen wurde.⁵¹ Für frauenbegehrende Frauen ergaben sich durch die Aneignung dieser Stereotype aber auch sinnvolle Strategien für die gesellschaftliche Partizipation: Die partielle Übernahme der gesellschaftlich anerkannten heteronormativen Geschlechterkorrelation – etwa durch Kleidung oder besondere Accessoires – ermöglichte es ihnen, als lesbisches Paar sichtbar zu werden.⁵² Gleichzeitig spiegelte sich in der Performativität gesellschaftlich akzeptierter Geschlechterkonstellationen und eheähnlicher Beziehungskonzepte auch der Wunsch nach gesellschaftlicher Absegnung homosexueller Partnerschaft wider – und zwar *out of the closet*.⁵³ Die Erfüllung dieses Wunsches stand auf einem anderen Blatt. Dass die Verwirklichung idealer Beziehungsmodelle und -konstellationen beileibe nicht die Lebensrealität aller abdeckte, zeigt die Funktion der Debatten von Leser:innen als Kompensation ihres Leidensdrucks – die Sehnsucht nach lebhaften Frauenbeziehungen lässt sich geradezu verdichten auf die Formel einer kollektiven Einsamkeit.

Und an dieser Erfahrung von Legitimierungskampf und kollektiver Einsamkeit entzündete sich einer der schärfsten Exklusionsmechanismen bei der Verhandlung lesbischer Identität in den 1920er Jahren: War es dabei zunächst sinnvoll, die Bisexualität als biologische Disposition zu denken, geriet sie als eine eigenständige Form des Begehrens weit ins Abseits des lesbischen Kollektivs. Die Bisexualität als geschlechterübergreifendes Begehren stellte eine Demarkationslinie in der Verhandlung und im Anerkennungskampf lesbischer Identität dar. Dies zeigte sich je nach sozialpolitischem bzw. politisch-kulturellem Kontext in unterschiedlicher Intensität, wie in der einschlägigen Forschung nach wie vor unterschätzt wird.

Die Redaktion der »Freundin« eröffnete Anfang Februar 1927, nur wenige Wochen nach dem Inkrafttreten des »Gesetzes zur Bewahrung der Jugend

51 Vgl. Plötz 1998: 129.

52 Vgl. Schader 1998: 141.

53 Vgl. hinsichtlich wechselseitiger Angleichung von Partnerschaftsmodalitäten zwischen hetero- und homosexuellen Personengruppen: Gammerl 2023: 69–70.

vor Schund- und Schmutzschriften« vom 18. Dezember 1926, einen Meinungsaustausch über »die homosexuelle Frau«. In der Gesellschaft war Gegenwind aufgezo- gen, der sich, wie nicht selten heute noch, in Gestalt vorgeschützten Jugendschutzes präsentierte. Darauf reagierte die Redaktion mit der Debatte, um gezielt mit gesellschaftlichen Vorurteilen über Lesben aufzuräumen. Vor allem das Bild der maßlosen Sexualität galt es zu korrigieren:

Alle möglichen Laster, wie zügellose Sinnlichkeit, Trunksucht, Spielwut usw. hängt man ihr an, als ob diese Frau ohne Moral wäre. Vor allen Dingen malt man sich ihre »Perversität« in den schrecklichsten Farben aus. [...]. Und wie ganz anders ist es doch in Wirklichkeit.⁵⁴

Dabei gab die Redaktion Vorgaben für ein normativ positiv besetztes Selbstbild, indem sie die bereits beschriebenen typischen »zwei Arten von homosexuellen Frauen«, die »virile – d. i. die männliche – und die feminine – d. i. die weibliche – Frau«, ins Zentrum stellte.⁵⁵ Zunächst griffen die Zuschriften von Leser:innen diese Topoi auf und ordneten sie in ihre Erfahrungen ein, beispielsweise, indem die gesellschaftlich besonders prekäre Situation der maskulinen Frau beschrieben wurde. Eine Leserin namens Maria potenzierte die Schwere der Diskriminierungserfahrung durch den Hinweis auf die angenommene biologische Determiniertheit von Homosexualität und entwaffnete damit etwaige Kritik an »homosexuellem Gebaren«:

Immer habe ich beobachtet, daß die virile homosexuelle Frau mehr unter Hohn, Schimpf und Verachtung zu leiden hatte, als die feminine. [...] – Es ist wirklich für uns doppelt schwer, eine gute Stellung zu bekommen, [...], wenn man leider – so – geboren ist!⁵⁶

Auch Friedel K. berichtete von ihren Diskriminierungserfahrungen als frauenbegehrende Frau und betonte die »Naturwüchsigkeit« der Homosexualität: »Es

54 Die Redaktion: Meinungsaustausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 2 (07.02.1927): 4–5.

55 Ebd.

56 Maria: Meinungsaustausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 3 (21.02.1927): 6.

handelt sich doch um eine ganz angeborene Naturempfindung. Jeder Mensch ist doch schließlich eine Welt für sich.«⁵⁷

In den folgenden Ausgaben riss das Interesse an der Verhandlung des lesbischen Selbstbildes, basierend auf einer Verlötung von biologischen und psychischen Geschlechtseigenschaften, nicht ab. Abwechselnd verwoben sich dabei die einzelnen Stränge von Schilderungen gemeinsamer Erfahrungen von Glück und Leid sowie von wissenschaftlicher Erklärbarkeit und Legitimierung von Homosexualität.⁵⁸ Diese wenigen Schlaglichter beleuchten bereits eindrücklich die Notwendigkeit für lesbische Frauen, alltägliche Diskriminierung und Bewährung in Beruf und Privatleben durch den Austausch in der »Freundin« zu kompensieren. Dabei wurde insbesondere die kollektiv geteilte Erfahrung von Einsamkeit verhandelt, woraus ein bedeutender Aspekt der Modellierung ideeller lesbischer Paarbeziehungen resultierte. Außerdem war das Moment der angeborenen Ausschließlichkeit lesbischen Begehrens und deren wissenschaftliche Begründung offensichtlich enorm wichtig für die Selbst- und Fremdwahrnehmung gleichermaßen. Die Debatte über »die homosexuelle Frau« drehte sich über ganze drei Ausgaben hinweg fast ausschließlich um diese Themen.

Aber nur fast, denn Erzählungen von verschlungeneren Wegen der sexuellen Selbstfindung und von fluideren Formen von Sexualität versuchten sich bald dagegen zu behaupten. Sie mischten sich dieser geradlinigen Strategie der »intersubjektiven Ich-Ausbildung« (Emcke 2018: 173) lesbischer Frauen durch gegenseitige Vergewisserung der »Naturwüchsigkeit« von Homosexualität und der Aufrechterhaltung der Moral inmitten dieser Anerkennungskämpfe bei. Schon in der ersten Fortsetzung der Debatte meldete sich eine Frau zu Wort, die »[e]ndlich einmal eine Gelegenheit [sieht], [ihr] Herz gleichgesinnten Menschen ausschütten zu dürfen!«⁵⁹ Die als »Auch so eine« pseudonymisierte Person bekannte, dass sie 1923 eine »kameradschaftliche Ehe« eingegangen war und erst 1925 ihre »Veranlagung« erkannt habe:

57 K., Friedel: Meinungsaustausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 3 (21.02.1927): 6.

58 Vgl. dazu etwa Hülsen, Erika: Meinungsaustausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 7 (18.04.1927): 6.

59 »Auch so eine«: Meinungsaustausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 4 (21.02.1927): 6.

Die Frau, Bubi genannt, versetzte mich in helles Entzücken, durch ihr sicheres Auftreten, ihre Kavaliersmanieren und ihr Äußeres. [...] Sie hatte ihren Kopf auf meinen Schoß gelegt und schloß die Augen. Ich bewunderte ihr damals langes, wundervolles schwarzes Haar und ein ungewisses Etwas zwang mich, ihr leise und sacht über das glänzende Haar zu streichen. Da schlug sie die Augen auf und sah mich an mit einem Blick, der mir alles Blut zum Kopfe trieb und mir ein starkes Herzklopfen verursachte. [...] Sie erzählte mir von der Liebe zwischen Frauen. Ihrem Erzählen lauschend, erkannte ich, daß in mir diese Liebe schlummerte. Ich hatte noch nie etwas gehört davon.⁶⁰

Die Entdeckung des eigenen lesbischen Begehrens sei weder für sie noch für ihren Mann leicht gewesen, doch irgendwann habe ihr Mann ihr »diese Freundschaft« gestattet. Trotzdem sei die Beziehung der beiden Frauen nicht unbelastet geblieben:

Jahre sind nun vergangen. Mein größter Schmerz ist, daß meine Freundin noch ein anderes Mädels hat, und trotz meiner Bitten nicht von ihr läßt. Alle Voraussetzungen für ein Glück schienen gegeben, aber ... Es hatten sich hier nun eine virile und eine feminine Frau zusammengefunden, um doch nicht restlos glücklich zu sein.⁶¹

Hier sprach eine heterosexuell lebende, aber (auch) lesbisch begehrende Frau, die das innere und äußere Coming-out nicht früh, sondern äußerst spät erlebte. Und die mit ihrem Lebenspartner konsensual ein Partnerschaftsmodell verhandelte, das die Gleichzeitigkeit einer hetero- und homosexuellen Beziehung nicht ausschloss. Bei alledem vermochte sie das ideelle Schema eines partnerschaftlichen Antagonismus zu bestätigen, indem sie den femininen Typus verkörperte und von einem maskulinen Pendant geliebt wurde. Trotzdem scheiterte dieses lesbische Paar. Diese Darstellung musste daher im Vergleich zu anderen Erfahrungsberichten einer doppelten Destabilisierung bisher normativer Identifikationsschemata gleichkommen: Einmal, indem es sich nicht um eine exklusiv lesbische Beziehung handelte; ein weiteres Mal, indem das bewährte Geschlechterrollenmodell scheiterte. In der folgenden Ausgabe finden sich denn auch verschiedene Reaktionen auf diese Komplikation. Die Leserin »G. B.« bezog sich dabei nur auf die ihr vertraute geschlechterkomplementäre Konstellation:

60 Ebd.

61 Ebd.

Der letzte Artikel von ›Auch so einer‹ gefiel mir, weil endlich das ›Jammern über Abnormität‹ dabei fehlte. Allerdings bedaure ich ja die Freundin wegen ihres ungetreuen ›Bubi‹, doch darf sie nicht vergessen, daß auch gerade die ›Untreue‹ das Privilegium der Männer, und somit auch der virilen Frau ist. Sie muß sich trösten, bei allem Idealismus unserer Liebe bleiben solche Enttäuschungen nicht aus. Rücksichtslos ist der ›Bubi‹, der seiner Freundin dies merken läßt, [...].⁶²

Mit dieser Bezugnahme verstärkte die Leserin die ins lesbische Selbstbild integrierbaren Bestandteile einer Biographisierung der eigenen Sexualität: die gesellschaftlich tradierte Norm der komplementären Geschlechterkonstellation, nur als gleichgeschlechtliche Spielart. Bezeichnend erscheint dabei die Verselbstständigung patriarchaler Sonderrechte durch die soziale Zuweisung von vermeintlich geschlechtsimmanenten Eigenheiten: Nicht die Untreue des männlichen Parts wurde hinterfragt, sondern die Unfähigkeit zur Geheimhaltung derselben und die verursachte Verletzung der Betrogenen. Dadurch gelang die Übertragung von vormals heterosexuell-männlichen Vorrechten in nunmehr neue Privilegien einer homosexuellen und maskulinen Frau, wodurch zugleich eine für diese Zeit hinlänglich bekannte geschlechterspezifische Doppelmoral reproduziert wurde. Es ist auffällig, dass eine Kommentierung der bisexuellen Konstellation an dieser Stelle noch ausblieb.

Das Tritt Brett für alternative Selbstbeschreibungen und -erkenntnisse lieferte prompt – und einmal mehr – eine Vertreterin der Wissenschaft. Mitten in der laufenden Debatte meldete sich F. Eibrecht zu Wort, die in ihrer Position als Psychologin reges Interesse am Thema betonte und ihr Fachwissen in die Debatte einbrachte:

Es gibt hier wie überall Ausnahmen, beschäftigt man sich aber ernsthaft mit der Homosexualität, so wird man meistens dabei feststellen müssen, daß diese Eigenart schon in der Geburt, [...] vorhanden ist. [...] Die Eltern sind ahnungslos und der Betreffende auch, denn zur Entwicklung des Gefühlslebens ist immerhin eine Reihe von Jahren nötig, ehe eine Selbsterkenntnis bewußt möglich ist. Hier liegt der peinliche Punkt der Frage, der so gefährlich das Leben dieser Menschen nachher bestimmt, denn die Erkenntnis kam zu spät. [...] Er [der homosexuelle Mensch] ist seiner inneren Entwicklung genau so gefolgt wie all die anderen Menschen auch und wird [sich] meist erst

62 B., G.: Meinungsaustausch über ›Die homosexuelle Frau‹, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 5 (21.03.1927): 5.

als Erwachsener bewußt, daß [...]er] vielleicht nicht körperlich, so doch im Gefühlsleben ein Zwitterding ist, [...].⁶³

Das Narrativ der späten Erkenntnis ermöglichte zwar die Integration einer alternativen Selbstbiographisierung in gängige Interpretationen lesbischer Biografien. Dabei wurde aber auf das Argument der Naturwüchsigkeit von Homosexualität nicht verzichtet. Und dieser zeitgenössische Konsens über die Entstehung von Homosexualität verweigerte gleichsam die Integration von Bisexualität als Variation sexueller Orientierung. Dies unterstreicht auch der aktivistische Duktus: F. Eibrecht argumentierte zugunsten einer Vereindeutigung des homosexuellen Begehrens – ambivalente Verläufe und Formen des Begehrens wurden als Phase in der Entwicklung homosexueller Neigung gedeutet und verblassten in einem rhetorischen ›Besser spät als nie‹.

Eine andere Zeitgenossin mit akademischem Titel, »Dr. G.«, meldete sich ebenfalls zu Wort, um zum Kampf um Gleichberechtigung zu ermutigen. Sie appellierte an die Gruppe lesbischer Frauen, sich gerade nicht abzusondern, sondern Allianzen mit anderen zu bilden:

Im Kampf um die Gestaltung des Eigenlebens nach eigenem Recht brauchen wir Bundesgenossen. [...]. Denn die Vorurteile gegen alle, die nicht ›normal‹ empfinden, sitzen auch in der modernen Gesellschaft [...] unsagbar fest. [...]. Die Welt da draußen steht euch voller Ablehnung und Verständnislosigkeit gegenüber. Verfallt aber ihr nicht dem gleichen Fehler, und verachtet nicht, wenn ihr verachtet werdet.⁶⁴

In diesem Appell zum Zusammenschluss finden sich Anklänge an die sogenannte Zwischenstufentheorie von Magnus Hirschfeld, die von einer Mannigfaltigkeit an Varietäten von Geschlecht und Begehren ausging:

Es gibt genug Menschen auch auf der anderen Seite, die Verstand genug haben, euch zu verstehen; [...]. [...] Denn es gibt, ich wage es zu behaupten, unter hundert Menschen kaum zwei, die nicht, sofern sie nur ehrlich sind, einen Winkel ihres Herzens finden, in dem der Zug zu dem eigenen Geschlecht seinen angeborenen Platz hat. Die Natur verfährt nie so, daß sie durchweg nur

63 Eibrecht, F.: Meinungsaustausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 5 (21.03.1927): 5.

64 Dr. G.: Meinungsaustausch über: ›Die homosexuelle Frau‹, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 5 (21.03.1927): 6.

Vollmänner und Vollfrauen schafft, im Gegenteil, die Vollmänner und Vollfrauen gerade sind die Ausnahmen.⁶⁵

Diese Gedanken entsprangen der Annahme, dass nahezu jeder Mensch über ein bisexuelles Potenzial verfüge. Diese Hypothese ermöglichte die Stiftung eines verbindenden Moments im Kampf um Gleichberechtigung. Bemerkenswert ist, dass auch in diesem Beitrag der Terminus ›bisexuell‹ nicht explizit genannt wurde, obwohl er in dieser Antwort auf die geschilderten sozialen Konstellationen in den vorangestellten Debattenbeiträgen passend gewesen wäre.

Eine vierte Reaktion kam schließlich von »Noch so einer«, die sich – ebenfalls anonym – in »Auch so einer« wiedererkannte:

Auch mir ging es ähnlich, [...]. Besonderer Umstände wegen heiratete auch ich, obwohl ich im sechsten Jahre mit meiner damals von mir über alles geliebten Freundin in ständiger seelischer und wirtschaftlicher Gemeinschaft lebte, mit ihrem Einverständnis. In vollkommener Unwissenheit über meine Veranlagung einem Manne gegenüber, mit dem ich sonst nie Gemeinschaft hatte, ging ich in die Ehe, und im Gedanken, daß ich das innige Gemeinschaftsleben mit meiner Freundin weiterführen konnte. Jedoch kam es zu unangenehmen Eifersuchtsszenen, so daß ich mich aus Vernunftgründen von meinem Manne trennen mußte und der Freundin wiederum die alleinige blieb.⁶⁶

Diese Äußerung erscheint mit Blick auf die Interpretation der äußeren wie inneren Beweggründe für eine hetero- und homosexuelle Ausrichtung ambivalent. Insbesondere die Bezüglichkeit in der Formulierung »in vollkommener Unwissenheit über meine Veranlagung meinem Manne gegenüber, mit dem ich sonst nie Gemeinschaft hatte« bleibt doppelbödig. In der Deutung scheint dabei die Intransparenz dem Ehemann gegenüber zunächst plausibler zu sein. Da dieser Ehe eine glückliche lesbische Partnerschaft aber nicht nur vorausgegangen war, sondern diese auch weiterhin Bestand hatte, erscheint auch die Lesart eines entdeckten heterosexuellen Anteils im bisher homosexuellen Begehren der Frau möglich. Die Verhandlung eines unkonventionellen Beziehungsmodells gestaltete sich letztlich auch in diesem Fall nicht unkompliziert, mündete schließlich aber in eine stabile bisexuelle Konstellation –

65 Ebd.

66 »Noch so eine«: Meinungs­austausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 6 (04.04.1927): 6.

jenseits dubioser Doppelmoral, sondern aufbauend auf Konsens und, mit Blick auf die Frau, verbunden mit emanzipatorischem Verständnis:

So lebte ich fünf Jahre von ihm getrennt und bin heute wieder mit ihm zusammen, jedoch unter erfreulicheren Umständen. Mein Mann, gleichfalls um mich nicht leiden zu sehen und mit jeder seiner Bewegung nur mein Bestes wollend, versucht, meine Veranlagung zu verstehen und, da er trotzdem nicht von mir lassen will, duldet er willig meinen Umgang mit meinen Geschlechtsgenossinnen. Nun kann ich der Freundin alles sein, ich selbst bin glücklich und zufrieden und kann mich stets unter meinen sämtlichen homosexuellen Schwestern ohne irgendwelchen Druck wohlfühlen. Möchten noch viele, die gleichfalls verheiratet sind, gleicherweise von ihren Männern Verständnis für ihre homosexuelle Veranlagung finden, demzufolge in einer Kameradschaftsehe leben und mit der Freundin den Bund fürs ganze Leben schließen können.⁶⁷

Eine in der lesbischen Traditionslinie gedachte »homosexuelle Veranlagung« und eheähnliche Lebenspartnerschaft zweier Frauen wurde in diesem Fall nicht als unvereinbar mit einer heterosexuellen sogenannten »Kameradschaftsehe« gedacht. Dabei ist auf die zeitgenössische Polyvalenz dieses Begriffs hinzuweisen: Einerseits wurden damit Beziehungskonstellationen bezeichnet, die Scheinehen gleichkamen und die Funktion der Vereinbarkeit von gesellschaftlicher Integration und unkonventioneller Sexualität hatten.⁶⁸ Dem Historiker Benno Gammerl zufolge war dies sowohl für homosexuelle als auch bisexuelle Individuen ein attraktives Konzept.⁶⁹ Andererseits hatte der Begriff eine emanzipatorische Dimension insofern, als die Egalität der beiden Partner:innen sowohl im Wort der »Kameradschaft« als auch in der Ausgestaltung einer »Kameradschaftsehe« Ausdruck finden sollte.

Es zeigt sich, dass die dräuende Gefahr für homosexuelle Zeitschriften in Gestalt des Ende 1926 installierten Zensurinstrumentes »zur Bewahrung der Jugend vor Schund und Schmutz« den Auftakt zu einer konzentrierten Debatte über das eigene Selbstverständnis bildete. Einmal mehr geriet die lesbische

67 Ebd.

68 Dies war beispielsweise in der NS-Zeit, zumal nach der Verschärfung des § 175 im Jahr 1935, für homosexuelle Männer eine verbreitete Möglichkeit weitgehend geschützt zu leben. Vgl. Micheler 2005: 412.

69 Gammerl 2023: 70.

Liebe zum Politikum. Einmal mehr galt es, diese durch Destabilisierung gängiger Vorurteile und gegenseitige Selbstvergewisserungen klar zu konturieren.

Eine Taktik dabei war, die negativen Vorurteile mit dem Verweis auf die sozial anerkannten Verdienste von homosexuellen Menschen zu entschärfen.⁷⁰ Wie die Historikerin Heike Schader überzeugend herausgearbeitet hat, war für ein positives Selbstbild vor allem aber das Konzept der Virilität zentral, womit die Verkörperung von androgynem Erscheinungsbild und maskulin codierten Eigenschaften gemeint war.⁷¹ Blättert man in diesen Zeitschriften, verdichten sich förmlich die Beschreibungen der virilen, selbstständigen, geistig beschlagenen und beruflich unabhängigen lesbischen Frau zu einer sehr konkreten Vorstellung. Zu diesem zeitgenössischen Idealtypus versuchten sich jedoch offensichtlich einige alternative Selbstdarstellungen zu gesellen – in Form von bisexuellen Lebensentwürfen mit unterschiedlicher Ausgestaltung und Motivation.

Es gilt jedoch, die spezifischen sozioökonomischen und politischen Realitäten der Weimarer Republik in diesen Befund einfließen zu lassen.⁷² So wurde in einer der zitierten Aussagen wohl nicht von ungefähr auf das Jahr der Hyperinflation 1923 verwiesen, da dies als Hinweis auf die ökonomische Zwangslage als Grund für die Ehe gelesen werden konnte. Bei der ebenfalls bereits zitierten Formel »Besondere Umstände« sah dies nicht anders aus. Außerdem bestanden ganz generell für Frauen dem Mythos von den »Goldenen Zwanzigern« zum Trotz geschlechtsspezifische Restriktionen fort, nicht zuletzt in beruflicher Hinsicht. Und eine eheähnliche rechtliche Anerkennung, gar staatliche Förderung gleichgeschlechtlicher Beziehungen stand noch in den Sternen. Die Pseudonyme »Auch so eine« und »Noch so eine« verweisen darüber hinaus einerseits auf ein verbreitetes Vorkommen von Bisexualität, belegen andererseits aufgrund der Anonymisierung aber auch den prekären Status bisexuell lebender Frauen in der Community. – Ein Gebot der Vorsicht? Tatsächlich wurde der Terminus »bisexuell« in der »Freundin« bis zur Mitte der 1920er Jahre weder als Selbst- noch als Fremdbezeichnung verwendet. Und diese erste Debatte über bisexuell lebende und/oder begehrende Frauen versandete überdies sehr schnell. Widerspruch blieb zwar aus, Zuspruch aber auch, zumindest weitge-

70 Vgl. Die Redaktion: Meinungsaustausch über: »Die homosexuelle Frau«, in: Die Freundin, 3. Jg., Nr. 2 (07.02.1927): 4.

71 Vgl. Schader 2000: 8–34.

72 Vgl. auch ebd.: 30.

hend. Nach einem kurzen Moment des Aufscheinens verschwand die Frage der Bisexualität erneut in der Unsichtbarkeit.

Erst im November 1929 tauchte das Thema plötzlich wieder auf, ein knappes halbes Jahr nach Aufhebung des Aushangverbots der »Freundin« und inmitten der heiß geführten Debatte über die Strafrechtsreform. Die Fraktionsentwürfe schwankten zu diesem Zeitpunkt zwischen völliger Straffreiheit bis hin zur Schaffung neuer Straftatbestände bei homosexuellen Handlungen.⁷³ Die Strafrechtsdebatte um 1910 dürfte dabei im kollektiven Gedächtnis dieser Generation lesbischer Frauen noch präsent gewesen sein; schon damals waren sexuelle Handlungen zwischen Frauen als möglicher zukünftiger Straftatbestand debattiert worden.⁷⁴ Ein weiterer Auslöser der Debatte hing mit dem Frust über eine regional unterschiedlich gut etablierte lesbische Subkultur zusammen. Im Vergleich zur Situation in der schillernden Metropole Berlin blieb beispielsweise eine Vernetzung im Rheinland prekär:⁷⁵ »Ich habe niemals etwas gehört von einem Zirkel[,]« schrieb »ein Rheinmädcl«, und stellte die Frage: »Schämt ihr Rheinlandfrauen euch eures Wesens? Wollt ihr eure Art verleugnen?«⁷⁶ Unter der Rubrik »Unsere Leserinnen haben das Wort« reagierte »S. S.« aus Duisburg einen Monat später auf »das Rheinlandmädcl« – eine Debatte über die Erfahrungen lesbischer Frauen in der »Provinz« war entzündet und schnell waren dabei die Schuldigen ausgemacht:

Die Schuld, warum im Rheinland sich ein derartiger Klub nicht hält, liegt wohl nur an den bisexuellen Frauen, wovon die Berliner Frauenklubs wohl verschont bleiben. Es wäre für das schöne Rheinland sehr zu wünschen, wenn ein tadelloser Frauenklub zustande kommen möchte. Ja, die Berliner

73 Vgl. Grau 2011: 150.

74 Vgl. ebd.

75 Aufgrund der Erfahrung fehlender Strukturen der Vernetzung gewann die Rubrik der Kontaktanzeigen in zeitgenössischen Freundschaftszeitschriften gerade für den ländlichen Raum einen unschätzbaren Wert als Mittel der Kontaktaufnahme. Vgl. dazu mit Blick auf den deutschen Südwesten in den 1920er Jahren: Heiberger, Lisa: So »blieb mir nur der Weg des Inserats« – die Bedeutung von Kontaktanzeigen in »Die Freundin« für queere Menschen im deutschen Südwesten. <https://www.lsbttiq-bw.de/2020/11/02/so-blieb-mir-nur-der-weg-des-inserats-die-bedeutung-von-kontaktanzeigen-in-die-freundin-fuer-queere-menschen-im-deutschen-suedwesten/>. 02.11.2020.

76 Ein Rheinlandmädcl: Achtung!! Rheinland!!, in: Die Freundin, 5. Jg. Nr. 19 (06.11.1929): 6.

[...] haben, so glaube ich wenigstens, nur solche Damen, die waschecht sind.⁷⁷

Diese Schuldzuweisung gründete offensichtlich in einer mehrfach erlebten Enttäuschung:

In vielen Fällen habe ich im Rheinland die traurige Erfahrung gemacht, daß gerade hier die Frauen sich als homosexuell ausgeben, die fast durchweg halbseiden sind. [...]. Ich kann gut verstehen, daß hier im Rheinland kein Klub zustande kommt, denn eine richtig homosexuelle Frau, wenn sie dieselbe Erfahrung gemacht hat wie ich, wird sie sich still zurückziehen und, wenn sie das Glück hatte, eine Freundin zu finden, so wird sie mit ihrem Kleinod ein Leben für sich führen. Jedoch ist sie alleine, so wird sie sich von dem Schmutz zurückziehen [...].⁷⁸

Schließlich fand sie lobende Worte für das »Rheinlandmädel« und äußerte einen Ratschlag an die lesbische Community:

Liebes Rheinlandmädel, aus Ihren Zeilen ersehen wir, daß Sie nicht unter falscher Flagge segeln wollen. Sie wollen mit offenem Visier für Ihr Gutes kämpfen. [...]. Sollte es möglich sein, daß ein Klub zustande kommen sollte, so muß von vornherein gesiebt werden, um alle unlautere Elemente fern zu halten, denn nur durch die bisexuelle Frau wird unser Menschentum in Schmutz getreten, denn diese Art Menschen haben nur solange an uns Interesse, solange sie ihre sinnliche und materielle Befriedigung finden. Sobald die bisexuelle Frau ins andere Lager übersiedelt, wird sie mit hohnlächelndem Munde im Arm ihres Geliebten die Stunden erzählen, die sie im Arme einer homosexuellen Frau erlebt hat, was jener das Heiligste und Schönste war!⁷⁹

Zur Stabilisierung der lesbischen Szene, auch außerhalb Berlins, zog »S. S.« die Grenze scharf entlang des begehrten Geschlechts. Die Virulenz geschlechterübergreifenden Begehrens wird auch anhand der in diesem Zusammenhang gewählten Versatzstücke deutlich: Es dominierten Begriffe aus dem Feld der

77 S., S.: Unsere Leserinnen haben das Wort. Dem Rheinlandmädel zur Erwidern!, in: Die Freundin, 5. Jg., Nr. 20 (04.12.1929): 4.

78 S., S.: Unsere Leserinnen haben das Wort. Dem Rheinlandmädel zur Erwidern!, in: Die Freundin, 5. Jg., Nr. 20 (04.12.1929): 4.

79 Ebd.

Kriegsführung, von »Lagern«, »Flaggen«, »offenen Visieren« und »kämpfen« war hier die Rede. Anerkennungskämpfe wurden zugleich mit Abgrenzungskämpfen verflochten – zu Lasten der bisexuellen Menschen in den eigenen Reihen. Dabei gründete das Moment der Exklusion auf dem Vorwurf der Uneindeutigkeit des Begehrens bisexueller Frauen. An dieser Frage offenbarten sich etliche Vorurteile, beispielsweise das Motiv des Verrats: Die Bisexuelle schändete »hohnlächelnd« die vormalige Teilhabe an etwas »Heiligem«, indem sie in den Armen eines Mannes liege und damit die »Stunden« mit einer Frau preisgebe. Interessant ist hierbei, dass der temporale Bezugsrahmen der heterosexuellen Erfahrung offen gehalten und damit potenziell als größer imaginiert wurde als derjenige der homosexuellen Erfahrung. Es klang damit auch der Verdacht an, dass sich die lesbische Neigung lediglich in einer Neugierde, einem kurzen Streifzug durch fremde Gefilde erschöpfen könne, hervorgerufen durch bisexuelle »sinnliche« Befriedigungswut, eine gewissermaßen übermäßige Wollust. Das »Heiligtum« der lesbischen Welt, so die Botschaft, galt es von solchem »Schmutz« reinzuhalten. In der Forderung einer auch äußerlich sichtbaren strikten Distanzierung wurde ein notwendiger Schachzug auf dem Weg zur gesamtgesellschaftlichen Anerkennung erkannt:

Ich würde vorschlagen, einen streng abgegrenzten Privatzykel zu gründen, wo über jede eintretende Person eine Auskunft eingeholt wird, daß sie einwandfrei ist. Denn nur so ist es möglich, daß die Welt mit anderen Augen auf uns sieht, dann wird auch die Verpönung aufhören. Dieses ist nur möglich, wenn die Bisexuellen aus unsern Vereinigungen ausgeschlossen werden. Denn unsere Liebe gilt doch nicht nur der Ausschweifung und der Wollust, sondern wir suchen ideale, echte Freundschaft!⁸⁰

Diese Sätze markierten die Bisexualität als Grenzstein »einwandfreier« lesbischer Identität. Die Bisexualität wurde in mehrfacher Hinsicht für die Profilierung lesbischer Liebes- und Lebensformen instrumentalisiert, indem sie nicht nur als »halbseiden« abgewertet wurde, sondern ihr darüber hinaus die Schuld an der »Verpönung« des lesbischen Begehrens durch die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft angelastet wurde. Dies ist ein deutlicher Beleg für eine schon in dieser Zeit virulente doppelte Diskriminierung von Bisexualität

80 S., S.: Unsere Leserinnen haben das Wort. Dem Rheinlandmädel zur Erwiderung!, in: Die Freundin, 5. Jg., Nr. 20 (04.12.1929): 4.

sowohl von homosexueller als auch heterosexueller Seite. Beide Fraktionen implizierten eine Hypersexualisierung dieser Begehrensform, die bürgerlich-heteronormative Werte verletze. Im Gegensatz dazu wurde die lesbische Frau als kompatibel mit bürgerlicher Sexualmoral dargestellt.⁸¹ Dieser Befund ergänzt eine Beobachtung von Heike Schader, wonach spezifische Wesenszüge der homosexuellen Frau nicht nur für die idealtypische Selbststilisierung wichtig waren, sondern auch gesellschaftlicher Anerkennung dienlich sein sollten: In dieser Hinsicht wurde 1927 in der »Freundin« die sexuelle Mäßigung betont, die sich in der »Artigkeit« der frauenbegehrenden Frau gegenüber Geschlechtsgenossinnen ausdrücke.⁸² An der oben zitierten Quelle zeigt sich gleichsam die Vervollständigung dieser Argumentationsfigur zwei Jahre später, indem das homosexuelle Begehren von anderen vorurteilsbelasteten Begehrensformen abgegrenzt wurde: Die Abwertung der Bisexualität geriet damit zur Waffe der marginalisierten homosexuellen Minderheit im Ringen um ihre Gleichwertigkeit mit Heterosexualität.

In der »Freundin« ging das neue Jahr 1930 unruhig weiter. Einzelne Stimmen in der Debatte um Bisexualität waren gar nicht so eindeutig zu interpretieren, so etwa die von »I. B.«, ebenfalls aus Duisburg, in ihrer Antwort auf »S. S.«:

Ich finde Ihre strikte Ablehnung gegen die sogenannten bisexuellen Frauen nicht recht. Sind es im Innern nicht genau so Menschen wie wir? Vielleicht fühlen dieselben sich durch ihren Zwiespalt, in dem sie leben, viel unglücklicher als es scheint. Ich weiß durch Erfahrungen, daß Frauen, die verlobt oder sogar verheiratet sind, nicht immer bisexuell veranlagt sind, auch nicht diejenigen, die eingehakt mit einem Manne scherzen oder lachen! Oft zwing[en] sie in den Arm eines Mannes die Eltern [...] oder sonstige Bedürfnisse, – wie heute der Kampf ums Dasein. Selbstverständlich gibt es auch bisexuelle Frauen, die in ihren geteilten Gefühlen sich der Frau sowie dem Manne geben.⁸³

81 Die Ablehnung von innerhalb der bürgerlich-heteronormativen Sexualmoral potenziell anstößigen und unkonventionellen Sexualpraktiken erinnert an die programmatische Festlegung gleichgeschlechtlich begehrender Personen auf eine möglichst »normale« Außenwirkung innerhalb der Homophilenbewegung der 1950er und 1960er Jahre, vgl. Gammerl 2021: 51.

82 Vgl. Schader 2000: 20–21.

83 B., I.: Unsere Leser haben das Wort, in: Die Freundin, 6. Jg., Nr. 2 (08.01.1930): 6.

Die Problematik dieser Passage ist komplexer als auf den ersten Blick ersichtlich. Zunächst einmal ist das Aufgreifen der Fremdbezeichnung »die sogenannten bisexuellen Frauen« herauszustellen. Denn es zeigt einerseits, dass (binär gedachtes) geschlechterübergreifendes Begehren in den 1920er Jahren als sichtbares Phänomen diskutiert wurde und als solches einer Benennung wert war. Andererseits deutet der Zusatz »sogenannte« hier den Prozess der Aneignung eines Begriffs an; insofern schien die Aufnahme der Fremdbezeichnung »bisexuell« in den Sprachgebrauch relativ neu zu sein.⁸⁴ Bemerkenswert ist die Stiftung einer Gemeinsamkeit im Moment der Normabweichung: Bisexuelle Menschen hätten immerhin auch homosexuelle Neigungen und teilten insofern ähnliche Erfahrungshorizonte. Sogar die Ausgestaltung eines bisexuellen Lebensstils wurde differenziert betrachtet. Die Leserin »I. B.« jedenfalls schien bewusst zwischen Bisexualität als Begehrens- und Verhaltensform unterscheiden zu wollen, indem die sozioökonomischen Zwänge der Gegenwart mitgedacht wurden. Aus all diesen Gründen wider setzte sich »I. B.« einer »strikten Ablehnung« der Bisexuellen. Wochen später hatten sich die Wogen noch immer nicht geglättet. In einem Artikel von Emilie S. heißt es:

Mit vielen Freuden hatte ich den Artikel von S. S. gelesen und habe mich gefreut, daß mal eine den Mut hatte, von diesen Zuständen zu sprechen. Es ist mir unverständlich, weshalb man in unserer Zeitung ›Die Freundin‹, sich nicht alles vom Herzen herunterreden soll, es ist doch schließlich unser Verbandsblatt, das Blatt, das vielen den Weg zeigt zum Licht, damit sie nicht im Dunkeln irren. Ihre Behauptung, bisexuelle Frauen seien uns gleich, bestreite ich, denn man kann nicht zwei Herren dienen, die Schreiberin J. B. [sic!] muß sich genau auskennen in den Gefühlen einer bisexuellen Frau; aber solche Art Frauen gehören nicht zu einer homosexuellen Freundin, denn die Gefühle, die sie wecken, sind nicht echt und können der echten Freundin zur Katastrophe werden.⁸⁵

Mit diesen Sätzen wurde die Grenzmarkierung scharf nachgezeichnet. Emilie S. markierte das uneindeutige Begehren als ein ›Irren im Dunkeln‹, die homo-

84 Dass der Zusatz »sogenannte« ein Ausdruck des Zweifels an der Existenz von Bisexualität sein könnte, erscheint an dieser Stelle unplausibel. Denn unmittelbar darauf folgte eine kritische Reflexion der spezifischen Ausrichtung des Begehrens und der daraus womöglich resultierenden Problematiken.

85 S., Emilie: Unser Leser hat das Wort, in: Die Freundin, 6. Jg., Nr. 9 (26.02.1930): 4.

sexuelle Liebe dagegen als den »Weg zum Licht«. Bei der Stabilisierung dieser ideell monosexuellen Ordnung offenbarten gleich mehrere Formulierungen biblische respektive religiöse Anleihen. Diese dienten der Idealisierung und Sakralisierung im Zeichen der Identitätsstiftung. Insgesamt wird die Exklusion von nicht eindeutig homosexuell fremd- oder selbstidentifizierten Menschen an solchen Stellen überdeutlich: Sie hatten weder im Medium Zeitschrift noch im echten Leben der homosexuellen Frau einen legitimen Platz. Entsprechend rauer wurde der Ton:

Auch der Satz: ›Ich weiß durch Erfahrung, daß Frauen, die verlobt oder sogar verheiratet sind, nicht immer bisexuell veranlagt sind, [...]‹ ist mir unverständlich. Ich finde, daß dieser Satz ohne jede Logik ist, es wäre traurig, wenn alle Frauen und Bräute bisexuell wären. Sie sagen weiter: ›Selbstverständlich gibt es auch bisexuelle Frauen, die in ihren geteilten Gefühlen sich der Frau sowie dem Manne hingeben.‹ Es gibt nicht auch solche, sondern sie geben sich alle ohne Ausnahme beiden hin, oder sind Sie wirklich so naiv und glauben ein Mann ernähre eine Frau um einer Josephe zu willen? Sie wollen uns Leserinnen doch keine Märchen erzählen, daß es tatsächlich homosexuelle Frauen gibt, die sich durch die Eltern etc. in die Arme eines Mannes treiben [lassen]; das ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn gerade die homosexuelle Frau ist geistig beschlagen und nicht wankelmütig. Ihr Ausdruck ›oder sonstige Bedürfnisse‹ verstehe ich nicht; meinen Sie finanziell oder gesellschaftlich oder Sinnlichkeit? Der Kampf ums Dasein ist schwer; aber eine homosexuelle Frau würde sich deshalb niemals zur Dirne und zum Vergnügungsobjekt des Mannes machen lassen, denn das liegt ihrer Natur nicht. Ich bin erst 22 Jahre alt, aber die Umstände, die Sie angeben, würden mich niemals in die Fußstapfen einer bisexuellen Frau führen.⁸⁶

Mit diesen Aussagen wurde nicht nur die Grenze zur Bisexualität dadurch scharf gezogen, dass man sämtliche Argumente, die für einen toleranten Umgang hätten sprechen können, verwarf. Verweigert wurde ein differenziertes Nachdenken auch durch die Suggestion einer Nähe zur Prostitution und die Behauptung, Bisexualität widerspräche dem »Wesen« der homosexuellen Frau: Schließlich sei man »geistig beschlagen und nicht wankelmütig«, was wiederum an traditionell Männern zugeschriebene Eigenschaften anknüpfte. Mit dieser binär gedachten Kongruenz von Geschlechtseigenschaft und Begehren war ein geschlechterübergreifendes Verlangen nicht kompatibel.

86 S., Emilie: Unser Leser hat das Wort, in: Die Freundin, 6. Jg., Nr. 9 (26.02.1930): 4.

Dieses Denken war in der Sexualwissenschaft ebenfalls verbreitet und wurde daher in die eigene Argumentation integriert. Daraus erklärt sich die Virulenz von Bisexualität für monosexuelle Identitäten.

Das gilt es zumal für die Spätphase der Weimarer Republik zu unterstreichen. Heike Schader postuliert, dass Lesben die Anzahl bisexueller Frauen als hoch einschätzten und Bisexualität ein Ausschlusskriterium aus der Community bedeuten konnte, aber nicht musste. Sie vermutet, dass einmal mehr im Zuge der Weltwirtschaftskrise 1929/30 der soziale und ökonomische Druck, eine Ehe einzugehen, gestiegen sei. Und dass lesbische Frauen im Zuge dessen eine neue Haltung zur Frage der Bisexualität formulieren mussten, die nicht nur abwertend, sondern auch unterstützend gewesen sei.⁸⁷ Als Beleg dient ihr eine Passage aus dem Jahr 1932 in der Zeitschrift »Garçonne« (1930–1932): Laut Redaktion waren viele Briefe von Ehefrauen eingegangen, die eine »eheliche Bindung aus diesem oder jenem Grunde nicht unbedingt missen mochten oder konnten und durch diese nur selten in vornehmer Form überbrückbare Zwiespältigkeit in mancherlei Schwierigkeiten geraten« seien – weshalb sie eine eigene Gruppe »Garçonne-gerichteter Ehefrauen« bilden sollten. Es folgte daraufhin noch das Postulat, dass durch »Solidarität und Zusammenschluß Gleichgerichteter [...] immer etwas erreicht, durch Eigenbrötelei aber stets jeder Vorteil und Fortschritt zerstört [wird].«⁸⁸ Tatsächlich sind diese Zeilen nicht eindeutig negativ konnotiert. Dennoch spricht aus ihnen keine Tendenz zur Unterstützung oder gar der Integration in lesbische Zusammenhänge. Bisexuelles Verhalten oder Begehren wurde hier einmal mehr als Zwiespalt gebrandmarkt, der nicht mit genuin lesbischem Begehren vereinbar schien. Daraus resultierte der Appell zur Separierung, der mit dem Versprechen positiver Effekte für den Fall garniert war, dass sich gleichgesinnte – also bisexuelle – Frauen zusammenschlossen. Diese Strategie fand sich in umgekehrter Weise in der »Freundin« einige Jahre zuvor: Hier separierten sich die Lesben aktiv, indem von »Privatzirkeln« gesprochen und appelliert wurde, dass »von vornherein gesiebt« werden müsste.

Insofern ist Heike Schader zwar zuzustimmen, dass für die Konstruktion lesbischen Selbstverständnisses das Kriterium der Virilität von herausgehobener Bedeutung war. Deutlich zu relativieren ist aber ihr Befund, dass das Kriterium der Sexualität demgegenüber weniger bedeutsam gewesen sei und

87 Schader 2000: 28–30.

88 O. A.: Das Eheproblem, in: Garçonne 1932, Heft 4. Zitiert nach Schader 2000: 28.

eine fest umschriebene Grenze für die Gruppe lesbischer Frauen in der Weimarer Republik gefehlt habe.⁸⁹ Anhand der hier diskutierten Quellen lässt sich vielmehr festhalten, dass in den Debatten um das eigene Selbstverständnis das Gegenteil die Regel war: Egal, ob es um die Profilierung lesbischer Liebe, um die Modellierung von Partnerschaftskonzepten, die Etablierung der Subkultur oder die Bildung von politischen Zirkeln ging – die Verhandlung dieser Themen ging augenfällig stark einher mit der Abwertung und Distanzierung von uneindeutiger Sexualität, namentlich der Bisexualität. Einerseits kann dies als Ausdruck eigener Aversionen gedeutet werden, andererseits sollte damit auch die Verneinung von gesellschaftlich negativ bewerteten Formen sexuellen Handelns vermittelt werden. Im Kontrast zur oftmals beinahe sakral konnotierten lesbischen Liebe wurde bisexuelles Verhalten und Begehren als sexuell maßlos skandalisiert und in die Nähe der Prostitution gerückt.⁹⁰ Diese Engführung von relevanten Aspekten lesbischer Lebensrealität in der Verhandlung von Bisexualität zeigt deren Virulenz nicht nur für das lesbische Selbstbild, sondern auch deren Funktionalisierung als Strategie im Kampf um Anerkennung von Seiten der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft. Insofern zeigen sich feste Grenzmarken lesbischer Identität in den 1920er Jahren – wesentlich im Zeichen der Verhandlung von Bisexualität.

Fazit und Ausblick zur Virulenz von Bisexualität für die monosexuelle Ordnung

Die hier nachgezeichneten In- und Exklusionsmechanismen waren im 20. Jahrhundert reaktivierbar und haben die Wahrnehmung von Bisexualität nachhaltig mitgeformt. Das kann an dieser Stelle natürlich nur in groben Strichen umrissen werden. Gleichwohl seien einige markante Kontinuitäten benannt.

Indem die Sexualwissenschaft als junge Forschungsdisziplin in der Auseinandersetzung mit Sexualität und Geschlecht maßgeblich ein binäres Geschlechtersystem (re-)produzierte, hatte sie auch erheblichen Einfluss

89 Vgl. Schader 2000: 31.

90 Gegen den Vorwurf der Prostitution hatten sich frauenbegehrende Frauen oftmals selbst mit Nachdruck zu verteidigen. Überhaupt stellte die Prostitution ein vielfältig diskutiertes Thema in der lesbischen Szene der Weimarer Republik dar. Vgl. dazu Schader 2000: 29–30.

auf die Genese und Stabilisierung von homosexueller Identität. Die sexuelle Ausrichtung wurde entlang geschlechtlicher Merkmale in der Regel komplementär gedacht. Unter bestimmten Voraussetzungen ließ sich daraus aber auch gleichgeschlechtliches Begehren erklären. Durch seine multiple Ausrichtung sprengte bisexuelles Verhalten jedoch diese Schemata und drohte eindeutig homo- oder heterosexuelles Begehren hinterfragbar zu machen. Entsprechend hatte die Bisexualität von Anfang an jenen prekären Status, sowohl »Bestandteil als auch Überschuss« (Fritzsche 2007: 127) der monosexuellen Ordnung zu sein. Damit blieb die Bisexualität ein Phänomen, das einerseits nicht aus dem Rahmen fiel, die Rahmung aber wiederholt ins Wanken brachte.

Diesen prekären Status von Bisexualität hat die Analyse der Debatten über »die homosexuelle Frau« in der Zeitschrift »Die Freundin« für die Zeit der Weimarer Republik veranschaulicht. Auch in der Freundin war immer wieder die Rede von der homosexuellen »Veranlagung« und der »Reinheit« des lesbischen Begehrens und somit von der Unmöglichkeit einer Beimischung weiterer Nuancen. Ein äquivalentes Ergebnis liegt bereits für die Bewegung männlicher Homosexueller vor. So hat Stefan Micheler anhand der Zeitschrift Die Freundschaft (1919–1933) herausgearbeitet, dass sich für männerliebende Männer »Heterosexualität und Homosexualität aus[schlossen], [...], weil sie von biologischen Ursachen der Homosexualität ausgingen« (Micheler 2005: 220). Im Gegensatz zu homosexuellen Männern aber, für welche die sexuelle Praxis für die Zugehörigkeit weniger bedeutsam war als das gleichgeschlechtliche Begehren als solches,⁹¹ pauschalisierten die lesbischen Frauen viel mehr: Während Bisexualität Micheler zufolge in der »Freundschaft« allenfalls ein Randthema war,⁹² stellte sie in der »Freundin« ein nicht zu unterschätzendes identitätspolitisches Konfliktpotenzial dar.

Dort finden sich zwar einzelne Stimmen, die im Moment der sexuellen Normabweichung eine Gemeinsamkeit zu stiften suchten. Doch dominierten in dieser Debatte vor allem Bedrohungsszenarien: Die bisexuelle Frau verkörperte eine Destabilisierung sowohl für die lesbische Subkultur insgesamt als auch für das lesbische Individuum selbst, etwa im Kontext einer verbindlichen Paarbeziehung. Insofern wurde die Bisexualität als uneindeutige Begehrensform im Prozess der Vergemeinschaftung politisiert. Konkret bestand die

91 Vgl. Micheler 2005: 220.

92 Vgl. ebd.: 221.

Funktion dieser Politisierung darin, das lesbische Selbstbild durch die Abwertung von Bisexualität zu profilieren. Aufgrund der doppelten Diskriminierung sowohl von hetero- als auch homosexueller Seite war diese Strategie auch im Angesicht der ersehnten gesellschaftlichen Anerkennung lesbischer Liebe erfolgversprechend. Überdeutlich wurden in der Analyse die kursierenden Vorurteile in der Gesellschaft über Bisexualität, die hypersexualisiert wurde und dadurch überdies als inkompatibel mit der bürgerlich-heteronormativen Sexualmoral galt. Gleichzeitig konnte in der Abgrenzung zur Bisexualität das ideelle Selbstbild der lesbischen Frau konturiert und gestärkt werden, indem normative Eigenschaften – wie beispielsweise die Virilität – als unvereinbar mit bisexuellem Begehren oder Verhalten formuliert wurden.

Insofern konnte der Beitrag zeigen, dass die Distanzierung von Bisexualität eine zentrale Bedeutung in der Hervorbringung, Einhegung sowie Stabilisierung der lesbischen Identität in den 1920er Jahren hatte. Sie war eine Demarkationslinie. Dabei ist jedoch auch die Frage nach Konjunkturen solcher Grenzziehungen gewinnbringend. Stefan Micheler hat darauf aufmerksam gemacht, dass »[j]e stärker der Druck von außen ist, desto geschlossener [...] eine Gruppe [versucht], sich nach innen zu stabilisieren« (Micheler 2005: 220). Die exemplarische Analyse der »Freundin« erweist sich insofern als Sonde, als sie die Hochphasen der Politisierung offenzulegen vermag: 1927 und 1929 waren Zeiträume, in denen bisexuelle Feind- und Bedrohungsbilder besonders grell gezeichnet wurden. Denn sie waren ein Echo auf sexualpolitisch bedrohliche Entwicklungen in der Weimarer Republik. Die erste kontroverse Verhandlung von Bisexualität fiel nicht von ungefähr in den Zeitraum zwischen der Verabschiedung des »Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften« von 1926 und dessen Auswirkung für die Zeitschrift »Die Freundin«. Die zweite Debatte über Bisexualität wurde zum Jahreswechsel 1929/30 geführt und fiel damit in die besonders heiße Phase der politisch umkämpften umfassenden Sexualreform – der § 175 konnte in jenen Wochen sowohl ganz abgeschafft als auch verschärft werden.⁹³ Die Bedrohungswahrnehmung war deshalb in diesen beiden Phasen besonders ausgeprägt, entsprechend heftig wurde um die eigene rechtliche und gesellschaftliche Anerkennung gekämpft – zu Lasten anderer Begehrensformen jenseits der Norm. Dies zeigt, dass die Weimarer Republik nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch konkret sexualpolitisch ein »Spannungsfeld erster Ordnung« hervorbrachte – und dies nicht erst gegen Ende der Republik.

93 Vgl. Grau 2011: 150.

In gesellschaftlich und politisch bewegten Zeiten finden sich Konjunkturren der verschärften Bedeutung und Wechselwirkung von Sexualität und Geschlecht – nicht nur in Bezug auf den staatlichen Zugriff, sondern auch mit Blick auf die daraus erwachsenden Feind- und Bedrohungsbilder innerhalb marginalisierter Gruppen. Das von Dagmar Herzog 2005 wegweisend dargestellte Phänomen einer »Politisierung der Lust«⁹⁴ im 20. Jahrhundert lässt sich daher nicht nur von staatlicher Seite und mehrheitsgesellschaftlich, sondern auch innerhalb sexualpolitisch marginalisierter Gruppen selbst beobachten. Die Komplexität der frühen queeren Geschichte zeigt sich also nicht nur in widersprüchlichen Tendenzen der Gleichzeitigkeit von Stigmatisierung und Emanzipation sexueller Subjekte in der Mehrheitsgesellschaft,⁹⁵ sondern auch im Aufbrechen von Konfliktlinien innerhalb der Community selbst. Manche erweisen sich bis heute als reaktivierbar und finden sich beispielsweise auch in queeren Zeitschriften der letzten Jahrzehnte. Zu den gängig gebliebenen Vorurteilen über Bisexuelle gehört, dass sie ihre eigentliche Identität noch nicht gefunden hätten, sexuell maßlos sowie potenziell Überträger von HIV/AIDS seien und sowohl von schwul-lesbischen Errungenschaften als auch heterosexuellen Privilegien profitieren würden.⁹⁶ Diesen Diskurskontinuitäten mischt sich jedoch etwas historisch Neues bei: Seit den 1980er und 1990er Jahren treten bisexuelle Menschen als eigenständige Akteur:innen in Erscheinung und können in eigenen Foren der Selbstverständigung aktiv und sichtbar mit der doppelten Diskriminierung umgehen und ihre Position stärken. So etwa im Jahr 2007 im Mitglieder magazin des Vereins BiNe e. V., im »Bisexuellen Journal«, kurz »BiJou«:

Der Mann: »Junge, an dich will ich nicht so nah ran, denn du haust ja sowieso irgendwann wieder mit einer Frau ab.« Die Frau: »Junge, an dich will ich nicht so nah ran, denn du haust ja sowieso irgendwann wieder mit einem Mann ab.« [...] Das Gefühl, nie richtig irgendwo dazugehört zu haben, die Erwartung beim anderen Menschen unwiderruflich an immer dieselbe Grenze zu

94 Vgl. Herzog 2005.

95 Vgl. dazu Gammerl 2023.

96 Ein Beispiel für den Vorwurf, sich nicht festzulegen und dadurch für genuin schwul/lesbisch identifizierte Menschen ein Risiko zu sein, findet sich beispielsweise in einer Ausgabe der »Siegessäule« mit Bisexualität als Titelthema aus dem Jahr 2004. Vgl. Fritzsche 2007: 115–121.

stoßen: Die Grenze, die besagt, ›ich verstehe dich nicht, so kann man doch nicht sein‹.⁹⁷

Diese Passage verweist beispielhaft darauf, dass auch noch ein Jahrhundert später das bisexuelle Begehren eine Grenze markiert und insofern das Selbstverständnis genuin monosexueller Subjekte irritiert. Dieses Phänomen schärft nicht nur den Blick für die historisch gewachsene prekäre Situation von bisexuellen Personen. Sondern es zeigt sich darin auch eine ungebrochene Notwendigkeit der Selbstvergewisserung durch Abgrenzung sowohl von homosexuellen als auch heterosexuellen Menschen.⁹⁸ Bisexuelle waren und sind in diesem Sinne »Gefährliche und Gefährdete« zugleich (Gooß 2002: 115). Die Bisexualität als das Andere im Eigenen spiegelt heute vor allem die Wandelbarkeit von Sexualität im Ganzen wider und erinnert insofern an die potenzielle Fluidität von sexuellen Identitäten. Carolin Emcke vergleicht dieses Charakteristikum von Sexualität wiederholt treffend mit dem Wechsel von Tonarten in der Musik, der sogenannten Modulation:

Für manche ist ja von Anfang an klar, wie sie begehren [...]. Für andere ist es unschärfer [...]. Und das zuzulassen, ohne zu wissen, wo es hinführt, dafür ist die Modulation ein gutes Bild. Bei der Modulation gibt es einen Ton zu hören, der auf die nächste Tonart verweist.⁹⁹

Die Verwandlung dieser Tonarten – jenes Andere im Eigenen – aber irritiert manche Menschen in ihrer monosexuellen und bisweilen sogar monogeschlechtlichen Selbstvergewisserung nach wie vor: Denn die »Identität« der Bisexuellen [besteht] darin, [...], nicht eine Ausschließlichkeit, sondern eine Einschließlichkeit sein zu wollen« (Sigusch 2011: 115). So erklärt sich ganz

97 ›Florian‹: Wir sind bi! Bisexuelle Gesichter – Bisexuelle Geschichten, in: BiJou 21 (2007): 11.

98 Mit Blick auf die Virulenz für die monosexuelle Ordnung lässt sich zwischen bisexuellen, trans* und nicht-binären Identitäten ein Vergleich ziehen, da diese Identitätsformen die gewohnten Muster sexueller Anziehung (binärgeschlechtlich und monosexuell) zu irritieren vermögen. Vgl. zu trans*: Faye 2022: 253. Das Bedürfnis nach einer stabilen monosexuellen und binärgeschlechtlichen Ordnung geht noch heute allzu oft mit einem Gefühl der Bedrohung durch trans* Personen einher, wie jüngst eine Reihe transphober Entsolidarisierungsinitiativen selbst in der LGBTIQ*-Community unterstrichen hat. Vgl. auch Faye 2022: 253–255.

99 Emcke 2022: 101. Vgl. außerdem Emcke 2003: 56.

wesentlich die kontinuierliche Virulenz der Bisexualität für die monosexuelle Ordnung der Moderne. Und daraus resultierte die Wiederkehr von Extremen im Diskurs über geschlechterübergreifendes Begehren: Marginalisierung bis zur Unsichtbarmachung einerseits, Zerren in das grelle Licht gesellschaftspolitischer Debatten andererseits.

Literaturverzeichnis

- Assmann, Jan. Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Kultur und Gedächtnis, hg v. Ders./Hölscher, Tonio. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988, 9–19.
- Emcke, Carolin. *Wie wir begehren*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2003.
- Emcke, Carolin. *Gegen den Hass*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2016.
- Emcke, Carolin. *Kollektive Identitäten. Sozialphilosophische Grundlagen*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2018 (2000).
- Emcke, Carolin. *Für den Zweifel. Gespräche mit Thomas Strässle*. Zürich: Kampa, 2022.
- Faye, Shon. *Die Transgender-Frage. Ein Aufruf zu mehr Gerechtigkeit*. München: hanserblau, 2022.
- Foucault, Michel. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983 (1976).
- Fritzsche, Bettina. Das Begehren, das nicht eins ist. Fallstricke beim Reden über Bisexualität. In: *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*, hg. v. Hartmann, Jutta, Klesse Christian, Wagenknecht, Peter, Fritzsche, Bettina, Hackmann, Kristina. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, 115–134.
- Gammerl, Benno. *Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte*. München: Hanser, 2021.
- Gammerl, Benno. *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*. München: Hanser, 2023.
- Garber, Marjorie. *Die Vielfalt des Begehrens. Bisexualität von der Antike bis heute*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2000.
- Gooß, Ulrich. *Sexualwissenschaftliche Konzepte der Bisexualität von Männern*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2002 (1995).
- Grau, Günter. *Lexikon zur Homosexuellen-Verfolgung 1933–1945. Institutionen – Personen – Betätigungsfelder*, Berlin: LIT, 2011.

- Hacker, Hanna. Frauen und Freundinnen. Studien zur ›weiblichen Homosexualität‹ am Beispiel Österreich 1870–1938, Weinheim/Basel: Beltz, 1987.
- Hacker, Hanna. Resultate und Defizite der Forschungen zum Lesbianismus: Ein Resümee. In: Homosexualität. Ein Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte, hg. v. Lautmann, Rüdiger. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1993: 385–389.
- Heiberger, Lisa. So »blieb mir nur der Weg des Inserats« – die Bedeutung von Kontaktanzeigen in »Die Freundin« für queere Menschen im deutschen Südwesten. <https://www.lsbttiq-bw.de/2020/11/02/so-blieb-mir-nur-der-weg-des-inserats-die-bedeutung-von-kontaktanzeigen-in-die-freundin-fuer-queere-menschen-im-deutschen-suedwesten/>. 02.11.2020 (zuletzt geprüft: 04.12.2023).
- Heidel, Ulf. In Verteidigung der Männlichkeit. Sexualpsychiatrische Bestimmungen der Konträrsexualität in der Geschlechterordnung des späten 19. Jahrhunderts. In: Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven der Queer Studies, hg. v. ders., Micheler, Stefan, Truider, Elisabeth. Hamburg: MännerschwarmSkript Verlag, 2001: 191–310.
- Hekma, Gert. Bisexualität: Historische Perspektiven. In: Bisexualitäten. Ideologie und Praxis des Sexuallkontaktes zu beiden Geschlechtern, hg. v. Haberle, Erwin J., Gindorf, Rolf. Stuttgart/Jena/New York: G. Fischer, 1994: 113–118.
- Hermant, Jost, Trommler, Frank. Die Kultur der Weimarer Republik. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1978.
- Herzer, Manfred. Magnus Hirschfeld und seine Zeit. Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2017.
- Herzog, Dagmar. Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München: Siedler, 2005.
- Hirschfeld, Magnus. Vom Wesen der Liebe. Zugleich ein Beitrag zur Lösung der Frage der Bisexualität. In Jahrbuch für sexuellen Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Leipzig: Max Spohr Verlag, 1906, 1–284.
- Hirschfeld, Magnus. Situationsbericht. Vierteljahresberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, 18, 1918: 159–177.
- Kemler, Eva, Löw, Martina, Ritter, Kim. Bisexualität als Überschuss sexueller Ordnung. Eine biographieanalytische Fallstudie zur sexuellen Selbstwerdung. In Zeitschrift für Sexualforschung 25 (2012), 314–338.

- Koblitz, Katja. Lesbische Subkultur im Regenbogenkiez. In: Spurensuche im Regenbogenkiez. Historische Orte und schillernde Persönlichkeiten. Ed. MANEO – Das schwule Anti-Gewalt-Projekt in Berlin. Berlin: o. V., 2018, 12–29.
- Kokula, Ilse. Weibliche Homosexualität um 1900 in zeitgenössischen Dokumenten. München: Verlag Frauenoffensive, 1981.
- Kühn, Karolina, Zadoff, Mirjam, eds. To be seen. Queer lives 1900 – 1950. [Ausstellungskatalog zur Ausstellung im NS-Dokumentationszentrum München, 07.10.2022–21.05.2023]. Bonn: Hirmer, 2023.
- Lautmann, Rüdiger. Vorwort. In: Plötz, Kirsten. Einsame Freundinnen? Lesbisches Leben während der zwanziger Jahre in der Provinz. Hamburg: MännerschwarmSkript Verlag, 1999, 7–9.
- Leibbrand-Wettley, Annemarie. Von der ›Psychopathia Sexualis‹ zur Sexualwissenschaft. Stuttgart: Enke, 1959.
- Micheler, Stefan. Selbstbilder und Fremdbilder der ›Anderen‹. Männer begehrende Männer in der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Konstanz: UVK, 2005.
- Plötz, Kirsten. Über ›Artgenossinnen‹ und andere Aneignungen sexualwissenschaftlicher Modelle weiblicher Homosexualität während der zwanziger Jahre in der ›Provinz‹. In: Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart, hg. v. Ferdinand, Ursel, Pretzel, Andreas, Seeck, Andreas. Münster: LIT Verlag, 1998: 129–36.
- Plötz, Kirsten. Einsame Freundinnen? Lesbisches Leben während der zwanziger Jahre in der Provinz. Hamburg: MännerschwarmSkript Verlag, 1999.
- Reichert, Martin. Die Kapsel. Aids in der Bundesrepublik. Berlin: Suhrkamp 2018.
- Ritter, Kim. ›Dieses Gefühl irgendwie so'n Zuhause gefunden zu haben.‹ Biographische Konstruktionen von Bisexualität im Kontext monosexueller Ordnung. In: Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung, hg. v. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld. Bielefeld: transcript, 2014, 199–214.
- Ritter, Kim. Jenseits der Monosexualität. Selbstetikettierung und Anerkennungskonflikte bisexueller Menschen. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2020.
- Schader, Heike. Virile homosexuelle Frauen im Spiegel ihrer Zeitschriften im Berlin der zwanziger Jahre. In: Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte

- und Gegenwart, hg. v. Ferdinand, Ursel, Pretzel, Andreas, Seeck, Andreas. Münster: LIT Verlag, 1998, 137–146.
- Schader, Heike. Konstruktionen weiblicher Homosexualität in Zeitschriften homosexueller Frauen in den 1920er Jahren. In: *Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten* 2 (2000), 8–34.
- Schader, Heike. Virile, Vamps und wilde Veilchen. Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen im Berlin der 1920er Jahre. Königstein/Taunus: Helmer, 2004.
- Schader, Heike. Die Gemeinschaft frauenliebender Frauen in den 1920er Jahren in Berlin – eine soziale Bewegung? In: *Politiken in Bewegung. Die Emanzipation Homosexueller im 20. Jahrhundert*, hg v. Pretzel, Andreas, Weiß, Volker. Hamburg: Männerschwarm Verlag, 2017, 117–144.
- Schwarz, Gudrun. ›Mannweiber‹ in Männertheorien. In *Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, hg. v. Hausen, Karin. München: C. H. Beck, 1983, 62–80.
- Shaw, Julia. *Bi. Vielfältige Liebe entdecken*. München: Hanser, 2022.
- Sigusch, Volkmar. Vom König Sex zum Selfsex. Über gegenwärtige Transformationen der kulturellen Geschlechts- und Sexualformen. In: *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*, hg. v. Schmerl, Christiane, Soine, Stefanie, Stein-Hilbers, Marlene, Wrede, Birgitta. Opladen: Leske + Budrich, 2000, 229–249.
- Sigusch, Volkmar. *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Campus, 2008.
- Sigusch, Volkmar. Gibt es Bisexuelle tatsächlich? In: *Ders. Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik*. Frankfurt a.M./New York: Campus, 2011, 112–115.
- Ulrichs, Karl Heinrich. *Memnon. Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings*. Schleiz: C. Hübscher, 1868.
- Vogel, Katharina. Zum Selbstverständnis lesbischer Frauen in der Weimarer Republik. Eine Analyse der Zeitschrift ›Die Freundin‹ 1924–1933. In: *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850–1950. Geschichte, Alltag und Kultur*, hg. v. Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin. Berlin: Frölich und Kaufmann, 1984, 162–168.
- Voß, Heinz-Jürgen. Bisexualität aus historischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive – einige Schlaglichter. In: *Being Bi. Bisexualität zwischen Unsichtbarkeit und Chic*, hg. v. ders., Ritter, Kim. Göttingen: Wallstein Verlag, 2019, 15–36.

Internetquellen und Sonstiges

BiNe Bundesverband Bi+. <https://www.bine.net/content/bi-begriff>.

14.07.2023.

Oseman, A., Lyn, E. et al. (Produzierende). 2023. *Heartstopper*. (Staffel 2). See-Saw Films; Netflix.

Autobiographische Aufzeichnungen über das Berliner Institut für Sexualwissenschaft in den 1920er Jahren

Gerd Katter

Abstract: *In his handwritten memoirs, printed here in their entirety for the first time, the trans* man Gerd Katter reported in 1988 on his time at Magnus Hirschfeld's Berlin Institute for Sexual Science in the 1920s. These documents demonstrate not only Hirschfeld's importance as sexologist and confidant for trans* people since the German Empire, but also the Institute's relevance as research center and safe space. Moreover, Katter's notes vividly convey trans* people's reality of life in the Weimar Republic. Significantly, today's readers will find parallels to contemporary discourses on trans* people.*

Editorische Vorbemerkungen

»Dies ist ein Fall von Magnus Hirschfeld. Da sollen wir ein homo masculinus daraus machen«,¹ teilte der Chirurg Otto Nordmann vom Auguste-Viktoria-Krankenhaus in Friedenau seinen Assistenzärzten mit, als sie 1927 am Bett von Gerd Katter standen. Die geschlechtsangleichenden Operationen standen kurz bevor. Und ebenso die Zeit, in welcher Katter ein regelmäßiger Gast und engagierter Akteur am Institut für Sexualwissenschaft (1919–1933) von Magnus Hirschfeld in Berlin werden sollte. Bis zu seiner Zerstörung im Mai 1933 war Hirschfelds Institut eine renommierte Forschungsstätte und zugleich für queere Menschen ein Ort der Begegnung mit anderen und mit sich selbst. Auch für Katter als trans* Jugendllicher² war es ein Zufluchtsort, ein »place of

1 MHG: Nachlass Gerd Katter, G. Katter: Autobiographisches Dokument I (1988): 16.

2 Das Adjektiv trans* wird im Folgenden mit einem Sternchen versehen, um damit die Vielfalt von trans* Identitäten auszudrücken.

belonging« (Rottmann 2023: 25), dessen erinnerungskulturelles Vermächtnis nach 1945 eine Lebensaufgabe Katters werden sollte. 1988, in seinem letzten Lebensjahrzehnt, schrieb er die hier erstmals vollständig veröffentlichten Erinnerungen an seine Zeit im Hirschfeld-Institut nieder. Das Dokument ist bereits insofern eine Rarität, als es eines der wenigen überlieferten Erinnerungsschriftstücke eines trans* Mannes aus der Arbeiterklasse über das frühe 20. Jahrhundert darstellt. Außerdem ergänzt es unser Wissen um Hirschfelds Umgang mit dem Thema trans* im Rahmen seiner sexualwissenschaftlichen Tätigkeit in der Weimarer Republik.

Schon vor über 100 Jahren versuchte Hirschfeld in seinem Werk *Die Transvestiten* (1910) auf das Spektrum von trans* Identitäten aufmerksam zu machen. Dies veranschaulichte er vor allem durch die Klassifizierung verschiedener Gradstufen von »Transvestitismus«, womit damals nicht nur Cross-Dressing, sondern auch trans* Identitäten im heutigen Sinne gemeint waren. So zeichneten sich etliche der von ihm so genannten »Transvestiten« dadurch aus, dass sie ihre Geschlechtszugehörigkeit auch durch das Bedürfnis nach anatomischer und rechtlicher Angleichung des Geschlechts mittels Operationen sowie Änderung des Namens und Personenstands ausdrückten. Ein Erkenntnisschritt war für Hirschfeld, dass »Transvestitismus« sich ihm ohne eine notwendige Abhängigkeit von einer bestimmten sexuellen Orientierung offenbarte.³

Eine jener trans* Personen im Umfeld von Magnus Hirschfeld war der junge Gerd Katter.⁴ Er wurde am 14. März 1910 in Berlin geboren und erhielt den Vornamen Eva (sowie im Jahr 1923 den Nachnamen seines Stiefvaters Max Katter). Nach dem Besuch der Realschule in Berlin-Britz begann er kurz vor seinem 17. Geburtstag eine Ausbildung zum Tischler.⁵ Eigenen Äußerungen zufolge zeichnete sich sein trans* Sein schon in der Kindheit ab. In seinen Erinnerungen verwies er auf kulturell männlich codierte Spielzeugwünsche – Holzpferde und Eisenbahnen – sowie auf ein entsprechendes Rollenverhalten beim Spielen mit Gleichaltrigen.⁶ Nachdem er sich durch die soziale Interak-

3 Siehe grundlegend dazu Herrn 2005.

4 Vgl. zur Reflexion der Begriffe und Konzepte mit Bezug auf Gerd Katter auch Dittrich 2023: 19.

5 Vgl. ebd.: 18.

6 Diese Form der Selbstbiographisierung erinnert in vielerlei Hinsicht an das Ineinandergreifen von Fremd- und Selbstbildern gleichgeschlechtlich Begehrender im Kontext der frühen sexualwissenschaftlichen Kasuistik sowie der Freundschaftszeitungen der 1920er Jahre. Es spiegelt sich darin zudem eine Verklammerung von Geschlecht

tion mit Freundinnen erstmals der Existenz verschiedener Geschlechter bewusst geworden war und sich als anders wahrgenommen hatte, kompensierte er diese Selbsterkenntnis bald durch die Inanspruchnahme männlich besetzter Eigenschaften. Diese Passagen offenbaren, wie jüngst Samson Dittrich treffend analysiert hat, dass für Katters Selbstbild kulturell männlich wahrgenommene Interessen, Eigenschaften und Rollen eine bedeutende Rolle spielten. Jedoch führt das vorliegende Selbstzeugnis auch vor Augen, wie zentral Körperlichkeit für die trans* männliche Identität Katters war: So bemängelte er an mehreren Stellen in seinen Erinnerungen die eigene körperliche Kraft, betonte dagegen aber mehrmals, dass er äußerlich schon früh wie »ein richtiger Junge« wahrgenommen worden sei. In dieser Hinsicht spiegelt das Dokument die Bedeutung der sozialen Resonanz wider, an der sich das für trans* Menschen in der Regel äußerst wichtige Gelingen des *Passings* nach wie vor bemisst.

Überhaupt führen Gerd Katters Erinnerungen vielfach sehr eindringlich vor Augen, welche Erfahrungen, soziale Reaktionen und Diskurskontinuitäten bis heute überdauern: Das gilt zunächst für den persönlichen Kampf, den sein Coming-out als trans* Mann innerfamiliär sowie in der Konfrontation mit Behörden bedeutete. Hier wird die Relevanz von Hirschfeld als sexualmedizinische Autorität und früher Verfechter von trans* Rechten unmittelbar deutlich, beispielsweise durch die Erstellung sogenannter Transvestiten-Scheine – meist ein maßgeblicher Faktor für einen lebbareren Alltag als trans* Person. Im Kontext der körperlichen und personenstandsrechtlichen Angleichung legt Katters Erfahrungsbericht Zeugnis davon ab, welchen Einschränkungen und Diffamierungen trans* Menschen schon vor 100 Jahren ausgesetzt waren. Das betraf beispielsweise die Namensänderung, für die ausschließlich »neutrale« Vornamen zur Auswahl standen,⁷ zu denen interessanterweise auch der heute eindeutig männlich besetzte Vorname »Gerd« zählte. Katter berichtete überdies von hämischen Kommentaren vonseiten der Beamt:innen, er solle aber nicht bald schon wiederkommen und den alten Namen zurückfordern, was ebenfalls an transfeindliche Vorurteile unserer Tage erinnert. Dasselbe gilt für

und Sexualität wider, wie sie für die monosexuelle Ordnung der Moderne charakteristisch wird.

7 Noch in der späten Bonner Republik standen Antragsteller:innen bei der Namensänderung, wie Nora Eckert für die späten 1970er Jahre berichtet, nur wenige geschlechtsneutrale Namen zur Verfügung. Vgl. Eckert 2021: 94.

die Schilderung exkludierender Mechanismen und Anfeindungen in homozialen Räumen, denen er während eines einwöchigen Aufenthalts in einer gynäkologischen Klinik ausgesetzt war.

Umso eindrucksvoller nahm Katter das Institut wahr als einen, wie man heute sagen würde, *safe space* für queere Menschen, als einen Ort der Selbstfindung und Selbstbehauptung sowie der Vernetzung mit Gleichgesinnten. Zudem wird in seinen Erinnerungen einmal mehr die internationale Strahlkraft des Instituts deutlich, etwa in der Schilderung prominenter Besucher:innen. Katters Überlieferung ergänzt zudem das Bild von Magnus Hirschfelds Persönlichkeit. Und sie erzählt die Geschichte einer väterlich-freundschaftlichen Beziehung.

Aus diesen intensiven Erfahrungen und Begegnungen am Institut für Sexualwissenschaft erwuchs nach 1945 Katters Entschluss, sich von seinem damaligen Wohnort aus – Birkenwerder, DDR – dem Vermächtnis Magnus Hirschfelds zu widmen. Dies geschah im zeittypischen Duktus sozialistischer Erinnerungskultur an den Nationalsozialismus.⁸ Vermutlich hat niemand nach dem Untergang des NS-Regimes früher die Initiative ergriffen, an das Wirken des 1935 im französischen Exil verstorbenen jüdischen Sexualforschers zu erinnern. Katter wandte sich mehrfach an offizielle Stellen und nahm Kontakt zu angesehenen Persönlichkeiten auf, von denen er vermutete, dass diese wie er davon überzeugt seien, dass in einer postnazistischen Zeit das, wofür Hirschfeld stand, es wert wäre, Teil historischer Erinnerungsarbeit zu sein. Dieses Engagement lief ins Leere.⁹ Während die Schwulenbewegung der 1970er Jahre dem Vergessen Magnus Hirschfelds als Pionier der homosexuellen Emanzipation ein Ende bereitete, verging fast ein weiteres halbes Jahrhundert, bis die Rolle der Sexualforscher für die frühe Geschichte von *trans* politics* als historisch relevant wahrgenommen wurde. Gerd Katters Name fehlte nicht nur in Standardwerken zur Geschichte der Weimarer Sexualwissenschaft. Auch in sämtlichen bisher in Buchform erschienenen

8 Vgl. Rottmann 2023: 39–41.

9 Ähnlich war es um die Versuche anderer einstiger Mitstreiter:innen bestellt, 1947 in Berlin und 1949 in Frankfurt a.M. das legendäre Wissenschaftlich-humanitäre Komitee zu reanimieren, jene Organisation, die sich bis zum Beginn der NS-Herrschaft als erster Verband dieser Art überhaupt für die Rechte gleichgeschlechtlich begehrender Menschen eingesetzt hatte und bereits im Kaiserreich von Hirschfeld auf den Weg gebracht worden war.

Hirschfeld-Biographien, publiziert zwischen 1986 und 2017, fehlt jede Erwähnung, obwohl er sich – mithilfe eines Freundes, der einen Brief an die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft über die innerdeutsche Grenze nach West-Berlin transportierte¹⁰ – der Hirschfeld-Forschung in den 1980er Jahren zur Verfügung stellte. Seit dieser Zeit wurden Katters autobiographische Aufzeichnungen im Archiv der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft verwahrt. – Trans* Geschichte, sie interessierte lange Zeit allenfalls am Rande.

Wir drucken Katters handschriftlich festgehaltene Erinnerungen an seine Zeit im Institut für Sexualwissenschaft nachstehend ab.¹¹ Diesem Dokument vorangestellt sind Auszüge aus weiteren Erinnerungen an Kindheit und Jugend mit Bezügen zu den näheren Umständen, die ihn 1927 in Hirschfelds Institut geführt haben.¹² In beiden Dokumenten wurden Flüchtigkeitsfehler inklusive Satzzeichen stillschweigend korrigiert, Abkürzungen aufgelöst, Unterstreichungen sowie grundsätzlich die alte Rechtschreibung belassen und unsichere Lesarten als solche gekennzeichnet.

Lisa Heiberger, Richard Kühl

Die autobiographischen Aufzeichnungen von Gerd Katter

Dok. 1: Auszüge über die Jugendzeit und erste Kontakte zu Magnus Hirschfeld

Im Folgenden will ich versuchen, zu schildern, wie sich meine Entwicklung gestaltete, die mich zu Magnus Hirschfeld führte. Die Transsexualität muss bei mir ganz offensichtlich von Geburt an vorprogrammiert gewesen sein. [...].

Ich hatte einen gleichaltrigen Vetter, den ich um seine Burg beneidete, während mir die Verwandten Puppen schenkten, die mir gleichgültig waren und mit denen ich nichts anfangen konnte. [...]. Ich hatte mangels Geschwistern meine ganze Kindheit hindurch eine Spielgefährtin, ein Nachbarskind, mit der ich fast täglich spielte. Jedoch beklagte sich diese stets, dass ich gar nicht »richtig« spielen könnte, weil mich ja ihre Puppenküche nicht interessierte. [...]. Als ich circa 13 Jahre war, drohte unsere langjährige

¹⁰ Vgl. Rottmann 2023: 43.

¹¹ MHG: Nachlass Gerd Katter, G. Katter: Autobiographisches Dokument II (1988).

¹² MHG: Nachlass Gerd Katter, G. Katter: Autobiographisches Dokument I (1988).

Kinderfreundschaft auseinanderzubrechen, da ich mich immer mehr zu typischen Jungsspielen hingezogen fühlte. [...]. Für all dies hatte ich eine ideale Spielstätte, denn unmittelbar gegenüber unserm Hause befand sich eine riesige Brache, meine »Prärie«. Als ich einmal zu Beginn meiner neuen Entwicklungsphase mich dort mit meiner Spielfreundin befand, sagte ich plötzlich zu ihr: »Hertha, du siehst ja wie ein Mädchen aus!« Offenbar wurde mir dieser Unterschied zwischen uns erstmals bewusst. Da fing sie furchtbar an zu lachen und rief: »Na, ich bin ja auch eins.« »Ja,« sagte ich, »aber du siehst auch so aus.« Sie konnte sich über diesen Unsinn, der dies für sie offensichtlich war, gar nicht beruhigen. Ich hatte sie wohl erstmals mit anderen Augen angesehen und festgestellt, dass ich nicht so aussah. Von da an blieben wir getrennt und trafen uns nur noch selten auf der Strasse, bis ich anfang sie zu meiden.

Ich hatte nun auch eine andere Freundschaft geschlossen, da diese genau auf meiner Linie lag. Es war dies die Tochter des Britzer Pfarrers, die genau das Gegenteil von dem war, was man sich unter einer Pfarrerstochter vorstellt. Sie hatte die Figur eines grossen kräftigen Jungen und war von wild verwegener Art, was mir ungeheuer imponierte, sodass ich ihr in allem nacheiferte. Da wir Schulkameraden waren, sahen wir uns auch täglich. Unser Hausarzt sagte, er würde es mit ihr nicht aufnehmen und ihrer Bärenstärke wegen hiess sie bei uns Teddy. [...]. Ein anderes Mal hatten wir im Gartengebäude Frauenraub gespielt, wobei wir beide, Teddy und ich, das gleiche Mädchen ergriffen. Bei unseren Kämpfen benutzten wir Holzlatten als Speere, wobei ich mir bereits eine Beinwunde zugezogen hatte. Teddy meinte nun, wir müssten uns um sie duellieren, aber wegen meiner Verwundung und weil wir Freunde wären, wollte er mir dies ersparen, zumal die Anstrengung ja vorhersehbar wäre infolge seiner¹³ physischen Überlegenheit. Das war mir völlig klar gewesen und mein Fall schien daher hoffnungslos. Teddy schlug nun vor, wir sollten Hella selbst wählen lassen, wen sie zum Manne haben wolle. Jedoch dies schien mir gleichfalls hoffnungslos, denn natürlich würde sie den Stärkeren wählen. Ich fiel daher aus allen Wolken, als sie mich wählte. Als ich sie später fragte, weshalb sie eigentlich mich gewählt hatte, sagte sie: Wohl wäre Teddy stärker, aber ich sähe eben wie ein richtiger Junge aus. Von da an ging mir Hella nicht mehr aus dem Sinn. [...]. Von da an stand für mich fest, dass Hella meine Frau werden würde, doch brachte mich dies in ein arges Dilemma. Ihr Vater, der Justizinspektor,

13 Aufgrund einer handschriftlichen Ausbesserung ist es nicht deutlich, ob Katter hier die weibliche oder die männliche Form setzen wollte.

würde mich hinauswerfen, wenn ich keine Männerkleidung trug, war der 1. Gedanke.

In völliger Hilflosigkeit weinte ich abends in meine Kissen, als meine Mutter das Zimmer noch einmal betrat und sah, dass ich geweint hatte. So fragte sie nach der Ursache und in meiner Not vertraute ich ihr meinen Kummer an. Da sagte sie: Das dürfe es nur zwischen Mann und Frau geben und ich solle mir das aus dem Kopf schlagen. Zu dieser Zeit glaubte ich noch, dass ich allein [...] von solchem Missgeschick befallen sei, eine Art Missgeburt.

Dann geschah es eines Tages, dass ich zuhause in einem Heft der Zeitschrift »Urania« blätterte und auf einen Artikel von Dr. Max Hodann¹⁴ stieß über Homosexualität. Nun begann ich langsam zu begreifen. Ich war jetzt interessiert, ja fast besessen, mehr darüber zu erfahren und entdeckte schliesslich nach und nach alle Zeitschriften aus dem Radszuweit-Verlag von der »Freundschaft« bis zum »3. Geschlecht«,¹⁵ die ich mir alle an den Kiosken erstand und sammelte. Doch unglücklicherweise geriet eines Tages meine Mutter über meinen versteckten Bücherschrank. Sie beschlagnahmte alles, brüllte mich an: Du bist ja nicht normal und schmiss alles ins Feuer. Ich habe dies nie verarbeiten können [...], [also dass] dies nicht normal war, [sondern] anscheinend ein Verbrechen. Immerhin war es meinen Eltern klar geworden, dass irgendetwas geschehen müsse und es so mit mir nicht weitergehen könne. Ich weigerte mich hartnäckig, alle Kleidungsstücke zu tragen, die meine Mutter mir nähte, denn sie hatte Nähen gelernt. Ich erinnere mich noch an ein Weihnachten, als ich etwa 14 Jahre war. Ich bekam unter anderem einen

14 *Max Hodann* (1894–1946). Deutscher Arzt und Sexualreformer. 1922 bis 1933 Stadtarzt in Berlin-Reinickendorf. Autor vielgelesener Bücher zur Sexualpädagogik. Von 1926 bis 1929 Mitarbeiter im Institut für Sexualwissenschaft, dort Leiter der Sexualberatungsstelle und der eugenischen Abteilung, Mitwirkung in der Weltliga für Sexualreform. 1930 Eintritt in das Archiv für Sexualwissenschaft, das in Konkurrenz zum Hirschfeld-Institut trat. Im selben Jahr Wiederannäherung an Hirschfeld. 1933 Verhaftung, Flucht in die Schweiz. Exil in Spanien und Schweden. Vgl. zur Person Grau 2009.

15 *Friedrich Radszuweit* (1876–1932). 1923 Begründer und Vorsitzender des Bunds für Menschenrecht, entwickelte sich in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre zunehmend zu einem Hirschfeld-Gegner. Radszuweit verlegte mehrere bekannte LGBTIQ*-Zeitschriften der Weimarer Republik, darunter die »Blätter für Menschenrecht«, »Das Freundschaftsblatt« und »Das 3. Geschlecht«. Die schon 1919 gegründete Zeitschrift »Die Freundschaft« dagegen wurde von der Konkurrenz, dem »(Neuen) Deutschen Freundschaftsverband«, herausgebracht und von 1923 bis 1930 von Georg Plock (1865–1930), zugleich Sekretär des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, redaktionell betreut. Vgl. Micheler 2008.

Regenschirm geschenkt und einen rosaroten Stoff zu einem Seidenkleid. Der Schirm war für mich als damaliger »Indianerhäuptling« unzumutbar, der Kleiderstoff indiskutabel, so dass ich vor Enttäuschung weinte. Dafür bekam ich von meiner Mutter noch eins mit der »Musspritze«¹⁶ übergezogen. Das war mein Heiliger Abend 1924, der sich mir unvergesslich eingepägt hat. Mein Alltag aber sah so aus: Sobald ich mich auf der Strasse zeigte, fiel ich so auf dank Kleidung und Gebaren, dass alles anfang zu grinsen, zu spötteln, wegzublicken oder rote Köpfe zu bekommen. Und dies war nicht etwa Einbildung von mir. Man kann sich das heutzutage kaum noch vergegenwärtigen, wo die meisten Frauen und Männer Hosen tragen und man oft bei jungen Leuten kaum das Geschlecht unterscheiden kann. Damals trugen Frauen Florstrümpfe und spitze Schuhe mit hohen Hacken, Spitzen-Unterwäsche [...] und typisch frauliche Oberbekleidung. Bei mir gab es nichts von alledem. Ausser dem unvermeidbaren Rock trug ich Wandervogelkittel mit Ledergurt, Schillerkragen mit der kreuzweisen Schnürung auf dem Kittel, zuweilen auch mit einer Russenbrosche, die ich selbst hämmerte. Diese Tracht kam mir zupasse, da ich in der Arbeiter-Wanderbewegung war, jedoch war dies die typische Burschenkleidung. Das Hosentragen war dazumal unmöglich für Frauen, denn dies fiel unter den Paragraph 148 StGB, der solches wegen »groben Unfugs« strafbar machte. Jedes Denunzieren musste hierzu führen. Ich war in diesen Jahren von ständigen Selbstmordgedanken heimgesucht. Nun hatten meine Eltern eine Dame kennengelernt, die Sopranistin [unsichere Lesung] war und ihnen den Rat gegeben hatte, einmal mit mir zu Magnus Hirschfeld zu gehen, nur wusste sie die Anschrift nicht. Daher befragte mein Vater unseren Onkel Justus vom preussischen Abgeordnetenhaus, da dieser direkt als Nachbar neben Dr. Max Hodann, dem Mitarbeiter von Hirschfeld wohnte. Und so passierte es aber, dass wir den Weg zum Institut antraten, wie ich dies bereits geschildert hatte. Magnus Hirschfeld sorgte zunächst dafür, dass ich einen Transvestiten-Schein¹⁷ erhielt, im Polizei-Präsidium vom Kriminalkommissar Strewe¹⁸ unterzeichnet. Ihm musste ich noch ein

16 Nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für Regenschirm.

17 *Transvestitenscheine* wurden seit dem Kaiserreich, belegbar seit 1911, auf Initiative von Magnus Hirschfeld von der Berliner Polizei ausgestellt. Sie ermöglichten es *Cross-Dressern*, sich im Alltag polizeilich auszuweisen. Vgl. Herrn 2005: 79–93.

18 *Bernhard Strewe* (1881–1957). Deutscher Polizeibeamter. Ab 1922 Leiter des Homosexuellendezernats in Berlin. Anders als seine Vorgänger, die mit Magnus Hirschfeld und dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee eng zusammengearbeitet und einen vergleichsweise moderaten Umgang der Berliner Polizei mit Szenelokalen angestoßen

kreisärztliches Gutachten beibringen, da ich auch noch [...] eine Operation und äusserliche Angleichung wünschte. Zuletzt wurde beim Justiz-Ministerium eine Änderung des Vornamens beantragt. Der damalige Innenminister, ich glaube es war Koch-Weser,¹⁹ hatte hierfür mehrere neutrale Namen bewilligt und zwar: Sascha, Rudi, Toni und Gerd. Ich wählte diesen, da er mir am vertrautesten war, denn er war damals in der Jugendbewegung üblich. Der Antrag lief über das Rathaus Neukölln, da ich seiner Zeit noch in Britz wohnte und ich wurde dort jedesmal von den dortigen Beamtinnen angestarrt. Als es dann nach monatelangem Warten im Jahre 1929 endlich soweit war, sagte der Beamte am Justiz-Ministerium zu mir: Nun kommen Sie aber nur nicht in 3 Monaten wieder und wollen wieder den alten Namen zurück haben. Ich konnte ihn beruhigen. Eva hatte mir nie gefallen, zumal die stupide Frage von [Einschub unleserlich] und Jugendlichen »wo ist denn Adam« folgte. Was soll dann aber mit dem weiteren Namen geschehen fragte der Beamte. Das wusste ich auch nicht. Ich hatte noch die [Vornamen von] beiden Grossmüttern erhalten: Marie und Ernestine. Dann streichen Sie diese doch einfach, sagte ich, und so geschah es. Zu alledem benötigte ich aber noch einen Rechtsanwalt. Es war Dr. Walther Niemann,²⁰ der mir ständig seine Honorarrechnungen über jeweils 50,- Mark schickte, die ich meist nicht wusste, wovon ich diese bezahlen sollte. Denn ich war seiner Zeit Lehrling mit 8,- Mark pro Woche im letzten Lehrjahr! Dann aber kam das grösste Problem: Wer sollte die Operation bezahlen und wer diese ausführen? Mein Vater ging mit mir zur Charité.

hatten, trat Strewe mit homosexuellenfeindlichen Äußerungen in Erscheinung. Die Zahl der Anzeigen nach § 175 nahm in Berlin in seiner Amtszeit deutlich zu. 1933 NSDAP-Beitritt. In der NS-Zeit sowohl in die Homosexuellenverfolgung als auch die Verfolgung der Sinti und Roma eingebunden. Vgl. zur Person Dobler 2020: 162–178

- 19 *Erich Koch-Weser* (1875–1944). Deutscher Jurist und Politiker (DDP). Reichsinnenminister von 1919 bis 1921, von 1928 bis 1929 Reichsjustizminister. Magnus Hirschfeld besprach sich mit ihm am 28. September 1928 im Justizministerium über die anstehende Reform des Sexualstrafrechts. Siehe Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees Nr. 17, 1928: 133. Hinsichtlich der ministeriellen Zuständigkeit irrte sich Katter vermutlich aufgrund dieses offiziellen Treffens von Hirschfeld und Koch-Weser, das in dieselbe Zeit fiel. Reichsinnenminister war im besagten Zeitraum der Sozialdemokrat Carl Severing (1875–1952).
- 20 *Walther Niemann* (1880-?). Rechtsanwalt und Notar in Berlin. Auf vielfältige Weise in der Homosexuellenbewegung der Weimarer Republik engagiert. 1920 Obmann im WhK. Rechtsberater für das Institut für Sexualwissenschaft u.a. mit Blick auf Personenstandsänderungen von »Transvestiten«. 1933 NSDAP-Mitglied. Zur Person vgl. Dose/Wolfert [2023].

Der dortige Arzt starrte uns ziemlich hilflos an. Das müssen wir dem Chef vorführen. Professor Sauerbruch²¹ aber war im Urlaub. Sein Stellvertreter²² sagte: Das ist natürlich pathologisch und schickte uns wieder nachhause. Nun sollte Dr. Levy-Lenz²³ dies übernehmen. Doch dieser verwickelte mich in ein Abenteuer, das zu einer Tragikomödie ausartete, welche hätte verfilmt werden müssen. Es lässt sich dies Geschehen schwer in Worten wiedergeben. Ich weiss nur noch, wie ich in Begleitung meines Vaters den Weg antrat zu einer Privatklinik von Dr. Levy-Lenz, die wenige Häuser entfernt vom Institut von Hirschfeld gelegen war.²⁴ Da ich zu dieser Zeit bereits aufgrund des Transvestiten-Scheins Männerkleidung trug, fiel die dortige Oberschwester fast in Ohnmacht, als ich dort so eintraf. Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass es eine gynäkologische Klinik war. Andererseits besass ich gar keine Frauenkleidung mehr, obwohl die Namensänderung noch nicht vollzogen war. Nur diesem Umstand verdanken wir es, nicht sogleich nachhause geschickt zu werden. Wir hatten nun das dortige Personal in Probleme gestürzt, denen sie offenbar nicht gewachsen waren. Eine Schwester bat mich, fast händeringend, die

-
- 21 *Ferdinand Sauerbruch* (1875–1951). Deutscher Chirurg. Von 1927 bis 1949 Direktor der Chirurgischen Klinik der Charité. Über die Beziehung des deutschnationalen Arztes zu Magnus Hirschfeld, der ihm politisch denkbar fern stand, ist wenig bekannt. 1921 wurde der Sexualforscher in der damals von Sauerbruch geleiteten Chirurgischen Klinik in München nach einem Attentat, das Rechtsradikale auf ihn nach einem Vortrag in der Münchener Tonhalle verübt hatten, über mehrere Tage behandelt. Vgl. Kühl 2022: 212–213.
- 22 *Stellvertreter* Sauerbruchs war in dieser Zeit bis zu seinem Wechsel auf die Leitung der Chirurgischen Klinik der Medizinischen Akademie Düsseldorf im Jahr 1930 der Chirurg Emil Karl Frey (1888–1977).
- 23 *Ludwig Levy-Lenz* (1889–1966). Deutscher Gynäkologe, kosmetischer Chirurg und Sexualwissenschaftler. Aktiv in der Liga für Mutterschutz und Herausgeber der Zeitschrift »Die Ehe«. Seit Mitte der 1920er Jahre in Verbindung mit dem Institut für Sexualwissenschaft, vor allem durch seine Aktivitäten in der Sexualendokrinologie. Später dort involviert in die Beratung und medizinische Begleitung von trans* Personen sowie Leiter der Frauenabteilung des Instituts. 1933 Emigration, zunächst nach Frankreich. Nach einer vorübergehenden Rückkehr nach Berlin 1936 nach Ägypten. 1965 Rückkehr nach Berlin. Vgl. zur Person Herr 2009.
- 24 Mit Blick auf den Leidensdruck finden sich in diesem Dokument keine Schilderungen selbstverletzenden Verhaltens, um eine Mastektomie zu erzwingen. Der Medizinhistoriker Rainer Herrn vermutet hinter einer solchen Schilderung, die über einen Tischlerlehrling Mitte der 1920er Jahre vorliegt, Gerd Katter, was von der Datierung her stimmen könnte. Vgl. Herrn 2005: 198–199. Derselbe Sachverhalt wird Katter in einer literarischen Adaption von Biba Nass zugeschrieben. Siehe Nass 2022: 6–8.

Männerkleidung bis auf den letzten Knopf in ihrem Kleiderschrank zu verstecken. Dann lieh sie mir einen Mantel, den ich mir über mein Unterhemd ziehen musste, um mich in ein Bett zu begeben in einem Raum, in dem bereits mehrere junge Frauen lagen, die diesem Geschehen ziemlich verständnislos zusahen. Es blieb ihnen von Beginn bis zum Ende ein Rätsel, woher ich gekommen und wohin ich wieder verschwunden war. Ich erzählte ihnen ein Märchen, dass ich gleich nebenan wohne und so in Hemd und Mantel nur über den Hof gelaufen sei. Eine Schwester instruierte mich täglich, was ich zu sagen hätte und was nicht, am besten sollte ich ganz schweigen, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen und so weiter und so fort. Seit meiner Einlieferung hatte ich nichts mehr zu essen erhalten, mit Rücksicht auf die täglich erwartete Operation. Aber die Tage vergingen und nichts geschah. Die Schwester wurde immer nervöser, während die Frauen anfangen bezüglich meiner Gegenwart allerlei Bemerkungen zu machen. Eines Tages steckte mir die Schwester heimlich etwas zu mit Tränen in den Augen. Sie könne es nicht mehr mit ansehen, wie ich hungerte. Inzwischen gab es eine Besuchszeit. Obwohl ich weisungsgemäss fast unter die Bettdecke kroch, blieb ein Besucher vor meinem Bett stehen und sagte kopfschüttelnd: Habt Ihr denn auch Männer hier liegen? Für mich wurde der Aufenthalt immer grauenvoller. Die Schwester fütterte mich unerlaubterweise weiter und bat mich, mich doch nur nicht auf Erzählungen einzulassen. Man würde sie lynchen, wenn es herauskäme, hier einen Mann beherbergt zu haben. Dann endlich geschah es eines Tages, dass die Tür aufging und herein trat Herr Röser²⁵ vom Wissenschaftlich-humanitären Komitee,²⁶ trat an mein Bett und sagte, ich möchte doch einmal aufstehen und ans Fenster kommen. Es müsste unbedingt sein, da er mich unter 4 Augen sprechen müsse, denn ich sagte, es ginge doch nicht im Hemd. Zum Glück fand sich noch eine Turnhose und nun bekam ich am Fenster zu hören im Flüsterton, dass Magnus Hirschfeld ausser sich sei, als er hörte, dass ich bereits eine Woche hier im Bett läge, denn Levy-Lenz denke

25 Arthur Röser (1879–1945). Von 1928 bis 1933 Leiter der Bibliothek des Instituts für Sexualwissenschaft. Vgl. zur Person Dose 2021: 23–24.

26 Das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee* wurde 1897 in Berlin von Magnus Hirschfeld mitbegründet und gilt als der erste Verband weltweit, der sich für die Rechte Homosexueller einsetzte. Das Komitee initiierte Petitionen an den Reichstag zur Aufhebung des § 175, der sexuelle Handlungen Männern unter Strafe stellte. Es brachte Aufklärungsschriften heraus und organisierte Vortragsveranstaltungen auch außerhalb Berlins. In der Weimarer Republik erhielt es durch Massenorganisationen wie den Bund für Menschenrecht Konkurrenz. Hirschfeld stand dem WhK bis 1929 vor.

nicht daran zu operieren, sofern er keine 500 [Mark] zuvor für die Operation erhalten hätte. Ich solle schleunigst die Klinik verlassen. Das war leichter gesagt als getan. Schon als ich das Bett verlassen hatte, riefen die Frauen: Die sieht ja wie ein Junge aus! Als ich dann sagte, ich müsse jetzt gehen, da der Arzt nicht operieren wolle, riefen sie: Das ist ja unerhört, das muss in die Presse etc. Wieder zog mir die Schwester ihren Mantel über und geleitete mich zu ihrem Schrank. Nur schnell, schnell, um Gotteswillen, jammerte sie, jeden Augenblick kann eine der Frauen den Raum verlassen. Man darf Sie nicht mehr sehen! Mit affenartiger Geschwindigkeit zog ich [mich an], raste durch die Korridore und sauste die Treppen hinunter auf Nimmerwiedersehen. Bald darauf hatte sich mein Vater mit Prof. Nordmann²⁷ vom Auguste-Viktoria-Krankenhaus in Friedenau in Verbindung gesetzt. Dieser fragte mich, ob ich darunter leide, als ich dies bejahte, sagte er, dann müssen wir es machen. Als er mit Assistenz-Ärzten später an mein Bett trat, sagte er: Dies ist ein Fall von Magnus Hirschfeld. Da sollen wir einen homo masculinus daraus machen. Ich bekam eine Operation in Totalnarkose per rectum und eine in Lokalanästhesie. Bei beiden habe ich sehr ausgehalten, bei ersterer nachher. Da wusste ich nicht mehr, wer ich war, hatte Visionen und 7 Schwestern sagten erstaunt, ich hätte wie ein Löwe um mich geschlagen und zeigten mir alle ihre blauen Flecken. Als ich aufwachte, sagte ich, bitte ziehen Sie doch die Vorhänge auf, es ist ja so dunkel. Sie erschrak sehr, denn es war taghell. Bei der zweiten habe ich alles gefühlt und geschrien und Professor Nordmann war verzweifelt. Er sagte, er wüsste nicht mehr weiter, er dürfe nicht mehr spritzen, um das Herz nicht zu schädigen. Beim Abschied fragte er, ob ich zufrieden wäre. Da ich ihm dankbar sein musste und er eine falsche Diagnose auf die Tafel am Bett geschrieben hatte, damit die Krankenkasse zahlte, sagte ich ja, aber ich war es nicht und auch Magnus Hirschfeld war sehr enttäuscht. Levy-Lenz aber zog sich aus der Affäre, als hätte er nichts damit zu tun gehabt!

Dok. 2: Gerd Katters Erinnerungen an seine Zeit am Institut für Sexualwissenschaft

Anschliessend werde ich nun wunschgemäss berichten, wie ich in das Institut für Sexualwissenschaft kam und Dr. Magnus Hirschfeld kennenlernte. Es

27 Otto Nordmann (1876–1946). Deutscher Chirurg. 1906 bis 1933 Oberarzt bzw. (ab 1911) Chefarzt am Auguste-Viktoria Krankenhaus in Berlin-Friedenau.

war dies im Juli 1927, in der Zeit der Weimarer Republik. Ich hatte ein Jahr zuvor die Realschule mit dem Einjährigen absolviert und war noch immer ohne Lehrstelle. Es war keine zu finden und leider war dies bei mir besonders schwierig, da ich infolge vielseitiger Begabung und den verschiedensten Berufswünschen nicht wusste, was ich werden sollte. Selbst eine amtliche Berufsberatung mit Sondertests für mich bei einem Professor, der ein naturwissenschaftliches Studium befürwortete, wie dies bereits noch meine Lehrer getan hatten, führte zu keinem befriedigenden Ergebnis. Denn es mangelte hierfür an Geld, komplizierte Familienverhältnisse spielten ebenfalls eine Rolle und meinen Traumberuf Schauspieler hatte ich längst infolge zu geringer Körpergröße ad acta legen müssen. Nun hatte mein Stiefvater als Chordirigent in seinem Berliner Männerchor einen Sangesbruder, der eine grössere Tischlerei für Kunstgewerbe und Innenausbau besass und bereit war, mich als Lehrling anzustellen, und da ich Holzarbeiten stets bevorzugt hatte, so entschloss ich mich hierfür, um anschliessend die Kunstgewerbe[schule] mit dem Ziel Innenarchitekt zu besuchen. In dieser Situation begab es sich, dass ich [mich] auf Beschluss meiner Eltern als Patient ins Institut für Sexualwissenschaft begeben sollte. Dies auf Rat einer Bekannten, ohne dass diese die Anschrift hatte. Nun hatte ich einen Onkel, der Inspektor des preussischen Abgeordnetenhauses war und direkt neben Dr. Max Hodann, einem ehemaligen Mitarbeiter von Magnus Hirschfeld wohnte, und uns den Weg wies. Dr. Hodann sollte dann auch später mal eine Rolle für uns spielen bei dem Widerstandskampf gegen Hitler, doch dies steht auf einem anderen Blatt. An dieser Stelle nun ist es geboten, auf eine Äußerung von Ralf Dose von der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft zurückzukommen, als er treffend formulierte: Es ist heute kaum mehr vorstellbar, von welcher Ignoranz die Menschen damals waren. Das Thema Sexualität war ja völlig tabu. Auch auf mich traf diese Feststellung zu. Ich war als Kind ausgesprochen asexuell gewesen. Wenn andere Kinder Braut und Bräutigam spielen wollten, so fragte ich mich stets, was sie damit wohl meinten. Ja ich wusste überhaupt nicht, dass es 2 Geschlechter gab. Als mich später einmal die Ärzte im Institut fragten, was ich nun eigentlich dabei gedacht hätte, dass die Kinder doch verschieden gekleidet waren, was ja früher weit gravierender war als heutzutage, so antwortete ich zu ihrer Erheiterung, dass ich geglaubt hätte, diese wären so wie Franzosen und Engländer. Zu besagter Zeit, das heißt 1927, war ich natürlich bereits aufgeklärter durch die üblichen obszönen Witze und schmutzigen graphischen Darstellungen der Rasse von seiten vieler Mitschüler und so weiter. Aber ich hatte dazumal gedacht, mich durch seriöse Literatur zu informieren, die für mich nirgends zu haben war. Noch in der Untersekun-

da fragte ich eine Mitschülerin, ob sie derart je gehört hätte, aber auch sie war unwissend, und antwortete, dass zwar ihr Vater ein solches Buch besäße, aber es so gestellt hätte, dass sie nicht heran könnte. Mit dem Eintritt in die Lehre bot sich unverhofft eine Gelegenheit zu weiterer Aufklärung. Zu jener Zeit waren die meisten Tischlergesellen Kommunisten. Sie akzeptierten zwar, dass ich dagegen zur »Wiener Richtung« gehörte, aber bearbeiteten mich, dass es nun für mich Ehrensache wäre, in die Gewerkschaft einzutreten und so landete ich dann im Holzarbeiterverband. In diesem gab es nun eine Bibliothek und dort fand ich zu meiner Freude die »Geschlechtskunde« von Magnus Hirschfeld!²⁸ Ich sehe noch heute vor mir das Gesicht des Bibliothekars, welcher mich forschend ansah und fragte: Na, ist das nicht ein bisschen zu schwer? Nein, flüsterte ich schnell, sowas lese ich ja immer und da gab er mir den umfangreichen Band. Mit diesem Wissen nun ausgerüstet war ich, als eines Tages meine Mutter mit mir zum Hirschfeld-Institut fuhr. Von diesem hatte ich nicht die geringste Vorstellung und wusste daher nicht, was eigentlich auf mich zukommen würde. So trat ich diese Fahrt mit Herzklopfen an. War es vielleicht eine Art Internat oder Erziehungsanstalt? Auf ein Klingelzeichen öffnete eine Dame die Tür in der Beethovenstr. 3a und wir wurden von einer freundlichen grossen, schlanken Dame mit kultiviertem Äusseren und Benehmen empfangen, die sich als Frau Helling²⁹ vorstellte. Wir sassen in einem behaglich ausgestatteten Raum und wurden von dieser Dame sogleich in ein Gespräch verwickelt, als wenn man kein Fremder war. Auch in die folgenden Räume, durch die nun geführt wurde, war man nie allein wartend sich selbst überlassen, sondern hatte den Eindruck als willkommenen Besucher in einer privaten Villa empfangen zu werden. Bevor wir dem Leiter des Instituts, Magnus Hirschfeld, vorgestellt wurden, hatten sich noch weitere Ärzte mit uns und Dr. Felix Abraham³⁰ unterhalten und schliesslich bat man mich so oft wie möglich vorzusprechen, da

28 *Geschlechtskunde*: Ein fünfbandiges Werk Magnus Hirschfelds (Stuttgart 1926–1930), das auch als »Volksausgabe« vertrieben wurde.

29 *Helene Helling* (1876–1958). Ausbildung an der Malschule von Robert Sterl in Dresden. Später war sie im Institut für Sexualwissenschaft für den Empfang zuständig. Aus Katters Erinnerungen geht hervor, dass sie spätestens 1927 dort gewesen sein muss. Vgl. zur Person Dose 2021: 13–15.

30 *Felix Abraham* (1901–1938). Deutscher Arzt. Ab 1928 am Institut für Sexualwissenschaft. Entwickelte dort Schwerpunkte in der forensischen Sexualforschung, der Behandlung funktioneller Sexualstörungen und der Beratung von »Transvestiten«. Im Institut 1930 Mitbegründer der trans* politischen Vereinigung D'Eon. Nach der NS-Machtübernahme zunächst als Arzt ohne Kassenzulassung in Berlin tätig, dann wechselnde Aus-

[...] man mich näher kennen lernen müsste. Damit war es für mich vorbei mit Zweifel und Ängsten, von so freundlichen Menschen hatte ich nichts mehr zu befürchten. Ich hatte überhaupt nicht einmal den Eindruck gehabt, mich in einem Medizin- oder Forschungsinstitut zu befinden. Von nun ab fand ich mich regelmässig mehrmals auch noch nach Feierabend im Institut ein. Ich lerne dort auch andere jugendliche Patienten kennen, die mir vorgestellt wurden und wir trafen uns zuweilen auch außerhalb des Institutes, besuchten uns gegenseitig und ich wurde des öfteren auch zu Lokalbesuchen eingeladen, denen ich jedoch nie Folge leistete. Denn ich nutzte jede Freizeit am Wochenende, um mit meiner Gruppe vom Verein der Naturfreunde auf Fahrt zu gehen.³¹ Ich war ein seit Jahrzehnten passionierter und trainierter Sportrunderer. Wie ich von Magnus Hirschfeld hörte, hatte auch diese meine Organisation schon öfter das Institut besucht.³² Eine kleine Angelegenheit möchte ich nun hier einflechten. Magnus Hirschfeld unterhielt sich öfter eingehend mit mir. Dabei ergab sich einmal, dass ich mit irgendetwas mit ihm nicht ganz einverstanden war. Ich entsinne mich nicht mehr recht, um was es ging. Jedenfalls frage er mich: Woher weisst du denn das? Nun vergass ich zu erzählen, dass er nach etlichen Besuchen zu mir gesagt hatte: Katterchen, sieh mal, ich bin schon so alt und du noch so jung, da musst du mir, dass ich du zu dir sage, schon gestatten. Ich antwortete nun auf seine Frage: Aber Herr Sanitätsrat Hirschfeld, das haben Sie doch selbst in einem Ihrer Werke geschrieben! Da sah er mich mit großen Augen an. Er hatte einen Blick an sich, dass man kurz glaubte, er könne einen bis auf den Grund der Seele sehen. Und so fragte er mit grösstem Erstaunen: Und das hast du gelesen?! Von nun ab nahm er mich recht ernst. Ich hatte bereits nach wenigen Besuchen feststellen können, welches reges Leben im Hirschfeld-Institut herrschte. Es war ein Kommen und Gehen, keineswegs nur von Patienten und Mitarbeitern, sondern von ganzen Gruppen und Delegationen aus aller Herren Länder, damals noch etwas recht Ungewöhnliches. Besonders sah man viel Amerikaner, Engländer und Japaner, die zu Besichtigungen und Führungen eintrafen, aber auch manche bedeutende Einzel-

landsaufenthalte. 1937 Emigration nach Italien. Er starb 1938 in Florenz durch Suizid. Vgl. zur Person Wolfert 2020.

- 31 *Verein der Naturfreunde*. Der sozialdemokratische Verband, ein sogenannter Touristenverein, veranstaltete Ferienreisen und Wochenendausflüge.
- 32 Ein solcher Besuch des Vereins ist bereits für das Jahr 1921 belegt. Siehe »Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (Nr. 2)«, in: Die Freundschaft, Jg. 3, Nr. 47 (1921).

persönlichkeiten, die zu Rücksprachen, Gedankenaustausch und Besprechungen hier erwartet wurden. Hinzu kamen die wöchentlich stattfindenden Archiv-Führungen, die Karl Giese³³ als dessen Leiter durchführte. Dies war für mich ein entscheidender Punkt, weshalb ich mich nicht, wie die übrigen Patienten, nachdem ihre persönlichen Probleme beraten oder gelöst waren, wieder entfernte, sondern weitere 2 Jahre mich für gewünschte Mitarbeit zur Verfügung stellte. Denn insgeheim hegte ich den Wunsch, vielleicht später einmal die Funktion von Karl Giese übernehmen zu können, beziehungsweise sein Assistent zu werden. War doch mein Handwerk, wenngleich von mir mit Freude ausgeübt, doch nichts, was mich geistig befriedigen konnte! Schliesslich war es nur eine berufliche Notlösung gewesen. Zwar bestätigte mir mein Meister, dass ich sein »bester Junge« sei, da ich an allem weit mehr Interesse zeigte als die anderen 3 Lehrjungen. In Berlin gab es seiner Zeit in der Karlstrasse die Firma Dalheim,³⁴ die für das Berliner Kunstgewerbe ein Begriff war, und ich war mit meinen 17 Jahren schon ein bisschen stolz, wenn meine Chippendale-Tische dort im Schaufenster standen. Allein hier im Institut schien sich mir eine Chance zu bieten, vielleicht einmal in den Beruf eines wissenschaftlichen Mitarbeiters umzusteigen. Vorerst hatte ich ja noch meine Lehrzeit zu beenden. Es erwies sich nun als segensreich, dass mein Lehrherr mit meinem Stiefvater befreundet war, ansonsten hätte ich kaum Gelegenheit gehabt, der Arbeit des öfteren und vormittags fernzubleiben beziehungsweise früher Feierabend zu machen, was aber recht oft und durch Überstunden uns gegeben wurde. Denn das Lehrlingsein war durchaus kein Zuckerschlecken mit Bierholen für die Gesellen, Werkstattfegen und [durchgestrichenes unleserliches Wort] sägen für die Frau Meisterin und so weiter und so fort. Kurz und gut, es gab im Institut viel Interessantes zu erleben, was sich vorwiegend in den Vormittagsstunden abspielte. Am aufregendsten waren die Treffen mit den Reichstagsabgeordneten der verschiedenen Fraktionen. An solchen Tagen herrschte im Institut eine geradezu von Spannung geladene Atmosphäre wie bei einer

33 *Karl Giese* (1898–1938). Lebensgefährtin von Magnus Hirschfeld. Zunächst Sekretär im WhK, dann Leiter des Archivs im Institut für Sexualwissenschaft. Beiträge für reformerische Zeitschriften. Neben Führungen durch das Institut übernahm er dort oftmals die legendären »Frageabende«. Folgte Hirschfeld 1933 ins französische Exil. Seine geplante Mitwirkung bei der Neueröffnung des Instituts in Paris wurde durch seine Ausweisung durch die französischen Behörden nach einer »Badeanstaltaffäre« unterbunden. Er starb 1938 in Brno/Tschechoslowakei durch Suizid. Vgl. zur Person Soetaert/Wolfert 2015.

34 *Dalheim*: Wollfabrikant in Berlin.

Theaterpremiere. Hierbei ereignete sich einmal eine mir unvergessliche Begebenheit, die ein Vorspiel hatte. Es war wieder einmal davon die Rede gewesen, dass man Hirschfeld mit diffamierenden Äusserungen belegt hatte, worauf er sich veranlasst sah, zu uns zu sagen: Die Menschen tun gerade immer so, als ob ich die Sexualität erfunden hätte. – Ich registriere doch nur. Mich hatte dies recht empört und ich setzte mich darauf hin und schrieb einen Aufsatz in mein Diarium, in welchem ich für Magnus Hirschfeld eine Lanze brach. Darauf zeigte ich einem der jungen Ärzte – es war ein Ungar namens Dr. Frieder³⁵ diese Niederschrift. Er hatte sich ein wenig mit mir angefreundet, als er von mir erfahren hatte, dass ich schon als Kind in Ungarn [war] und noch ein paar Brocken seiner Muttersprache konnte, auch hatte er mich einmal ins Café Dobrin³⁶ eingeladen. Gut, sagte er, ich lese mir das einmal durch, und so liess ich es ihm vertrauensvoll. Dann vergass ich die Sache. Doch nun zurück zu den Reichstagsabgeordneten der Socialdemokratischen Partei der Weimarer Republik. Sie waren alle versammelt im grössten Raum im Parterre des Institutes.³⁷ Magnus Hirschfeld stand hinter einem Pult, vor ihm lag seine Aktentasche. Er hielt eine einleitende Rede und dann öffnete er plötzlich seine Tasche, um ihr etwas zu entnehmen. Dabei schien es mir, als ob er einen kurzen Blick zu mir hinüberwarf. Doch nun begann es mir vor meinen Augen zu flimmern, ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, denn was er jetzt in seinen Händen hielt und aufschlug, war nichts anderes als mein Schulheft mit dem flammenden Aufsatz meines gerechten Zornes und ich hätte gewünscht, dass sich der Erdboden öffne, so peinlich schien mir diese Lesung vor der Elite der Nation. Und nun rief er mich auch noch mal vor und stellte mich als Autor vor und der Ministerpräsident Otto Braun³⁸ reichte mir die Hand und auch einige der anderen Herren taten dies. Anschliessend lief dann Hirschfeld immer ganz aufgeregert herum und fragte jeden der Umstehenden: Was meinen

35 *Dr. Frieder*: Nicht identifiziert.

36 *Café Dobrin*: Angesehene Konditorei-Kette, die nur an ausgewählten Standorten wie dem Kurfürstendamm zu finden war.

37 *Der Empfang für die SPD-Reichstagsabgeordneten* und für Abgeordnete des Preussischen Landtags fand am 20. März 1929 statt. Weitere medizinische Demonstrationen mit Katter hatte das Institut zuvor für Abgeordnete der Deutschen Demokratischen Partei (11. März 1929) und in Anwesenheit von Jurist*innen (8. März 1929) veranstaltet. Vgl. Dittrich 2020: 24; Herrn 2022: 387.

38 *Otto Braun* (1872–1955). Deutscher Politiker (SPD). In der Weimarer Republik langjähriger Ministerpräsident des Freistaats Preußen.

Sie denn, werden wir Erfolg gehabt haben? [...]. Eines Tages erschien eine Delegation vom Institut für Sexualforschung in Wien,³⁹ sie besichtigte das gesamte Institut und nahm anschliessend Ausführungen von Hirschfeld im Archiv entgegen, wo ich ihnen begegnete, als dieser eine Frage an sie richtete, der sie die Antwort schuldig blieben. Um die peinliche Stille zu überbrücken, beantwortete ich diese meinerseits, wobei ich mich als etwas naseweis empfand, da ich gar nicht gefragt war. Wieder Stille – und dann sagte Hirschfeld: Aber – meine Herren, mein kleiner Katter, der beschämt sie ja noch alle! Am Abend kam er plötzlich zu mir und ärmelte mich unter, wobei er sagte: Komm, mein lieber Sohn, weil du deine Sache so gut gemacht hast heute, darfst du auch jetzt mit mir mitkommen zur Humboldt-Hochschule.⁴⁰ Dann lief er mit mir durch lange Korridore und treppauf, treppab bis wir plötzlich auf einer kleinen Bühne im Ernst-Häckel Saal⁴¹ standen, das volle Parkett von Hörern unter uns. Ich sass neben ihm und er machte zum Abschluss mit mir ein Interview.

Im Jahre 1929 erhielt ich von meinem Vater aus Budapest ein Angebot, nach dort zu kommen und in seinem kaufmännischen Betrieb einzutreten als deutscher Korrespondent. Durfte ich dies ausschlagen? Normalerweise wohl, aber meine Lehrzeit ging zu Ende und mein Berufsziel war im Zeichen der Weltwirtschaftskrise illusorisch geworden. Hier schien sich ein Ausweg zu bieten aus einer aussichtslosen Perspektive. So sagte ich nach vielen Bedenken schliesslich zu und berichtete dies auch Magnus Hirschfeld.

Als dann der Tag gekommen war, an dem ich alles geregelt hatte und zur Übersiedlung bereit war, begab ich mich noch einmal ins Institut, um mich von

39 Das *Institut für Sexualforschung in Wien* bestand von 1928 bis 1932 und war im Gegensatz zu Hirschfelds Institut eher kulturwissenschaftlich ausgerichtet. Zur Delegation dürften neben anderen vor allem der Verleger Leo Schidrowitz (1894–1956) und der Arzt Oskar F. Scheuer (1876–1941), die beiden zentralen Akteure dieser eng mit dem Wiener Verlag für Kulturforschung verbundenen Institution, gehört haben. Siehe zur Institutsgeschichte den Beitrag von Richard Kühl in diesem Band.

40 *Humboldt-Hochschule*. Magnus Hirschfeld gab seit der Institutsgründung 1919 in jedem Semester auswärtige sexualwissenschaftliche Kurse an der Humboldt-Hochschule in Berlin. Aus dieser Stelle der Erinnerung Katters ergibt sich indes übereinstimmend mit rückblickenden Angaben des Prager Sexualforschers Josef Hynie (siehe Schindler 1999: 85), dass Hirschfeld zu diesem Zeitpunkt die Humboldt-Kurse nicht mehr in deren Räumlichkeiten, sondern in seinem Institut abgehalten haben muss. Im Gegensatz zu anderen Vortragsveranstaltungen, die im Institut stattfanden, sind diese Kurse bisher schwer zu rekonstruieren.

41 *Ernst Haeckel-Saal*. 1922 im Institutsanbau eröffneter Vortragssaal.

Magnus Hirschfeld zu verabschieden. Dieser fragte mich, ob ich heute aus besonderem Anlass käme. Ja, sagte ich, ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden. Da sah er mich wieder mit seinem wunderbaren Forscherblick an und sagte: Du wolltest dich von mir verabschieden? Katterchen, du bist einer der anständigsten Menschen, die ich in meinem langen Leben kennengelernt habe. Und fügte auf meinen erstaunten Blick hinzu: Das hätte nicht jeder getan!

Als ich dann im nächsten Jahr wieder nach Deutschland zurückkehrte, da sich auch dieses Abenteuer als Illusion erwiesen hatte, lenkte ich wieder meine Schritte ins Institut. Allein ich musste nun hören, dass Magnus Hirschfeld nicht zugegen war. Er hatte eine Reise angetreten und wäre zur Zeit in Indien als Gast bei Nehru,⁴² der früher auch das Berliner Institut besucht hatte. Man sagte mir, er schreibe an einem Buch, das grossartig werden würde. Noch jahrelang nach [19]45 habe ich vergebens danach gesucht, um erst neuerdings zu erfahren, dass es noch 1933 in der Schweiz erschienen ist. Und nun liegt ein Buch von Magnus Hirschfeld vor, betitelt »Von einst bis jetzt«. ⁴³ Es ist die Geschichte des »Wissenschaftlich-humanitären Komitees«. In dem Kapitel »Römisches Intermezzo« finde ich einen Ausspruch von Magnus Hirschfeld, der mich mit grosser Freude erfüllt hat. Ich muss hierbei erwähnen, dass Magnus Hirschfeld auch ein Freund der Kunst war, was unter anderem die Kammerkonzerte bewiesen, die ständig im Institut stattfanden. Was mich betrifft, so war ich mein Leben lang gleichsam hin- und hergerissen zwischen der Kunst und dieser Wissenschaft, das heisst mit den diversen Zweigen derselben, und so gab es Zeiten, in denen ich mich ausschliesslich der ersteren widmete und umgekehrt, wobei dann stets entweder die Kunst oder die Wissenschaft entsprechend sozusagen auf Eis gelegt waren. Eine derartige »Eiszeitperiode« der Kunst muss in den Jahren bestanden haben, als ich mich im Institut »zuhause« fühlte, denn Magnus Hirschfeld ahnte nichts von meinen künstlerischen Ambitionen und Talenten. Wir haben nie davon gesprochen. Umso erstaunter

42 *Jawaharlal Nehru* (1899–1964). Hirschfeld schildert die Wiederbegegnung mit dem indischen Politiker ausführlich in seinem Buch *Weltreise eines Sexualforschers*. Siehe Hirschfeld 1933: 250–253).

43 *Von einst bis jetzt*. Es handelt sich um Magnus Hirschfelds Memoiren, die er ursprünglich im Verlag von Paul Steegemann veröffentlichen wollte, die dann aber allein in der Zeitschrift »Die Freundschaft« in Fortsetzung (1922 bis 1923) zum Abdruck kamen. Sie wurden 1986 zum ersten Mal in Buchform ediert und erschienen, herausgeben von Manfred Herzer und James Steakley, im Berliner Verlag rosa Winkel als erster Band der »Schriftenreihe der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft«.

war ich daher, als ich also dort las. Ich zitiere: Wüllner⁴⁴ zeigte uns die Stelle auf dem Forum, an der Marc Anton dem ermordeten Gaius Julius Caesar die Leichenrede hielt. Er zitierte aus ihr die berührenden Shakespeareworte, deren beissende Ironie sich wohl jedem, der sie auch nur ein einziges Mal von Ludwig Wüllner vorgetragen hörte, unvergänglich eingeprägt hat. »Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann, das sind sie alle, alle ehrenwert.« Ende des Zitats. Was aber war es, was mich hier so überraschen konnte? Da, wie gesagt, Magnus Hirschfeld nichts von meiner geheimen Liebe zur Kunst ahnte, wäre er immer überraschter gewesen, wenn er je erfahren hätte, dass ich genau 10 Jahre nach meinem Eintritt in sein Institut bei Ludwig Wüllner gelandet war. Und als die vom Wüllner-Studio den Sprung zur Bühne des Landestheater Rudolstadt machten, da sagte der dortige Intendant Martin Homburg⁴⁵ zu mir: Ich habe ja Wüllner noch gekannt. Wir haben zusammen auf der Bühne gestanden. Ich als Julius Cäsar und er als Marc Anton.

Literaturverzeichnis

- Dittrich, Samson. Gerd Katter (1910–1995) – Trans-Mann, Patient und Lobbyist. Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft Nr. 64 (2020), 18–25.
- Dobler, Jens. Polizei und Homosexuelle in der Weimarer Republik. Zur Konstruktion des Sündenbabels. Berlin: Metropol, 2020.
- Dose, Ralf. Haus-, medizinisches und Verwaltungspersonal des Instituts für Sexualwissenschaft. Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft Nr. 67 (2021), 9–32

44 *Ludwig Wüllner* (1858–1938). Deutscher Sänger, Rezitator und Schauspieler. Seit der Jahrhundertwende über Deutschland hinaus berühmt durch Liederabende und als Vortragskünstler. Er war dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee, dessen Petition gegen den § 175 er unterzeichnet hatte, eng verbunden. So hatte er auf Magnus Hirschfelds 50. Geburtstag im Mai 1918, dem 25-jährigen Jubiläum des WhK 1922 und bei einem »Literarischen Abend« des Instituts für Sexualwissenschaft 1923 Auftritte. Siehe im Einzelnen Vierteljahresberichte des WhK 18/4, 1918: 210; Hirschfeld 1986: 121; Die Freundschaft, Jg. 6, 1924: 22.

45 *Martin Homburg* (1883–1963). Schauspieler, Regisseur, Sänger. Ab 1924 Leitungen verschiedener Theater, darunter, in der Zeit des Zweiten Weltkriegs, »Oberspielleiter« des thüringischen Theaters Rudolstadt.

- Dose, Ralf/Wolfert, Raimund. Obleute des WhK (Eintrag Walther Niemann). Obleute des WhK – Gesamtverzeichnis. URL: <https://www.magnus-hirschfeld.de/forschungsstelle/projekte/whk-obleute-gesamtverzeichnis/> (zuletzt geprüft 7.10.2023).
- Eckert, Nora. *Wie alle, nur anders. Ein transsexuelles Leben in Berlin*. München: C. H. Beck, 2021.
- Grau, Günter. Art. »Max Hodann«. In: *Personenlexikon der Sexualforschung*, hg. v. Sigusch, Volkmar/Grau, Günter. Frankfurt a.M./New York: Campus 2009, 296–302.
- Herrn, Rainer. *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2005.
- Herrn, Rainer. Art. »Ludwig Levy-Lenz«. In *Personenlexikon der Sexualforschung*, hg. v. Sigusch, Volkmar/Grau, Günter. Frankfurt a.M./New York: Campus 2009, 418–423.
- Herrn, Rainer. *Der Liebe und dem Leid. Das Institut für Sexualwissenschaft 1919–1933*. Berlin: Suhrkamp, 2022.
- Hirschfeld, Magnus. *Weltreise eines Sexualforschers*. Brugg: Bözberg, 1933.
- Hirschfeld, Magnus. *Von einst bis jetzt. Geschichte einer homosexuellen Bewegung 1897–1922*. Hg. u. mit einem Nachwort versehen v. Manfred Herzer u. James Steakley. Berlin: Verlag rosa Winkel, 1986.
- Kühl, Richard. *Der Große Krieg der Triebe. Die deutsche Sexualwissenschaft und der Erste Weltkrieg*. Bielefeld: transcript, 2022.
- L[evy]-Lenz, Ludwig. *Erinnerungen eines Sexual-Arztes*. (Aus den Memoiren eines Sexologen). Gesamtausgabe. Bad Cannstatt: Freyja-Verlag Nachf. [ca. 1961].
- Micheler, Stefan. *Zeitschriften und Verbände gleichgeschlechtlich begehrender Menschen in der Weimarer Republik. Ansätze zu einer Organisationsgeschichte*. *Invertito* 10 (2008), 10–56.
- Nass, Biba. *Blau*. Berlin: Sukultur, 2022 [eine Variation erschien unter dem Titel *In unseren Stimmen*. In: *tin*stories. Trans/inter/nicht-binäre Geschichte(n) seit 1900*. Eds. Reißner, Joy, Meier-Brix, Orlando. Münster: edition assemblage, 2022, 36–52.]
- Rottmann, Andrea. *Queer Lives Across the Wall. Desire and Danger in Divided Berlin, 1945–1970*. Toronto/Buffalo/London: University of Toronto Press, 2023.

- Schindler, Franz. Prager Besuch am Institut für Sexualwissenschaft im Jahr 1929. *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* Nr. 29/30 (1999), 81–86.
- Soetaert, Hans P./Wolfert, Raimund. Eintrag Karl Giese, in: *Stolpersteine Berlin*. URL: <https://www.stolpersteine-berlin.de/de/biografie/7552> (2015) (zuletzt geprüft 7.10.2023).
- Wolfert, Raimund. Art. »Abraham, Felix«. *Frankfurter Personenlexikon online* (2020). URL: <https://frankfurter-personenlexikon.de/node/11630>.

Arbeit an der Monumentalisierung der sexuellen Moderne

Geschichte des Instituts für Sexuallforschung in Wien (1928–1932) – ein Versuch

Richard Kühl

Abstract: *In 1928, the Institute for Sexual Research was founded in Vienna on private initiative. According to current knowledge, it did not exist for more than four years. The institute was closed during in the last phase of the world economic crisis and the rise of Austrofascism. Its history has so far been researched only in rudimentary form. Within the short period of its existence, it had developed a remarkably diverse activity. This included the realization of more than twenty of its own monographs and two film productions, sexual counseling services, exhibitions, lecture series, and the making accessible of its extensive archive holdings. Most recently, the Institute had become a preferred target of völkisch anti-Semitism and moral agitation in Germany and Austria. The latter placed the activities under the condemnation of businesslike pornography in a way that was influential in the history of reception. A closer look at the institutional development, the networking policy, and the publishing work, however, expands historical knowledge of the scientification and politicization of sexuality in the first third of the 20th century. The scientists at the institute did not break with medicalization of sexuality, but their concepts pursued this intention to an exceptionally high degree.*

Keywords: *History of Sexology; Leo Schidrowitz; Vienna; Interwar Period; Culture Wars*

Dem immens gewachsenen Interesse an den Gründungsjahrzehnten der modernen Sexuallforschung zwischen den 1870er und den 1930er Jahren zum Trotz weist die frühe Fachgeschichte nach wie vor eine Reihe empfindlicher Desiderate auf. Nicht wenige davon sind auf einer grundlegenden Ebene angesiedelt.

Das zeigt bereits ein näherer Blick auf die Organisations- und Infrastrukturgeschichte. Allenfalls bruchstückhaft gearbeitet wurde bisher beispielsweise über transnational agierende Zusammenschlüsse. Wenig ist über die 1914 in Berlin gegründete Internationale Gesellschaft für Sexualforschung und selbst über die von 1926 bis 1935 bestehende Weltliga für Sexualreform gearbeitet worden – von der Vielzahl an Verbänden in Europa, die in einzelnen Ländern in fachliche Strukturen integriert waren oder diese erst hervorbrachten, zu schweigen. Selbst über das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, das sich 1897 in Berlin als international erste Organisation dieser Art den Kampf für die Rechte gleichgeschlechtlich begehrender Menschen auf die Fahnen schrieb und bald über zugkräftige Dependancen in mehreren europäischen Ländern verfügte, steht eine monographische Gesamtdarstellung nach wie vor aus. An einer Reihe von Beispielen ließe sich demonstrieren, dass es um die Forschungssituation zu wissenschaftsinternen Plattformen kaum anders bestellt ist.

Allerdings ist in den letzten Jahren Bewegung in das gesamte Feld gekommen. Zweierlei Ansprüche an eine Infrastrukturgeschichte stechen dabei ins Auge. Zum einen ist es immer häufiger der Fall, dass das Angehen grundlegender Forschungslücken mit dem Aufzeigen eines historiographisch innovativen Potenzials des jeweiligen Gegenstands verknüpft wird.¹ Zum anderen gibt es ein neues Interesse an einer nutzungsfreundlichen Erschließung der sexualwissenschaftlichen und -reformerischen Zeitschriftenlandschaft, was oft mit einer historisch-kritischen Einordnung verbunden wird.² Ein in beiderlei Hinsicht hervorstechendes Beispiel bietet aktuell ein in Berlin durchgeführtes Projekt zur Aufbereitung einer der interessantesten LGBTIQ-Zeitschriften der Epoche. Gemeint ist das Blatt »Hlas«, das von 1932 an in der Tschechoslowakei noch sechs Jahre erschien, als andernorts in Europa, bedingt durch die Folgen der NS-«Machtergreifung», den italienischen Faschismus und die Installation konservativ-autoritärer Regime die Sexualreformbewegung längst untergegangen war (Afken/Wolfert 2023). Auch weil infolge dieser historisch durchschlagenden Entwicklungen der 1930er Jahre viele andere Quellen verloren gegangen sind, die für die Nachzeichnung wissenschaftlicher Disziplinengeschichten für gewöhnlich vorliegen, ist generell durch die wachsende Digitalisierung der Zeitschriftenbestände queerer Archive zu erwarten, dass

1 Siehe zuletzt, hier mit Blick auf Verbände und Zeitschriften des englischsprachigen Raums, Lang/Sutton 2023.

2 Siehe zuletzt Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft 2021.

diese neue Zugänglichkeit von Quellen, die bislang in der Regel nur mit einigem Aufwand einsehbar waren, den Blick für unentdeckte Zusammenhänge schärfen wird.

Irgendwo zwischen diesen beiden Ansprüchen an eine Infrastrukturgeschichte will sich die nachfolgende Darstellung des Instituts für Sexualforschung in Wien verorten. Das liegt auch am Gegenstand selbst. Denn so überfällig der Versuch einer zusammenhängenden Geschichte dieser Einrichtung auch erscheint, so speziell liegt doch gerade dieser Fall. Die privat initiierte Forschungsstätte, von der man bis vor wenigen Jahren kaum mehr wusste, als dass sie 1928 ins Leben gerufen wurde und bis zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt in den 1930er Jahren bestanden hatte, geistert nach wie vor mehr durch die Literatur als dass sie fester Teil von Bestandsaufnahmen augenfälliger Desiderate wäre. Alles andere als offensichtlich ist nämlich, in welche Richtungen das Schließen der Forschungslücke von Bedeutung sein könnte. Tatsächlich kamen viele Fachgeschichten an einer Berücksichtigung problemlos vorbei. Nicht nur in älteren Standardwerken sucht man oft vergeblich nach Verweisen auf seine historische Existenz.³ Nicht anders verfuhr unlängst auch der Berliner Medizinhistoriker Rainer Herrn in seiner ausgreifenden Geschichte von Magnus Hirschfelds berühmtem Institut für Sexualwissenschaft in Berlin, das 1919 gegründet und 1933 vom NS-Regime zerstört wurde. Ein Seitenblick auf parallele oder auch abweichende Entwicklungen im Wiener »Schwesterinstitut«, das knapp zehn Jahre nach Hirschfelds Pioniertat aus der Taufe gehoben wurde – ein solcher Blick schien offenkundig verzichtbar, und zwar ohne dass dies einer Begründung bedurft hätte (Herrn 2022).

Allerdings handelt es sich, sieht man von einer zunächst im Sande verlaufenen Initiative um ein entsprechendes Universitätsinstitut in Prag 1921/22 ab,⁴ um die historisch überhaupt erst zweite Gründungsgeschichte dieser Art – und dies sogar weltweit. Wie schon länger bekannt ist, war es überdies kein Geringerer als eben Magnus Hirschfeld, der, so war es in der Gründungsakte vorgesehen, langfristig über das Profil dieser Forschungsstätte (mit-)entscheiden

3 Und dies auch in solchen Fällen, die sich explizit auf den deutschsprachigen Raum der Zeit vor 1933 konzentrieren. Siehe Sigusch 2008.

4 1921 sollte dort der tschechoslowakische Dermatovenerologe Ferdinand Pečírka ein Institut für Sexualwissenschaft aufbauen, wozu es aufgrund seines unerwarteten Todes 1922 erst 1935 unter Leitung von Josef Hynie kam. Vgl. Schindler 2009.

sollte.⁵ Zugleich ist trotz erster Untersuchungen über einzelne institutsnahe Werke wie das mehrbändige *Bilder-Lexikon der Erotik* sowie über den Institutsbegründer, den vielseitigen Verleger und kulturwissenschaftlichen Publizisten Leo Schidrowitz,⁶ keineswegs klar, inwiefern es sich beim Institut für Sexualforschung in Wien nicht um ein wissenschaftlich zweifelhaftes Unternehmen handelte, genauer: um ein kommerziell motiviertes *Labeling* eines populärwissenschaftlichen, wenn nicht sogar halbpornographischen Verlags. Einige kürzere Arbeiten allerdings, die in jüngster Zeit im Rahmen sexualhistorisch interessierter Projekte zur Wiener Geschichte der Zwischenkriegszeit entstanden sind, kamen über die prägende Figur des Instituts zu Einordnungen, die deutlich auf ein fachhistorisches Versäumnis hinweisen. So könne Schidrowitz sehr wohl, meinte jüngst der Zeit- und Kulturhistoriker Marcus G. Patka, »als ›Wiener Magnus Hirschfeld‹ bezeichnet werden« (Patka 2022: 71). Im Handumdrehen habe er sein Institut, meinten unlängst auch die Wiener Historiker Matthias Marschik und Georg Spitaler, die sich mit der Vita des umtriebigen Verlagsmanns und Organisationstalents eingehender befasst haben, »auf den aktuellen Forschungsstand gebracht« und am Ende »wesentliche Impulse für die deutschsprachige Sexualforschung« geliefert (Marschik/Spitaler 2022: 78–79).

Die Hausfassade

Aber wenn dies zutreffend gewesen sein sollte, war dann die PR-Abteilung des Instituts nicht eine einzige Katastrophe? Man muss vielleicht tatsächlich mit einigen Streiflichtern auf diese Frage beginnen, weil sie das Spannungsverhältnis der widersprüchlichen Urteile über das Wirken Schidrowitz' und seiner Forschungsstätte unmittelbar vor Augen führen.

Wer heute, bald hundert Jahre später, die Prospekte durchblättert, die das Institut für Sexualforschung in Wien (von hier an: IfSW) zu verantworten hatte, findet dort auf engstem Raum etliche Anhaltspunkte dafür versammelt, dass es sich bei dieser Einrichtung und dem hauseigenen Verlag für Kulturforschung eigentlich nur um einen wissenschaftlich nutzlosen Prachtbau mit angeschlossener Druckerei gehandelt haben konnte – um ein auf Hochglanz

5 Siehe Marschik/Spitaler 2015: 29.

6 Siehe Kühl 2009a; Lang 2010; Marschik/Spitaler 2015; Bach 2016; Marschik 2016; Marschik 2023.

poliertes, bestenfalls populärwissenschaftliches Unternehmen, das seine kommerziellen Interessen nur notdürftig verbergen konnte oder wollte. In den Prospekten herrschte der Superlativ. Da war nicht nur die Rede von einer Forschungsstätte, die mit dem »größten sexualkundlichen Material-Archiv der Welt«⁷ aufwarten könne und mit Schidrowitz einen der »führenden Männer der modernen Kultur- und Sexualforschung« an ihrer Spitze wisse.⁸ Die Art und Weise, mit der die eigenen Erzeugnisse über den grünen Klee gelobt wurden, weist in dieselbe Richtung. Das IfSW, so war zu lesen, verfüge über den »größten deutschsprachigen Verlag sexualkundlicher Werke«⁹, dessen Strahlkraft eigenen Verlautbarungen zufolge aber weit über den deutschsprachigen Raum hinaus ging, ja eigentlich nur global zu bemessen war: Neue Bücherreihen wurden noch vor Erscheinen als neue Standardwerke »der modernsten sexualwissenschaftlichen Forschungsschule« angepriesen.¹⁰ Wer zum schon erwähnten *Bilder-Lexikon der Erotik* griff, hatte gar »das gewaltigste und bedeutungsvollste Werk auf dem Gebiete der Sexualkunde«¹¹ überhaupt in der Hand – ein Mammutwerk, das »noch in weiter Zeitenferne« seinen Rang als »gültiges Hauptwerk«¹² der Sexualwissenschaft behaupten werde.

Die Verlagswerbung war voll von solchen Übertreibungen, selbst dort, wo es ganz und gar unnötig schien.¹³ Während im Programm Titel der sprechenden Art wie *Das lüsterne Weib*, *Das Weib als Sklavin*, *Gefilde der Lust*, *Die Brautnacht*, *Sittengeschichte des Lasters*, *Sittengeschichte des Intimen*, *Sittengeschichte des Intimsiten* auftauchten, inszenierte man sich zugleich als eine Art von Edel-Sexologie,¹⁴ was so durchsichtige Manöver einschloss wie die PR-Maßnahme, Mitarbeiter*innen des Instituts, das keinerlei klinische Aufgaben hatte, in der Öff-

7 Verlag für Kulturforschung: Geleitwort in: *Bilder-Lexikon der Erotik* (im Folgenden: BL) 3, o. S.

8 [Adolf] K[retz]: Art. »Schidrowitz, Leo«, in: BL 2: 792.

9 Sexualkundliches Wissensmagazin. Ein Führer auf dem Gebiete sexualwissenschaftlicher Literatur [Wien 1931], Titelbl., R.

10 Werbeanzeige in: *Tagesbote* (Brünn); Nr. 65, 9.2.1932.

11 Subskriptionsanzeige im »Kriminalmagazin« 1929, abgedr. in: Bach 2016: 151.

12 Institut für Sexualforschung in Wien: Einführung in: BL 3, o. S.

13 Solche Übertreibungen betrafen etwa die die Rede von 20.000 Artikeln und 10.000 Illustrationen, die im besagten *Bilder-Lexikon* zum Abdruck gekommen seien. In Wirklichkeit waren es, was immer noch irrsinnige Zahlen sind, rund 4.000 Schlagworte und 6.000 Abbildungen. Siehe die oben zit. Subskriptionsanzeige; vgl. dagegen Bach 2016: 151; Marschik/Spitaler 2015: 34

14 Siehe dazu etwa Oskar Maria Grafts unverkennbare Belustigung in seiner Darstellung des »hochvornehmen« Instituts in Graf 1966: 312–314.

fentlichkeit ausschließlich in weißen Arzt- und Laborkitteln zu präsentieren.¹⁵ Der Ton wiederum in Anschreiben an Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Publizistik zur Mitwirkung an Institutsprojekten changierte zwischen penetranter Unterwürfigkeit und demonstrativem Eigenlob.¹⁶

Mit diesen Streiflichtern konfrontiert, kann man leicht zu dem Schluss kommen, dass es gar keine Fassade gab, die abzureißen gewesen wäre, weil die Selbstentlarvung allzu offenkundig schien und die völkische und sittlichkeitsbewegte Presse zu Beginn der 1930er Jahre genau dies weidlich für ihre Zwecke zu nutzen verstand. Dieses Institut, so hieß es in deren Kampagnen dann ja auch tatsächlich, sei nichts weiter als eine »Attrappe für einen pornographischen Verlag«.¹⁷ Wer in der Zeitgeschichte nach 1945 sexualhistorisch etwas bewandert ist, wird dann wohl auch weniger einen Vergleich ziehen zu Magnus Hirschfelds profiliertem Berliner Institut als vielmehr zu jenem ominösen »Institut für Sexualwissenschaft München«, das vier Jahrzehnte später in der Bundesrepublik aus der Taufe gehoben wurde. Diese im Zuge der »Sex-Welle« entstandene Adresse war in der Tat kaum mehr als der Selbstverlag Günter Hunolds alias Günther Heller, einem ebenso umtriebigen wie von der etablierten Sexualforschung frühzeitig als unseriös attackierten Softporno-Publizisten, der in den 1960er und 1970er Jahren in der Boulevardpresse äußerst präsent war, sich gerne mit wissenschaftlich vermeintlich ausgewiesenen Mitarbeiter*innenstäben umgab und dessen bekannteste Schöpfung der »Schulmädchen-Report« war.

Einige solcher Parallelen stechen in der Tat auch noch bei näherem Hinsehen ins Auge. Doch geht das Wiener Institut, wie hier in einer erstmals systematisch nachgezeichneten Geschichte deutlich werden soll, in einem solchen Vergleich nicht auf. Der Fall war komplexer und facettenreicher. Zu den Aktivitäten, an deren Realisierung beinahe 150 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens beteiligt waren, gehörten nicht nur mehr als zwanzig Monographien, sondern auch Filmproduktionen, Sexualberatungsangebote, Ausstellungen, Vortragsreihen und die Zugänglichmachung seiner umfangreichen Archivbestände. Ein näherer Blick auf die institutionelle Struktur, die Vernetzungspolitik und das verlegerische Wirken des IfSW vermag dabei das Bild von der Verwissenschaftlichung und der Politisierung des Sexuellen im

15 Vgl. dazu auch Lang 2010: 13–14.

16 Institut für Sexualforschung in Wien an Verlag Eugen Diederichs vom 3.5.1930. DLA Marbach NL Eugen Diederichs.

17 Döbling 1931: 575.

ersten Drittel des 20. Jahrhunderts durchaus zu erweitern. Denn aufgegriffen wurden am Wiener Institut Zugänge, die mit der Medikalisierung des Sexuellen in der Moderne zwar nicht brachen, aber produktiv konfligieren sollten. Diese Tätigkeiten hinterließen zudem Spuren in der politischen Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit, die bisher kaum die angemessene Beachtung gefunden haben. Ähnliches gilt, wie hier im Anschluss an die Arbeiten des US-amerikanischen Weimar-Kultur-Experten Karl Toepfer zur »Monumentalisierung der perversen Erotik« in dieser Epoche nachvollzogen werden soll,¹⁸ für die kulturellen Bezüglichkeiten und die politische Dimension der Traditionsbestände dieser Form von Sexualwissenschaft, die auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurückgingen.

Stationen der Gründungsgeschichte

Die ersten Pressemeldungen, die über den Plan eines sexualwissenschaftlichen Instituts für die österreichische Hauptstadt informierten, stammen aus dem Juni 1928. Bekannt wurde mit diesen Berichten zugleich der Vorgang einer kurz zuvor erfolgten Stiftung, die für diesen Zweck geschaffen worden war.

Weder der Name der Stifter*in – »eine amerikanische wissenschaftliche Persönlichkeit« –¹⁹ noch die Höhe der im April 1928 offiziell eingetragenen Stiftungssumme wurden genannt, wohl aber, dass sich die Forschungsstätte grundsätzlich an Magnus Hirschfelds Berliner Institut orientieren werde und die Perspektiven vielversprechend seien. So hängten vor allem sozialdemokratische Zeitungen die Erwartungen gleich überaus hoch, indem sie sich an Spekulationen über eine künftige Leitung der Einrichtung beteiligten. Sie beriefen sich dabei auf angeblich seit Längerem kursierende diesbezügliche Gerüchte in Wiener »Universitätskreisen«. Es werde vermutet, so hieß es, dass für die anspruchsvolle Aufgabe eigentlich nur der durch Experimente mit Sexualhormonen weltberühmt gewordene Wiener Endokrinologe Eugen Steinach infrage käme – wenn nicht gar Sigmund Freud. Schließlich handele es sich für den Begründer der Psychoanalyse um die Möglichkeit der Verwirklichung eines Lebenstraums, stehe er doch »dem Gedanken einer Errichtung eines großen Ambulatoriums der genannten Art besonders nahe [...]«. ²⁰ Indes:

18 Siehe insbes. Toepfer 2014.

19 »Ein Institut für Sexualforschung in Wien«, in: Salzburger Volksblatt, 21.6.1928.

20 »Ein sexualwissenschaftliches Institut in Wien«, in: Neues Wiener Journal, 22.6.1928.

»Die Entscheidung zu beschleunigen, wäre jetzt schon deshalb nicht am Platz, da Professor Freud sich nicht in Wien befindet.«²¹

Ein verstopfter Start

Wenn nicht alles täuscht, waren dies substanzlose Spekulationen. So schnell im Sommer 1928 die Sensationsmeldungen von der geplanten oder – so klar war das nicht – schon auf den Weg gebrachten Gründung aufgekommen waren, so schnell verschwand das Thema wieder aus den Schlagzeilen. Von keinem der beiden als Direktoren gehandelten Starsexologen ist auch nur eine Nebenbemerkung über das Wiener Institut überliefert.

Mit Magnus Hirschfeld allerdings, dem eine prominente Rolle in der langfristigen Besetzung der Institutsspitze zgedacht war, setzte man sich spätestens im Laufe des Jahres 1929 in Verbindung. Dies geht aus den Erinnerungen Gerd Katters hervor,²² der den Besuch einer Delegation des Wiener Instituts in Berlin erwähnt. Nach diesem Bericht müssen die Verantwortlichen in fachlicher Hinsicht nicht den besten Eindruck auf Hirschfeld gemacht haben. Offensichtlich bezweifelte dieser sogar, ob das Personal wissenschaftlich hinreichend qualifiziert sei. Dies dürfte den Charakter einer öffentlichen Auseinandersetzung zwischen beiden Instituten kurze Zeit später erklären, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Offenkundig hatte man schon im Umfeld der ersten Meldungen zu handeln begonnen. Das Institut erhielt seinen provisorischen Sitz in der Flanier- und Luxuswarenstraße Am Kohlmarkt 7, wo auch der Verlag für Kulturforschung untergebracht war. Zum Kernpersonal dürften bereits zu diesem Zeitpunkt neben Schidrowitz der Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten Oskar F. Scheuer, ein Experte gleichermaßen für die medizinische und die kulturwissenschaftliche Forschung über die sexuelle Funktion der Sinne, sowie der Gynäkologe Bernhard A. Bauer gezählt haben, dem mehrere Bestseller über die Sexualität der Frau gelungen waren. Spätestens im Mai 1930 bezog

21 Ebd.

22 Siehe den Abdruck von Gerd Katters Erinnerungen in diesem Band.

das Institut dann ganz oder zumindest zum großen Teil das dritte Geschoss des noblen Palais Pálffy in der Wallnerstraße.²³

Die Öffentlichkeit bekam von alledem zunächst wenig mit. Auch als man plante, die Tore für den Publikumsverkehr zu öffnen, wurde dies nicht mit einem Empfang oder einem anderen symbolträchtigen Ereignis begangen. Rund vier Monate vor den ersten Veranstaltungen indes, im Juli 1930, erschienen größere Artikel darüber, dass das Institut nun seinen Betrieb aufgenommen habe. Mehrere vielgelesene Wiener Zeitungen hatten die Räumlichkeiten in Augenschein genommen und konnten der Öffentlichkeit eine Vorstellung von der Bandbreite der Sammlungsgegenstände in Archiv, Bibliothek und Ausstellungsräumen vermitteln.²⁴

Abb. 1 und 2: Blick in Bibliothek und Schausammlungen



Gleichzeitig war es nicht so, dass das Institut erst mit diesen Berichten oder, wie es kurze Zeit später hieß, im September 1930 anlässlich einer Begleitveranstaltung zum IV. Kongress der Weltliga für Sexualreform »das erste Mal in die Öffentlichkeit« getreten sei.²⁵ Zum einen waren, was aufmerksamen Beobachter*innen nicht entgangen war, bereits mehreren Publikationen des Verlags für Kulturforschung Hinweise auf einen aktiven Status des Instituts zu entnehmen gewesen. Demnach war schon im Umfeld der Stiftung, vielleicht sogar schon früher, der Aufbau so weit vorangeschritten, dass u.a. auch die

23 Institut für Sexualforschung in Wien an Verlag Eugen Diederichs vom 3.5.1930; Max Linke an Institut für Sexualforschung in Wien am 16.5.1930. Beides in: DLA Marbach NL Eugen Diederichs.

24 Siehe u.a. »Erotik in der Vitrine und im Aktenschrank. Eröffnung eines ›Instituts für Sexualforschung‹ in Wien«, in: Der Morgen, 21/28, 1930: 5

25 Assinger 1930: 1279.

Arbeit an einem Prestigeprojekt des Instituts, dessen Realisierung in der Satzung der Einrichtung festgeschrieben war, begonnen hatte: das *Bilder-Lexikon der Erotik*, deren erster Band schon 1928 erschien und von da an bis 1931 jährlich um einen weiteren Band erweitert wurde.²⁶ Außerdem hatte das Institut im Winter 1929/30 einen veritablen Fehlstart in der Öffentlichkeitsarbeit hingelegt, der vor allem in sexualreformerischen Kreisen wahrgenommen wurde. In Reaktion auf bereits umlaufende Informationen über allerlei Aktivitäten ließ das Hirschfeld-Institut im Januar 1930 über die hauseigene Zeitschrift »Die Aufklärung« eine wenig schmeichelhafte Erklärung verbreiten. Darin heißt es:

Verschiedentlich sind wir namentlich von ärztlicher und juristischer Seite gefragt worden, ob das »Wiener Institut für Sexualforschung« dem »Berliner Institut für Sexualwissenschaft« analog ist, ob beide Institutionen miteinander in Verbindung stehen oder das Wiener Institut gar eine Filiale des Berliner Instituts ist. Demgegenüber stellen wir folgendes fest: Das im elften Jahr arbeitende Berliner Institut ist eine gemeinnützige Stiftung, die von dem preußischen Unterrichts-, Justiz- und Innenministerium für den preußischen Staat übernommen wurde. Es dient Forschungs-, Lehr- und Heilzwecken. In der Stiftungsurkunde wurde die fachärztliche Leitung des Institutes auf Lebenszeit dem Begründer des Institutes, Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, übertragen. Die Stiftung verwaltet sich selbst und übt ihre Tätigkeit (Eheberatungsstelle, sexualforensische Abteilung, Arbeitsstätte für Sexualreform, Hör- und Lesesaal usw.) zum weitaus größten Teil unentgeltlich aus. Als Wiener Institut für Sexualforschung bezeichnet sich seit zwei Jahren ein von dem Verlagsbuchhändler Leo Schidrowitz gegründetes Verlagsunternehmen, das eine große Zahl »dickleibiger, von Bildern strotzender« Bände herausgegeben hat, in denen bestimmte sexuelle »kulturhistorische« Themen in »amüsanter als auch seriöser Weise« behandelt werden (die unter Anführungsstrichen zitierten Worte sind einem Reklameartikel über den Verlag entnommen). Man hat uns nahegelegt, um Verwechslungen vorzubeugen, gegen die (offensichtlich beabsichtigt ähnlich lautende und daher irreführende) Namensgebung des Wiener Verlages vorzugehen. Wir haben dies abgelehnt, weil wir der Meinung sind, daß im freien Spiel der Kräfte (gewöhnlich Konkurrenzkampf genannt) schließlich doch nur die positiven Leistungen entscheiden. Ebenso muß ja

26 Daneben war schon Juni 1929 Curt Morecks Buch *Das Gesicht* damit beworben, dass das Abbildungsmaterial aus dem Institut stamme und auch von diesem ausgewählt worden sei. Siehe die Anzeige der Wiener Buchhandlung Hutter in: *Das interessante Blatt*, 6.6.1929.

auch jedem Geschmack des Publikums Rechnung getragen werden. Wer also amüsante, zugleich aber auch seriöse Lektüre wünscht, wende sich an das Wiener, wer sich über die Grundlagen der Sexualwissenschaft und die Grundsätze der Sexualreform unterrichten will, an das Berliner Institut für Sexualwissenschaft. (Hirschfeld 1930: 32)

Daraufhin lieferten sich beide Institute einen öffentlich ausgetragenen Schlagabtausch, aus dem die Wiener Einrichtung nachgerade blamiert hervorging – dies umso mehr, als es sich bei ihrer Antwort um hochnotpeinlich beckmesserische Klarstellungen über (keine) Schnittmengen von Verlag und Institut handelte, die sich überflüssigerweise auch noch einer stakkatoartigen Rhetorik der Zurückweisung bediente, die unmittelbar an den berüchtigten »Aufruf der 93« von 1914 (mit seinem mehrfachen »Es ist nicht wahr«) erinnerte.²⁷ Gegenüber diesen Einlassungen, die offenkundig in aller Eile auf den Weg gebracht worden waren, hatte das Hirschfeld-Institut begreiflicherweise nur noch Spott übrig.²⁸ Der Ausgang dieser gerade in solchen wissenschaftlichen und politisch organisierten Kreisen, um deren Anerkennung es der Wiener Leitung gehen musste, besonders empfindlichen Fehde war zwar nicht günstig. Es gelang jedoch noch innerhalb weniger Monate, die Wogen nicht nur zu glätten, sondern auch Kooperationen einzugehen. Dies betraf insbesondere die Tätigkeiten in der Weltliga für Sexualreform und die Publizistik.

Es ist unklar, was für diesen Prozess der Annäherung zwischen beiden Häusern ausschlaggebend war. Wahrscheinlich spielten jedoch nähere Informationen über die ideellen Hintergründe und fachhistorischen Traditionen

27 Der Wortlaut ist wiedergegeben in: Hirschfeld 1930: 61.

28 Im Wortlaut: »Der Umstand, daß wie so oft bei Richtigstellungen auch hier wieder Behauptung gegen Behauptung steht, zeigt, wie berechtigt unser Vorschlag war, daß das Publikum sich am besten selbst ein Urteil bilden möge, ob das Wiener Institut tatsächlich seinem Berliner Vorbild entspricht. [...] Im übrigen stellen wir gern fest, daß der Verlag für Kulturforschung, dessen Inhaber Herr Leo Schidrowitz ist, in dem die oben genannten von Herrn Leo Schidrowitz herausgegebenen Werke erschienen sind, mit dem Institut für Sexualforschung, dessen Kurator Herr Leo Schidrowitz ist, von dem aber nur ein einziges Werk, betitelt: »Bilderlexikon der Erotik«, herausgegeben ist, nicht identisch ist. Wir sind dem Herrn Richtigsteller zu großem Dank verpflichtet, daß er uns und unsere Leser über diesen wichtigen Unterschied, der uns bisher entgangen war, aufgeklärt hat, und wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, daß wir den Herrn Herausgeber, Verleger und Kurator infolge seines gleichlautenden Namens miteinander verwechselt haben. Wir werden uns bemühen, ihn in Zukunft besser auseinanderzuhalten.« (Hirschfeld 1930: 61).

keine unbedeutende Rolle, auf die man sich in Wien berief. Was Hirschfeld betrifft, so waren diese Zugänge zwar weder in disziplinärer noch direkt politischer Hinsicht die seinen. Doch gehörten sie zum Kerninventar der Sexualwissenschaft, als sie sich in den Jahren um 1906 den Status einer eigenständigen Disziplin gab.

Vorbilder und Prägungen

Vordergründig waren Verlag und Institut tatsächlich nicht voneinander zu trennen. Ein ähnlich motiviertes Unternehmen initiierte in Wien zur selben Zeit der Verleger Carl Schusdek mit dem Verlag für Sexualwissenschaft. Hier erschienen ab 1929 Arbeiten aus dem Umfeld von Magnus Hirschfeld, die über ein Fachpublikum hinaus gelesen werden sollten, darunter die berühmte *Sittengeschichte des Weltkrieges*. Zugleich war das Schusdek-Unternehmen als Hausverlag der Weltliga für Sexualreform geplant und wurde als solcher ab ungefähr 1930 gezielt in Netzwerke eingebunden, die diesen Anstrengungen vor Ort ähnlich wie im Fall des IfSW einen institutionalisierenden Rahmen gaben.

Unverkennbare Parallelen waren überdies in den Biographien und den verlegerischen Wirkungsgeschichten beider Persönlichkeiten auszumachen. Nachdem sie unabhängig voneinander in ersten Nachkriegsjahren Schriften aus dem Umfeld der ebenso umkämpften wie zeitweilig überaus populären »erotischen Revolution« herausgegeben hatten,²⁹ waren die Verlags- bzw. Institutsgründungen beider aus der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre auch Reaktionen auf die in Deutschland und Österreich damals verschärften Zensurgesetze. In beiden Häusern wurde anschließend eine Strategie der wissenschaftlich abgesicherten Einrahmung verfolgt, deren politischer Charakter notorisch unterschätzt wird. Letzteres liegt vor allem am äußerlichen Erscheinungsbild dieser Publizistik. Man verlegte sich nun fast ausschließlich auf die Edition kostspielig produzierter Erotik-Atlanten und sonstiger

29 Zur »erotischen Revolution« in der unmittelbaren Nachkriegszeit und ihrem Echo in der Wiener Verlagsszene um 1930 siehe Kühl 2022: 233–238 u. 301–347.

Bild-Text-Enzyklopädien, nicht zuletzt »Sittengeschichten«.³⁰ Keines dieser Monumentalwerke wurde unter dem rasch branchenüblichen Preis von 25 RM auf den Markt gebracht. Es handelte sich um eine an die Behörden gerichtete Maßnahme, um glaubhaft zu machen, dass weder das Erreichen von Jugendlichen noch – auch dies war in Gutachten, die über die Freigabe entschieden, keineswegs selten der springende Punkt – eines Massenpublikums beabsichtigt sei.³¹

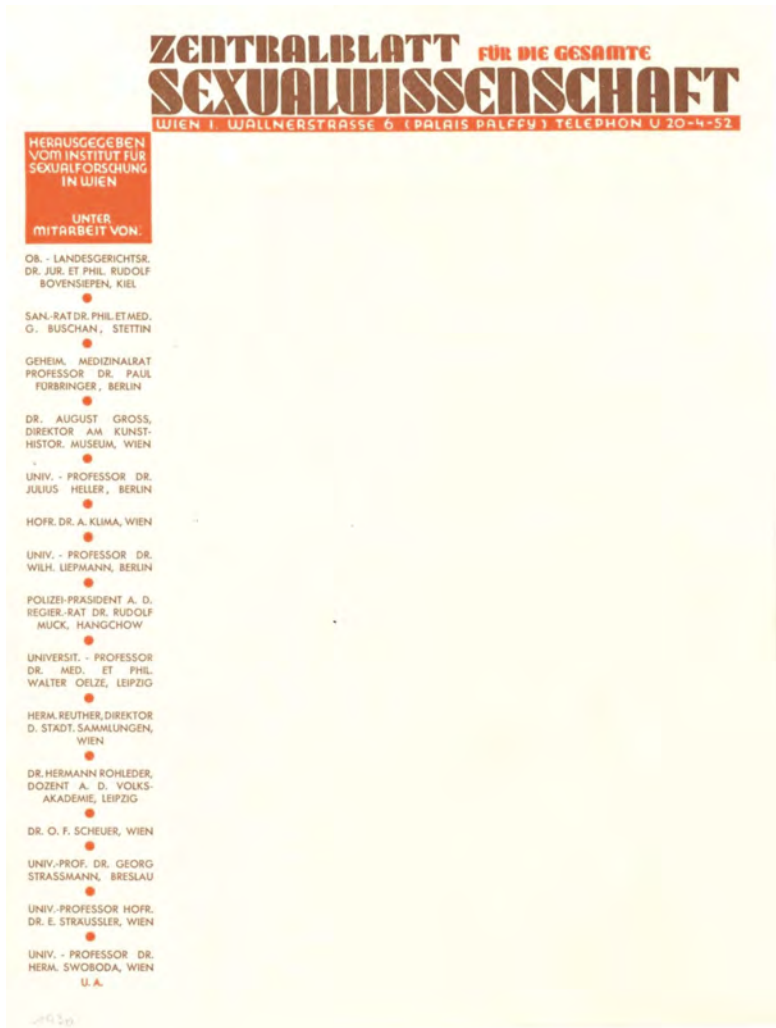
Breitenwirkung schränkte dies zwar empfindlich ein. Für das eigene Selbstverständnis und damit für eine historische Einordnung sehr viel wichtiger als diese vordergründigen PR-Maßnahmen und Marktstrategien waren jedoch die ideellen Leitbilder, sexualkulturellen Wahrnehmungsmuster und publizistischen Traditionen dieser Verlagshäuser. Zurecht hat die Historikerin Britta McEwen die eminent politische Dimension der sexualaufklärerischen Publizistik Hugo Bettauers hervorgehoben, den Schidrowitz Anfang der 1920er Jahre verlegt hatte.³² Doch reichten die politisch-kulturellen Bezüglichkeiten noch weiter zurück.

30 Die Reihe *Sittengeschichte der Kulturwelt*, die 1926 startete, war und blieb die bekannteste Produktion des Verlags für Kulturforschung; die erwähnte *Sittengeschichte des Weltkrieges* wiederum avancierte zum erfolgreichsten Erzeugnis des Verlags für Sexualwissenschaft.

31 Gleichermaßen zur Produktvermarktung wie zur Vorsicht gegenüber den Zensurbehörden wiederum gehörten exquisite, bereits aus der Publizistik Eduard Fuchs' zur Zeit der Jahrhundertwende bekannte »Ergänzungsbände«, die für den Buchhandel gesperrt waren

32 Vgl. McEwen 2016: 144–174.

Abb. 3: Robert Haas' Titel-Entwurf für eine nicht verwirklichte Zeitschrift des Wiener Instituts



Als Prägungen dürften sie indes schon zeitgenössisch nur für ein verhältnismäßig kleines Publikum erkennbar gewesen sein. Das IfSW berief sich auf eine sexualwissenschaftliche Traditionslinie in Deutschland und Österreich, die unter den Bedingungen der Vorkriegszeit schnell verschüttet war. Sie ist

mit Namen wie Alfred Kind, Hans Rau und Willy Schindler, Buchreihen wie den *Beiträgen zu einer Geschichte der menschlichen Verirrungen* und Verlagshäusern wie Hermann Barsdorf in Berlin oder dem Leipziger Verlag (vormals »Dohrn«) in Dresden in Verbindung zu bringen. In diesem Umfeld publizierte u.a. auch der bedeutende Pionier der deutschen Sexualwissenschaft Iwan Bloch wichtige Arbeiten aus seinem Frühwerk, so seine historischen Arbeiten über den Marquis de Sade und insbesondere die *Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis* (1902/03), die als eine kulturwissenschaftlich begründete Abkehr von den Verbindlichkeiten der psychiatrischen Sexualforschung des 19. Jahrhunderts stark rezipiert werden sollten.³³ Diese Kombination war auf einer emanzipatorischen Ebene keineswegs ein Zufall, brachte sie doch die den beiden großen Geschlechtern wesenhaft zugeschriebenen Eigenschaften im Bild der sadistischen Frau und des masochistischen Mannes auf eine Weise durcheinander, die – zumal konsensual gewendet – in den Augen der frühen Sexualpathologie nachgerade »als größtmögliche Aberration« (Mayer 2016: 124) erscheinen musste. Alfred Kind versuchte um 1907, die zu dieser Publizistik zählende Infrastruktur als »bibliophile Sexualwissenschaft« zusammenzufassen und sie von der Medizin abzutrennen. Als zentrale Figur dieser Schulrichtung warb er dabei mit größter Konsequenz für die Entpathologisierung von sexueller Devianz, und zwar unter dem Aspekt des Konsensualen. Als Vorbild im publizistischen Feld galt der Wiener Schriftsteller Karl Kraus, Herausgeber der »Fackel«, einem in der Literaturwissenschaft unlängst wiederentdeckten Forum für sexuelle Selbstbestimmung,³⁴ das bereits für Alfred Kind das »am konsequentesten für Freiheit und gegen Zwang in der Liebe« werbende Forum der Epoche war (Kind 1908a: 178). Zum anderen sah man auf prominente kulturwissenschaftliche Akteur*innen, die sich zur selben Zeit in den sich ausbildenden Strukturen der frühen Sexualforschung bewegten, insbesondere auf den »Anthropopytheia«-Herausgeber in Wien, Friedrich S. Krauss. Das Wirken dieses von der Zensur regelrecht dauerbefehdeten Ethnologen war zu einer Orientierungsinstanz geworden, weil das auf das Alltäglich-Sexuelle im Kulturvergleich abzielende Interesse »alle medizinische Kasuistik über das Geschlechtsleben des Menschen«, so Kind, »vollständig verblüffen« müsse. Die Sichtbarmachung der kulturellen Prämissen werde, so die Erwartung, die Dominanz der Sexualpathologie wirksam zum Erodieren bringen (Kind 1908b: 136 u. 137).

33 Zur Person vgl. Grau 2007. Zu den übrigen Akteur*innen und Aktivitäten liegt wenig Forschungsliteratur vor. Siehe zu Kind Herzer 2009.

34 Siehe Kern 2017.

Kinds sämtlich in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg entstanden, (inklusive Rezensionen) mehr als hundert Titel umfassenden Veröffentlichungen kamen in der Konstituierungsphase des Faches Sexualwissenschaft in praktisch allen zentralen Organen unter. Den kulturwissenschaftlich profilierten Expert*innen im Fach blieb der Name dieses frühen *grassroots* Rebellens auch aus diesem Grund ein Begriff. Der Ethnologe und spätere Hirschfeld-Mitarbeiter Ferdinand von Reitzenstein rechnete ihn rückblickend sogar zu den zentralen Gründungsfiguren der Sexualwissenschaft (Reitzenstein 1922: 113).

Selten erwähnt wird, dass auch die Zusammenarbeit mit Hirschfeld eine Zeitlang – eingrenzbar auf die Jahre zwischen 1906 und 1909 – eng war. Dafür sprechen keineswegs allein Kinds Beiträge für die von Hirschfeld herausgegebenen Periodika »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« und »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen«. 1908 erwähnte Kind in einer Fußnote vielmehr, dass »[ü]ber den erotischen Verkleidungstrieb bei Heterosexuellen [...] demnächst eine Studie von Magnus Hirschfeld und mir bei Fischer's Mediz[inischer] Buchhandlung« erscheinen werde, wozu es aus unbekanntem Gründen jedoch nicht kam (Kind 1908c: 44). Der historisch gewordene Band *Die Transvestiten*, der an einem weiteren Gegenstand emblematisch eine Verkehrung tradierteter Geschlechterrollenbilder zum Thema hatte, wurde 1910 verlegt vom Leipziger Max-Spohr-Verlag und kam unter der alleinigen Autorschaft Hirschfelds auf den Markt.

Dies hatte Anteil daran, dass Kinds Schriften nach seinem bis heute nicht aufgeklärten Verstummen 1914 und seinem frühen, von der damaligen Fachöffentlichkeit nicht bemerkten Tod 1927 überaus lange von der historischen Forschung übersehen worden sind. Aber es ist keineswegs ein Zufall, dass zu seinen Wiederentdecker*innen der westdeutsche Sexualforscher Volkmar Sigusch zählte, dessen bevorzugtes sexualpolitisches Genre das Essay war und der in der Entpsychiatisierung seines Faches eine Lebensaufgabe erblickte. Beide sahen Sexualwissenschaft nicht als eine »voraussetzungslose« Disziplin. Alfred Kind nannte sie vielmehr ähnlich wie der »kritische Sexualwissenschaftler« Sigusch acht Jahrzehnte später »[d]ie subjektivste aller Wissenschaften«, ³⁵ um dies mit einem Anspruch zu verbinden, der erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum zentralen Selbstverständnis sexueller und geschlechtlicher Revolutionen gehören sollte ³⁶ und medikalisierende

35 Kind 1908d: 47.

36 Siehe Bernstein 2002: 542–543.

Übergriffigkeiten unterband: Niemand, nur man selbst könne Expertise über sich selbst in Fragen von Sexualität und Geschlechtlichkeit beanspruchen.

Für Kenner*innen dieses in der Weimarer Republik bereits legendenumrankten Kapitels in der Geschichte der frühen Sexualwissenschaft war die politische Kontur des IfSW unübersehbar. Es hatte den Nachlass von Kind erworben, um Manuskripte mit Hilfe von bekannten Autor*innen wie Gina Kaus zu Büchern fortzuschreiben.³⁷ In Institutspublikationen wurden Fotografien und weitere Dokumente aus dem Nachlass über seine beiden Lebensthemen, den Transvestitismus und den (Sado-)Masochismus, veröffentlicht. Auch reaktivierte Schidrowitz für das *Bilder-Lexikon* Kinds legendären Mitstreiter Willy Schindler, einst Herausgeber der *Beiträge zur Geschichte des menschlichen Sexuallebens*, der in der Zwischenzeit in Berlin eine erotische Buchhandlung betrieb.

Arbeit am Zentralmassiv

Zum Kernpersonal, das Schidrowitz ab 1928 in seinem Institut um sich versammelte, gehörten weithin bekannte Wiener Persönlichkeiten. Sie stammten aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und kulturellen Zusammenhängen. Einige von ihnen waren noch nach 1945 in der Stadtöffentlichkeit ein Begriff, darunter der 1946 zum ersten Präsidenten der Wiener Ärztekammer der postnationalsozialistischen Zeit gewählte Mediziner Alexander Hartwich, der Kunsthistoriker und langjährige Direktor der Städtischen Sammlungen Hermann Reuther, der Publizist Gustav Gugitz, dem das Österreichische Museum für Volkskunde 1954 eine Festschrift widmete, und Schidrowitz selbst, der nach seinem Exil – aufgrund seiner jüdischen Herkunft war er unmittelbar nach dem »Anschluss« Österreichs an NS-Deutschland 1938 geflohen und nach Brasilien emigriert – Ende der 1940er Jahre nach Wien zurückkehrte und als Funktionär des Österreichischen Fußballbunds medial wieder präsent war. Die drei von Anfang an in den Leitungsgremien des Instituts tätigen Ärzte, Bernhard A. Bauer, Oskar F. Scheuer und Ernst Sträußler, verfügten in den 1920er Jahren als Sexualmediziner fraglos über fachliche Reputation. Bauer, ein niedergelassener Frauenarzt, war Autor des Sexualratgebers *Wie bist Du, Weib?* (1923), der innerhalb eines halben Jahrzehnts eine Gesamtauflage von 50.000 Exemplaren erreichte, 1927 von dem renommierten US-Sexualforscher Norman Haire bevorwortet ins Englische übersetzt wurde und von

37 Vgl. Oberwalder 1929.

Universal Pictures verfilmt werden sollte. Scheuer, ebenfalls Gynäkologe und neben Schidrowitz und dem Verleger August Amonesta offenkundig der wichtigste Akteur beim Aufbau des Instituts, war schon vor 1914 sowohl mit sexologisch-venerologischen als auch kulturhistorischen Studien in den etablierten Strukturen der Sexualwissenschaft vielfach hervorgetreten. Der Psychiater Sträußler hatte in seiner klinischen Ausbildung an der Psychiatrisch-neurologischen Klinik in Wien den Begründer der Psychopathia sexualis, Richard von Krafft-Ebing, noch persönlich erlebt. Sträußler gehörte in der Zwischenkriegszeit nicht nur zu den wenigen wirklichen Expert*innen der Intersexualitätsforschung, sondern galt überdies als »Nestor der österreichischen Neuropathologie«³⁸. Insgesamt beläuft sich die Zahl der Mitwirkenden auf knapp 150. Von diesen kam dem ganz überwiegenden Teil schon zeitgenössisch biographisch-lexikalische Relevanz zu.

Abb. 4 und 5: Die Institutsbegründer Leo Schidrowitz und Oskar F. Scheuer (undat.)



Enge Beziehungen der neuen Einrichtung zu Koryphäen der Sexualforschung in Deutschland sollten, dieses Anliegen ist den Institutionspublikationen unschwer zu entnehmen, allgemein erkennbar sein. Kaum irgendwo fehlte der Hinweis, dass man beim geplanten Aufbau eigener wissenschaftlicher Ressorts und der Realisierung von Publikationsprojekten auf die Protektion und die Mitwirkung klangvoller Namen wie Wolfgang Mittermaier, Paul

38 Kniefacz (o.J.).

Fürbringer oder Wilhelm Liepmann zählen konnte. Nicht selten wurde in der Öffentlichkeitsarbeit suggeriert, sie seien als »Abteilungsleiter« allesamt auch in die tägliche Arbeit vor Ort eingebunden, was jedoch mit Sicherheit nicht der Fall war. Indes bestanden Kontakte zu bekannten städtischen Institutionen durchaus. Hierzu zählten die von Karl Kautsky (jun.) geleitete »Gesundheitlichen Beratungsstelle für Ehemänner« sowie weitere sexologisch relevante Verbände und Einrichtungen wie das Wiener Institut für aktive Psychoanalyse Wilhelm Stekels und die Sozialistische Gesellschaft für Sexualberatung und Sexualforschung, die damals noch von Wilhelm Reich angeführt wurde. Auch dies wurde in Institutspublikationen prominent dokumentiert.

Nicht immer, aber doch oft handelte es sich bei solchen Kooperationsverhältnissen um übersichtliche, inhaltlich magere Formen der Mitwirkung. Aber ein genauer Blick auf diese Politik des Aushängeschildes verrät, dass die Regie von fachlich bestens informierten Köpfen herrührte. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gelang es am Ende tatsächlich, dass in hauseigenen Werken die zentralen Felder der zeitgenössischen Sexualwissenschaft von den einschlägigen Fachleuten zumindest mitbearbeitet wurden. Genau das war auch der Grund, weshalb die Arbeit des neuen Instituts von vielen im Fach mit Wohlwollen betrachtet wurde, auch wenn die Zustimmung keineswegs einhellig war. 1930 erschien ein Verriss des *Bilder-Lexikons* in der tonangebenden »Zeitschrift für Sexualwissenschaft«, der noch dazu aus der Feder des bestens vernetzten Herausgebers Max Marcuse stammte. Seine Kritik betraf vor allem die Verwendung von in seinen Augen direkt pornographischen Abbildungen, ein Urteil, das ihn denn auch dazu veranlasste, sich angesichts der Mitwirkung vieler bekannter Namen demonstrativ die Augen zu reiben (Marcuse 1930/31). Es gab aber auch andere Stimmen. Insbesondere das Beispiel des Herausgebers des »Archivs für Frauenkunde« Max Hirsch, verweist darauf, dass die Prominenz der Beteiligung an Institutspublikationen und deren professionelle Ausstattung als Teil einer vielversprechenden Aufbauarbeit wahrgenommen wurde. So besprach Hirsch gleich mehrere Werke aus dem Institutsumfeld anerkennend, darunter *Die Erotik in der Photographie*³⁹ und insbesondere den Band *Sexualwissenschaft* aus der *Bilder-Lexikon*-Reihe, an dem ihm die »Fülle der in schärfster Zusammenfassung behandelten Stichworte und des Bildwerks« (Hirsch 1930a: 276) imponierte, und urteilte über die in die Kritik geratene Verwendung von »frivolem« Abbildungsmaterial:

39 Siehe Hirsch 1931.

»Der Verlag für Kulturpolitik [!] ist außerordentlich rührig. Fast könnte man ein Zuviel beklagen, zumal man Abbildungen begegnet, welche sich mehrfach wiederholen. Man könnte auch manches Mal im Zweifel sein und ernst die Frage erwägen, ob diese Abbildungen nur dem ausgesprochenen Zweck der Werke dienen oder nicht vielmehr der Neugier und dem Sinnenreiz, weil manche entweder kitschig sind oder ohne tieferen Sinn und Bedeutung. Man darf und soll diesen Zweifeln Ausdruck geben, weil man damit der Sache, dem Verlag und den Autoren dient. Diese Schädlinge in Abbildung und Text tun dem Ganzen Abbruch, welches gut und wertvoll ist.« (Hirsch 1930b: 277).

Dabei bildeten Beiträge aus der etablierten Sexualforschung keineswegs die Trägermasse der Institutspublikationen. Unter den insgesamt 63 Autor*innen des *Bilder-Lexikons* etwa zählten sie zu der größeren Hälfte, die zusammengekommen lediglich ca. drei Prozent der Artikel beisteuerte. Tatsächlich waren es im Wesentlichen Sammler, Schriftsteller und Verleger – allesamt Männer – von erotischer Literatur, die die Masse an Beiträgen schrieben. Allein der Wiener Casanova-Biograph und Erotika-Sammler Gustav Gugitz verfasste annähernd die Hälfte aller Artikel der Bände.

Am Kohlmarkt, wo der Verlag für Kulturforschung dem IfSW im Vorfeld seiner eigentlichen Eröffnung aufgebaut wurde, bestimmten Eleganz und Luxus die Atmosphäre, aber auch ein Hauch von Kommerz und Ruchlosigkeit. In unmittelbarer Nähe residierte die Buchhandlung Lang, in deren Schaufenstern die neuesten Erzeugnisse der Populärsexologie aus Deutschland und Österreich Passantenblicke auf sich zogen, darunter besonders prominent solche aus Wien selbst.⁴⁰ Das Palais Pálffy in der Wallnerstraße 6 dagegen, wo man ab dem Sommer 1930 Quartier bezog, befand sich zwar nur eine Straße weiter. Jedoch handelte es sich auf andere Weise um eine exquisite Adresse. In dem geschichtsträchtigen Gebäude – ein weiteres Palais der Familie Pálffy lag direkt am Josefsplatz – trafen in den Jahren zwischen 1930 und 1932 der Prunk eines klassizistischen Baus mit den kulturellen Finessen und technischen Ansprüchen der Hochmoderne aufeinander. Wer das im obersten Stock gelegene Schidrowitz-Institut aufsuchte, passierte im Erdgeschoss die »eleganteste und gediegenste« Autofahrschule im Zentrum Wiens und kam im Treppenhaus am Ungarischen Kasino vorbei, wo Ausstellungen der Neuen Galerie stattfanden,

40 Zur Buchhandlung Lang siehe u.a. den empörten Artikel in der »Freiheit!« (25.3.1929), aus der hervorgeht, dass Publikationen des Verlags für Kulturforschung dort präsent waren.

aber auch Bälle, Festessen und kleinere Konzerte. In einer weiteren Etage war das Institut für Gymnastik und rhythmisch-musikalische Erziehung untergebracht, das in Wien durch seine moderne Duschanlage von sich reden machte.

Hinweise auf ein Sexualberatungsangebot, das mit empirischer Forschung einherging, gibt es bereits für die Zeit vor dem Umzug. So veröffentlichte Scheuer schon 1929 eine Statistik des Instituts über die Verbreitung verschiedener sexuell erregender Mittel und deren Wirkung. Dabei wurden »Erfahrungen in 300 Fällen zu Grunde gelegt« (Scheuer 1929: 240). Gleichwohl scheint die Sexualberatung auch in späteren Jahren keinen zentralen Stellenwert in der alltäglichen Arbeit gehabt zu haben.

Teile der Sammlungen wurden der Öffentlichkeit zuerst im Rahmen einer Begleitveranstaltung der Weltliga für Sexualreform gezeigt, die im Wiener Konzerthaus stattfand. Die Ausstellungsstücke firmierten dort als »folkloristische« (auch »volkstümliche«) Abteilung einer Großausstellung, für die auch das Wiener Gesellschaft- und Wirtschaftsmuseum und das Berliner Institut für Sexualwissenschaft Exponate beigesteuert hatten. Bei der Ausstellungseröffnung am 16. September 1930 führte Magnus Hirschfeld durch die Räume, begleitet zum einen von Hermann Reuther, der den Ausstellungsteil des IfSW erläuterte, und zum anderen von Otto Neurath, Direktor des Österreichischen Wirtschafts- und Gesellschaftsmuseums.⁴¹

Jedoch hat sich das Institut auch nach dieser Veranstaltung nie so offensiv wie Hirschfelds Einrichtung dem allgemeinen Publikumsverkehr geöffnet. Vorträge konnte man nur nach vorheriger Anmeldung, inklusive Angaben zum Beruf und zu den Hintergründen des Interesses, besuchen. Wie stark die Bibliothek von Interessierten konsultiert wurde, ist kaum zu sagen. Robert Teichls im Dezember 1931 redaktionell beendetes Nachschlagewerk zu den Beständen österreichischer Bibliotheken führte die Bestände des Instituts nicht auf und verwies unter dem Schlagwort »Sexualwissenschaft« allein auf die Bibliothek der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung.⁴² Auch Josef Hynie, ein sexologisch interessierter Nachwuchswissenschaftler, der sich zweimal, 1929/30 und Anfang 1931, jeweils im Berliner Institut sowie an den einschlägigen Einrichtungen in Wien zur Spezialausbildung aufhielt, suchte

41 Siehe zur Ausstellung u.a. die Berichte Assinger 1930; »Die Sexualforscher der Welt in Wien«, in: Neues Wiener Journal, 14.9.1931.

42 Minerva-Handbücher. 1. Abteilung: Bibliotheken. Bd. 2: Österreich. Bearb. v. Robert Teichl, Berlin/Leipzig 1932.

in der österreichischen Hauptstadt zwar alle möglichen Adressen auf, nicht jedoch das Wiener Institut für Sexulforschung.⁴³

Abb. 6: Das Leitungspersonal des Instituts kurz nach der Eröffnung 1930: Bernhard A. Bauer, Ernst Sträußler, Hermann Reuther, Leo Schidrowitz, Oskar F. Scheuer und Anton Klima



1931 kam es zu zwei Kinofilm-Protektoraten, und zwar für den unter der Regie von Walter Ruttmann gedrehten, vom »Mondial«-Filmverleih vertriebenen Tonfilm *Feind im Blut* sowie für den im Beiprogramm gezeigten Nacktkulturfilm *Lachendes Leben*. Die Uraufführung am 3. Juni 1931 im Wiener »Schweden-Kino« fand mit einem Vortrag von Alexander Hartwich statt, der in späteren Aufführungen von dem Schauspieler Viktor Parlaghy gesprochen wurde.⁴⁴ *Feind im Blut* erzählte »vom intimen Leben der Geschlechter« und bot einen »Querschnitt durch das Liebesleben unserer Zeit«,⁴⁵ offenbar vor allem, um auf venerische Gefahren aufmerksam zu machen. Der von der zeitgenössischen Kritik als eindringlich beschriebene Film, an dem auch die Gesellschaften für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in der

43 Siehe Schindler 1999.

44 Siehe den Artikel »Schwedenkino« in: Wiener Zeitung Nr. 124, 31.5.1931; »Vierte Woche ›Feind im Blut‹-›Lachendes Leben‹ im Schweden-Kino«, in: Österreichische Film-Zeitung, Nr. 26 (1931), 4.

45 So die Charakterisierung in einer Werbeanzeige.

Schweiz und in Deutschland mitgewirkt haben sollen, wurde bei seiner Uraufführung bewusst kontrastiert von der »tostreiche[n] Verheißung« der Schwesterproduktion *Lachendes Leben. Neue Wege zur gesunden Lebensfreude*, die mit Laienschauspieler*innen und Mitgliedern der Wiener »Gruppe Junger Schauspieler« gedreht worden war.⁴⁶ Der Film »verwischt«, schrieb die »Österreichische Film-Zeitung« anerkennend über die Premiere, »mit seinen herrlichen Aufnahmen die Schatten des vorhergegangenen schicksalhaften[,] wissenschaftlich so wichtigen Films durch seine lachende Lebensbejahung. Schöne – weil gesunde, in Luft, Licht und Sonne zu genießende Lebensfreude erstarrte Menschen zeigen diese ganz prachtvollen Aufnahmen.«⁴⁷ Die Redaktion erstellte zu *Lachendes Leben* eine Sonderausgabe im Rahmen des »Illustrierten Film-Kuriers«.⁴⁸

Hauptstandbein blieb über die Jahre hinweg jedoch die hauseigene Publizistik. Bereits angesichts der allenfalls schemenhaften Bedeutung allerdings, die ihr in der fachhistorischen Literatur zugesprochen wird, wird man zu dem Schluss kommen können, dass es sich beim IfSW nicht eben um den Maschinenraum der Sexualwissenschaft gehandelt haben wird. Die institutsnahen Publikationen, zu einem großen Teil wuchtige und mehrbändige Werke, erreichten die beeindruckende Zahl von mehr als 11.000 gedruckten Seiten. Das entspricht unter quantitativen Gesichtspunkten ziemlich genau dem Niveau des *Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen*, das für die Produktion derselben Seitenmenge jedoch knapp ein Vierteljahrhundert benötigte. Während sich im letzteren Fall die Rezeption selbst einzelner dort publizierter Beiträge manchmal kaum überschauen lässt, ist keinem der Arbeiten aus dem Wiener Institut die Qualität eines Schlüsseltexts für eine bestimmte Diskussion oder gar Forschungsrichtung zuzusprechen.

Ihre Bedeutung ist anders zu bemessen. Klaus Toepfer hat sehr genau gefasst, um was es den »Machern« der »Sittengeschichten« dieser Zeit im Kern ging: Generell hatte man es mit einem »Projekt der Monumentalisierung perverser Erotik« zu tun (Toepfer 2014: 322). Das stand hinter dem enzyklopädisch ausgreifenden Anspruch und der Gleichzeitigkeit, mit der die Feiern und

46 »Mittwoch Premiere im Schweden-Kino«, in: Neues Wiener Journal, 31.05.1931.

47 »Feind im Blut«, in: Österreichische Film-Zeitung, Nr. 23 (1931), 2. Siehe auch: »Unter dem Protektorat des Instituts für Sexualforschung«, in: Neues Wiener Journal, 29.5.1931.

48 Vgl. »Feind im Blut«, in: Österreichische Film-Zeitung, Nr. 23 (1931), 2; »Unter dem Protektorat des Instituts für Sexualforschung«, in: Neues Wiener Journal, 29.5.1931.

Verwerfungen des »Erotischen« der kulturellen Moderne in eine transhistorische Tiefenperspektive gesetzt wurden. Das Arbeiten an einer Monumentalisierung der sexuellen Moderne fußte auf einer Idee der »Befreiung« des »Erotischen« in der Kultur, deren lustfeindliche Anteile ebenso wie ihre Gewalt hervorbringenden Elemente unter den Bedingungen der Moderne einer Neuordnung bedürften. Es war nicht zuletzt die Erfahrung der Gewalt des Ersten Weltkriegs, die Wasser auf die Mühlen dieser Überzeugung bedeutete.⁴⁹

Als Ideengerüst war dies weniger exotisch, als es angesichts seiner heute nach allen Richtungen hin seltsam affirmativ wirkenden Äußerlichkeit den Anschein haben mag. Es stand aber für einen Übergang. So entfaltete ein mit Blick auf die abgedruckten Texte eigentlich unbedingt bemerkenswertes Buch des Instituts aus dem Jahr 1930, für das (zum Teil überaus prominente) Frauen Beiträge über ihre eigenen sexuellen Vorlieben beigesteuert hatten, aufgrund der schon zeitgenössisch als deplatziert wahrgenommenen »frivolen« Bebilderungen gerade keine politische Wirkung des *Self Empowerment* – eine Wirkung, die das Werk ohne das Bildbeiwerk womöglich erzielt hätte.⁵⁰ Doch ist zu bedenken, dass Ideen dieser Art in der Zeit um 1930 in vielerlei Hinsicht erst am Beginn einer Politisierung standen. Vergleichbare Vorstellungen von einer »Befreiung« des Sexuellen von »falschem« kulturellen Ballast hatten in den 1920er Jahren zwar erstmals Konjunktur, wurden aber erst nach und nach theoretisch angereichert und von einer breiteren Öffentlichkeit als politisches Programm wahrgenommen. Als Vorreiter trat der Freudomarxismus in Erscheinung, spielte aber noch keine große Rolle.⁵¹

Niedergang nach der »konservativ-autoritären Wende«

Aus anderer Motivation sollte sich schon bald eine erbitterte Auseinandersetzung zwischen dem IfSW und konservativen Kräften in Deutschland und Österreich ergeben, die sich bei näherem Hinsehen als eine in der histo-

49 Vgl. Toepfer 2014: 320. Paradigmatisch auch die theoretischen Prämissen der *Sittengeschichte des Weltkrieges*, vgl. Kühl 2022: 339–347.

50 Siehe Esterházy 1930.

51 Dazu am Beispiel der Rezeption der Schriften Paul Kriches Kühl 2009b: 395–396.

rischen Forschung weithin übersehene, zeitgenössisch aber vielbeachtete mediale Vorgeschichte der Bücherverbrennungen von 1933 präsentiert.⁵²

Im Umfeld der Septemberwahlen von 1930 wurden mehrere Institutspublikationen zur Zielscheibe der völkisch-konservativen Presse in Deutschland. Emil Abderhalden, Herausgeber der Monatsschrift »Ethik. Sexual- und Gesellschaftsethik«, beschwerte sich im Herbst 1930 darüber, wie häufig ihm Deutsche im Ausland davon berichten würden, »wie stark das Ansehen Deutschlands darunter leide, daß von hier (stark in Frage kommt auch Wien) in immer steigenden Maße Schund in jeder Form angeboten wird«, und dass als wirkungsvolles Mittel gegen »Drucksachen anstößigen Inhalts« die sofortige Anzeige bei der nächstbesten Poststelle sei. Als aktuelles Beispiel nannte er die »Massenversendung eines Prospekts« des Wiener Instituts für Sexualforschung (Abderhalden 1930/31: 91). Von der Jahreswende 1930/31 an wurde das Institut zusehends zur Zielscheibe des radikalen Antisemitismus. Angesichts der astronomischen Verkaufspreise galt es in diesen Kreisen bald als ausgemacht, dass die Produktionen des Verlags für Kulturforschung die »Entsittlichung des deutschen Volkes, hier der oberen Stände« beabsichtigten (Ungewitter 1932: 403). Vonseiten der organisierten Sittlichkeitsbewegung wurde insbesondere die Reihe *Sittengeschichte der Kulturwelt und ihrer Entwicklung* aggressiv angegangen. Sie galt es als ein hervorstechendes Beispiel für »Prachtwerke« zu markieren, die sich »in großartiger Ausstattung und mit einem Schwall von Namen bedeutender Mitarbeiter« darum bemühten, Pornographie »mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen« zu überdecken.⁵³

52 Darauf aufmerksam zu machen, war bereits ein Anliegen des Verfassers in: Kühl 2022. Vgl. zum Folgenden auch ebd., 387–400.

53 »Dunkle Literatur«, in: Eckart 6 (1930), 285–287, hier 286.

Abb. 7: Arbeitsräume im Palais Pálffy (ca. 1930)



1931 war es schließlich eine Gemeinschaftsproduktion des Schidrowitz- und des Hirschfeld-Instituts, die als Aufhänger einer generellen Propaganda gegen die reformerische sexualwissenschaftliche Publizistik diente. Es handelte sich um eine als Auftakt einer neuen Reihe des Wiener Instituts (»Dokumente der Sexualforschung«) aufgelegte, von Hirschfelds Stellvertreter Felix Abraham mitverfasste Monographie über einen vielbeachteten »Sexualprozess«, der zum Zeitpunkt der Publikation erst wenige Woche zurücklag (Fall Luise Neumann). In der Öffentlichkeitsarbeit bestens erprobte Organisationen, die seit Ende der 1920er Jahre zunehmend federführend in der Sittlichkeitsbewegung mitmischten, wie der Evangelische Preßverband (EPV), arbeiteten bei der Agitation gegen dieses Werk Hand in Hand mit der völkischen Presse. Sie streuten Fehlinformationen, die anschließend Eingang fanden in die allgemeine Berichterstattung. Das betraf insbesondere in diesem Werk zum Abdruck gekommene Photographien, welche Abraham als vormaliger Gutachter ohne Rechtsgrundlage verwendet hätte, um damit der »Sensationsgier« der Öffentlichkeit zuzuarbeiten.⁵⁴ Die Beschlagnahmung in Berlin wurde zu einem über mehrere Wochen bestimmenden Thema der Tagespresse. Sittlichkeitsverbände übernahmen dabei eine Methode, die sie bereits in den Wochen zuvor gegen die *Sittengeschichte des Weltkrieges* in Anschlag gebracht hatten. Kaum verhohlen war auf die Möglichkeit der

54 Vgl. ebd.; sowie mit Verweis auf die NS-Presse Friedrich Radszuweit 1931.

Anwendung von Gewalt hingewiesen worden, die die NSDAP seit der Septemberwahl von 1930 – das bekannteste Beispiel war der Krawall gegen die Aufführungen des Kinofilms *Im Westen nichts Neues* – gegen diverse kulturelle und publizistische Ereignisse angewendet hatte. Das erwies sich als äußerst wirksame Methode, um mit einer Täter-Opfer-Verkehrung den Druck auf staatliche Stellen zu erhöhen, Verbots- und Zensurmaßnahmen zu ergreifen, vorgeblich um damit die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu gewährleisten. So hieß es in der Zeitschrift »Schönere Zukunft«, für einfache »Proteste« gegen das Wiener Institut sehe man keine Perspektive:

»Eine ›faschistische Strafexpedition‹, die nicht lange Worte macht, wäre angebrachter. Eine in Berlin und eine in Wien. [...] Ist es denn nicht so, daß man heute zuerst Fensterscheiben einschlagen und Kinos demolieren muß, ehe die Polizei einen Anlaß sieht, die Darbietung pornographischer Bücher oder Filme ›Wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung‹ zu verbieten?« (Döbling 1931: 575).

Diese Agitation zeigte auch in diesem Fall die erwünschte Wirkung. In Berlin wurde das Werk per Gerichtsentscheid im Juni 1931 tatsächlich vom Markt genommen.⁵⁵ Gleichzeitig griffen zwei renommierte Verlegerpersönlichkeiten, der in der protestantischen Sittlichkeitspublizistik profilierte Wilhelm Ruprecht (vom Verlag Vandenhoeck und Ruprecht) und Friedrich Oldenbourg (vom gleichnamigen Verlag), im Börsenverein des Deutschen Buchhandels den Ball auf, um fortan gegen den Verlag für Kulturforschung systematisch vorzugehen. Dessen symbolträchtiger Ausschluss aus den Mitgliederlisten avancierte zu einem eigenen Tagesordnungspunkt der Hauptversammlung des Börsenvereins 1931. Was dabei die Unterstützung des Wiener Instituts durch das linke und das liberale Lager betraf, zeigte sich dasselbe Bild, das Peter Jelavich (2006) als charakteristisch für den Umgang mit sexuellen Themen im Klima der »konservativ-autoritären Wende« der frühen 1930er Jahre herausgearbeitet hat. Selbstverständnisse der Solidarisierung, wie sie vor den Septemberwahlen noch weithin verbreitet waren, erodierten. Vor allem im liberalen und gemäßigt linken Lager griff ein verhängnisvoller Attentismus um sich. So auch hier: Nur anfänglich griffen sozialdemokratische Zeitungen überhaupt auf, dass »völkische Kreise eine wüste Agitation« ge-

55 »Lebender Marmor« verboten«, in: Vorwärts, Nr. 292, 25.6.1931.

gen eine »wissenschaftliche Publikation« vom Zaun gebrochen hätten.⁵⁶ Bereits zum Auftakt des Berliner Prozesses wenige Wochen später, zu dem Schidrowitz persönlich nach Berlin gekommen war, fehlte jede nennenswerte Unterstützung.⁵⁷ Und auch das Berliner Institut für Sexualwissenschaft sah keine Handhabe, dem Wiener »Schwesterinstitut« den Rücken zu stärken – augenscheinlich aufgrund katastrophaler editorischer Mängel, die in dem umstrittenen Werk tatsächlich zu finden waren.⁵⁸ Wenig Unterstützung fand anschließend jedoch auch eine Initiative, die Schidrowitz mit der Gründung der Vereinigung sexualwissenschaftlicher Verleger ergriff. Dessen im Buchhandel verbreitete Stellungnahmen über eine wachsende Gefährdung der sexualwissenschaftlichen Publizistik blieben beinahe effektivlos. Auf der entscheidenden Sitzung des Börsenvereins im Sommer 1931 reichte eine Abstimmung per Akklamation, um nicht nur dem Verlag für Kulturforschung die Mitgliedschaft zu kündigen. Vielmehr wurde, was der Willkür Tür und Tor öffnete, die Satzung des Börsenvereins so revidiert, dass von nun an »keine gerichtliche Verurteilung wegen der Verbreitung unzüchtiger Schriften« mehr vorliegen müsse, um eine Mitgliedschaft zu löschen. Die Begründung, die dabei vorgebracht wurde, kam einem Frontalangriff auf die etablierte Sexualwissenschaft gleich, indem ihr vorgeworfen wurde, ihren Einfluss in Form von Gutachten für Gerichte zu missbrauchen.⁵⁹

Es war dieser auf keinerlei Gegenwehr mehr treffende Schachzug, der, wie sich im Verlauf des Jahres 1932 zeigen sollte, Anteil daran hatte, dass noch vor der NS-«Machtergreifung» aufgrund bereits erfolgter Beschlagnahmung keineswegs allein – was fast zur Gänze der Fall war – die Werke des Verlags für Kulturforschung vom deutschen Markt verschwunden waren.⁶⁰ Auch das Ende des Instituts für Sexualforschung in Wien war damit besiegelt, weil es auf den Umsatz angewiesen war, den es über seine Publikationen erwirtschaftete. Es wurde damit ein Opfer nicht der Wirtschaftskrise, sondern des Kulturkampfes

56 »Ulrichs lebender Marmor« beschlagnahmt, in: *Der Tag*, 15.3.1931.

57 »Um Ulrichs lebenden Marmor«, in: *Vorwärts*, Nr. 290, 24.6.1931.

58 Vgl. dazu eingehender Kühl 2022: 392 (Anm. 85).

59 Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundheit – Mitteilungen, Nr. 15 (1931), 4–5; »Wöchentliche Übersicht über geschäftliche Einrichtungen und Veränderungen«, in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* 98 (1931), 894–895, hier 895, »Die Verleger wehren sich«, in: *Das Evangelische Deutschland* 8 (1931), 280.

60 Siehe Liste der Schund- und Schmutzschriften (Gesetz vom 18. Dezember 1926). Auf Grund des amtlich gelieferten Materials der Oberprüfstelle für Schund- und Schmutzschriften, Leipzig 1933, 26.

der frühen 1930er Jahre. Nach Abhaltung der Vorträge des Winterprogramms 1931/32, die noch einmal in den Räumlichkeiten des Palais Pálffy stattfanden, stellte es ohne öffentliche Erklärung seine Aktivitäten ein.

Ähnlich wie im Fall des nur ein Jahr später im Zuge der »Aktion wider den undeutschen Geist« gewaltsam geschlossenen Berliner Instituts entschieden sich die Mitwirkenden auch späterhin für Schweigen, was diesen Teil ihrer eigenen wissenschaftlichen Vita betraf.⁶¹ Wie sehr der frühen, reformerischen Sexualwissenschaft noch Jahrzehnte später das Odium des Suspekten und Dubiosen anhaftete, darauf verweist, dass dieses Schweigen der einstigen Akteure weit über das Ende der NS-Zeit hinaus anhielt – ungeachtet der Tatsache, dass mit Oskar F. Scheuer und dem Verlagsinhaber August Amonesta zwei zentrale Persönlichkeiten des Instituts in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern umgekommen waren.

Eine Rekonstruktion selbst der personellen Entwicklungen des Instituts bleibt im Wesentlichen auf die hauseigenen Publikationen und verstreute Notizen aus der zeitgenössischen Wiener Presse angewiesen (siehe Anhang). So hat sich selbst der Begründer Leo Schidrowitz, soweit bekannt, nach seiner Rückkehr aus dem Exil nirgendwo mehr über sein untergegangenes Institut geäußert und wurde auf dem Feld der Sexualwissenschaft auch nicht mehr aktiv. Das trifft nach Stand der Dinge auch auf Akteur*innen außerhalb Wiens zu wie auf Curt Moreck, der bereits um 1925 mit den wichtigsten Akteuren in Kontakt gestanden und anschließend als »auswärtiges Mitglied« des IfSW firmiert hatte, ab den 1930er Jahren jedoch sexologisch verstummte. Aber dieses Fehlen von Äußerungen über die Institutsgeschichte lässt sich nicht auf ehemalige Beteiligte beschränken, deren Beschäftigung mit sexuellen Themen irgendwann abbrach. Es betraf ebenso den angesehenen Arzt Alexander Hartwich, der sich in der Zeit um 1931 auf sämtlichen Ebenen in die Institutsarbeit eingebracht hatte, später der erste Präsident der Wiener Ärztekammer nach dem Nationalsozialismus wurde – und sein Leben lang, bis in die 1970er Jahre, mit sexualwissenschaftlichen Schriften hervortrat.

61 Der Hirschfeld-Experte Rainer Herrn (2009: 422) bemerkt, dass Ludwig Levy-Lenz nach 1945 zu den wenigen ehemaligen Mitarbeiter*innen gehörte, die an ihre Tätigkeit und das Wirken Magnus Hirschfelds aktiv erinnerten.

Anhang zur institutionellen Entwicklung

Struktur 1929 bis Anfang/Mitte 1930⁶²

Leiter: Leo Schidrowitz

Bibliographische Abteilung: Oskar F. Scheuer

Dokumenten- und Zeitungsarchiv: Es beinhaltete u.a. Gutachten aus Sexualstrafprozessen⁶³

Bildarchiv

Bibliothek

Kustos: Adolf Kretz⁶⁴

Korrespondenten im Ausland: Rudolf Muck, Hang-Chow (China), [Vorname unbekannt] von Dessien (Kasachstan)

Abteilungsvorstände im Sommer 1930 laut einem Pressebericht (19. Juli 1930):⁶⁵ Bernhard A. Bauer, Georg Buschan, Paul Fürbringer, August Groß, Julius Heller, Anton Klima, Wilhelm Liepmann, Rudolf Muck, Walter Oelze, Hermann Reuther, Hermann Rohleder, Oskar F. Scheuer, Leo Schidrowitz, Georg, Straßmann, Ernst Sträußler, Hermann Swoboda, Josef Zingerle

Struktur Ende 1930⁶⁶

Kurator: Leo Schidrowitz

Vorstandsmitglieder:⁶⁷ Bernhard A. Bauer, Anton Klima, Hermann Reuther, Leo Schidrowitz, Ernst Sträußler

62 Ferdinand Oberwalder: Das Institut für Sexualforschung in Wien, in: Sexualforschung. Ein Führer auf dem Gebiete sexualwissenschaftlicher Literatur. Werke aus dem Verlag für Kulturforschung, Wien u.a. o.J. [ca. 1929] 14–20, hier 16–18.

63 »Ueber die Unglaubwürdigkeit von Kinderaussagen in Sexualprozessen«, in: Der Wiener Tag, 15.11.1930.

64 Siehe den Zusatz zu Kretz im Beitrag in der »Sittengeschichte des Intimsten«, Wien/Leipzig 1929: 169.

65 Dr. I. Sz.: Sexualwissenschaftliche Forscherarbeiten in Wien. Ein Besuch im »Institut für Sexualforschung«, in: Die Stunde, 19.7.1930.

66 Das Nachfolgende, wenn nicht anders ausgewiesen, nach: Geleitwort, in: BL 3, sowie, in eckige Klammern gesetzt, nach den Angaben in: »Erotik in der Vitrine und im Aktenschrank. Eröffnung eines ›Instituts für Sexualforschung‹ in Wien, in: Der Morgen, 21/28, 1930: 5.

67 Wiener Bilder Nr. 41/1930, 23. Die Aufzählung ist möglicherweise nicht vollständig.

Vorstand der Abteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten: Oskar F. Scheuer

Vorstand der Abteilung für Frauenkunde: Bernhard A. Bauer [und Wilhelm Liepmann]

Vorstand der kulturhistorischen Studienabteilung: Leo Schidrowitz⁶⁸

[Vorstand der Abteilung für Psychologie und Vererbungslehre: Hermann Swobada]

[Vorstand der Abteilung für Psychiatrie: Ernst Sträußler]

[Vorstand der Abteilung für Pathologie: Paul Fürbringer [† 21.7.1930] und Hermann Rohleder]

[Vorstand der Abteilung für Sittenpolizei: Rudolf Muck]

Archiv: Anton Klima

Bibliothek: Gustav Gugitz

Kustoden: Rudolf Brettschneider und Adolf Kretz

Redaktionskomitee für das »Bilder-Lexikon der Erotik«: Bernhard A. Bauer, Rudolf Brettschneider, Gustav Gugitz, Anton Klima, Adolf Kretz, Oskar F. Scheuer, Leo Schidrowitz

Struktur Mitte 1931 bis Anfang 1932⁶⁹

Kurator: Leo Schidrowitz

Abteilungen: Abteilung für Sexualbiologie (mit den Sektionen: Sexualanatomie/Sexualphysiologie/Sexual-Konstitutionslehre/Sexuelle Hygiene und Eugenik)

Abteilung für Sexualpathologie (Psychopathia sexualis/Geschlechtskrankheiten/Sexualtherapie/Sexualgesetzgebung)

Abteilung für Sexualethnologie (Geschlechtssitten und -gebräuche/Geschichte des menschlichen Sexuallebens/Geschichte der Sexualforschung)

Abteilung für Sexualsoziologie (Sexualpolitik/Sexualethik/Sexualrecht)

Personal: 1931 erwähnte Scheuer die von ihm geleitete Abteilung für Sexualpathologie als die einzige, die zu diesem Zeitpunkt »bereits voll aktiviert« sei.⁷⁰ Als »ärztliche Abteilungsleiter« firmierten 1932 in der Ankündigung des

68 Siehe Leo Schidrowitz: Vorwort, in: Erich Wulffen u.a. (Hg.): Sittengeschichte der Revolution, Wien/Leipzig 1930: [5–6], hier 6.

69 Oskar F. Scheuer: Sexualforschungsinstitute, in: BL 4: 725–728.

70 Ebd.: 726.

Vorlesungsprogramms die Vortragenden.⁷¹ Ohne Zuordnung zu den jeweiligen Abteilungen hatten zwischen Dezember 1931 und März 1932 die Mediziner Bernhard A. Bauer, Ernst Bien, Alexander Hartwich, Oskar F. Scheuer und Fritz Schulhof, ferner Leo Schidrowitz und der Jurist Eduard Frischauer im Institut referiert.

Auskunftsstellen

Bibliographisch-literarische Auskunftsstelle

Auskunftsstelle für wissenschaftliches Quellenstudium

Bibliotheksnachweisstelle

Beratungsstelle

Organisationsaktenarchiv

Sammlungen

Anschauungsmaterial (Musealobjekte; Lichtbildarchiv; Sammlung graphischer Darstellungen)

Dokumentenarchiv (historische Akten seit dem 16. Jhdt.; Stammbblätter aus der Beratungsstelle des Instituts)

Institutsbibliothek (Bibliothek; Sonderdrucksammlung; Zeitungsausschnittsammlung; Bibliographische Materialsammlung)

Struktur Frühjahr 1932⁷²

Sexualärztliche Abteilung

Psychopathologische Abteilung

Forensische Abteilung

Kosmetische Abteilung

Personal: Keine näheren Angaben. Oskar F. Scheuer als »Chefarzt am Institut« erwähnt.⁷³

Einzelvorträge im Palais Pálffy

23.01.1931: Ludwig Altmann, Das Sexualproblem im Strafvollzug

71 »Jänner-Vorträge im Institut für Sexualforschung«, in: Der Morgen, Nr. 2, 11.1.1932.

72 »Beratungsscheine des Instituts für Sexualforschung in Wien«, in: Hannelore von Palchow/André Marchand (Hg.): Liebeslexikon von A-Z. Ein Aufklärungsbuch und Ratgeber für alle Fragen der Liebe, Wien u.a.: Verlag für Kulturforschung 1932. (Anhang).

73 O. F. Scheuer: Das Geschlechtsleben der Frau (Sonderbeilage zum Lexikon des Lebens), Wien u.a.: Verlag für Kulturforschung 1932. (Titelblatt).

- 25.02.1931:** Ernst Sträußler, Grundlagen der Vererbungslehre
- 04.03.1931:** Ernst Sträußler, Bestimmung und Vererbung des Geschlechts und geschlechtsbegrenzte Vererbung
- 11.03.1931:** Ernst Sträußler, Intersexualität, Hermaphroditismus und Homosexualität
- 30.11.1931:** Oskar F. Scheuer, Aus der Werkstatt des Sexualarztes
- 11.12.1931:** Bernhard A. Bauer, Ab- und Irrwege des weiblichen Trieblebens
- 04.12.1931:** Alexander Hartwich, Sexualchirurgie
- 14.12.1931:** Oskar F. Scheuer, Impotenz und ihre Heilung
- 17.12.1931:** Alexander Hartwich, Hörigkeit und Machtrausch des Mannes
- 13.01.1932:** Fritz Schulhof, Erotik der Geisteskranken
- 20.01.1932:** Eduard Frischauer, Strafrecht und Sexualität
- 04.02.1932:** Leo Schidrowitz, Schambegriff und Schamlosigkeit
- 12.02.1932:** Alexander Hartwich, Lust und Ekstase (von Nero bis Matuska)
- 17.02.1932:** Oskar F. Scheuer, Impotenz des Weibes (Frigidität und Sterilität)
- 25.02.1932:** Ernst Bien, Die sexuellen Kinderkrankheiten der Erwachsenen (psychosexueller Infantilismus)
- 10.03.1932:** Alexander Hartwich, Dynamik der Erotik (Grundlage des Sadismus und Masochismus)
- 16.03.1932:** Oskar F. Scheuer, Sport und Sexualität

Vortragszyklus im Palais Pálffy

- 11.-29.01.1932:** Oskar F. Scheuer u.a., Erscheinungsformen der sexuellen Psychopathologie

Weitere Aktivitäten

- September 1930:** Ausstellung begleitend zum Kongress der »Weltliga für Sexualreform« in Wien
- Juni 1931:** Kinofilm-Protektorat für den Tonfilm »Feind im Blut« sowie für den im Beiprogramm gezeigten Nacktkulturfilm »Lachendes Leben«

Außerdem

- 1931:** Zeitschrift »Sexualkundliches Wissensmagazin. Ein Führer auf dem Gebiete sexualwissenschaftlicher Literatur«

1931: Vereinsgründung »Vereinigung sexualwissenschaftlicher Verleger«

Nicht verwirklichte Projekte

- 1930: Zeitschriftenprojekt »Bibliographie der gesamten Sexualwissenschaft. Vierteljahresschrift. Herausgegeben vom Institut für Sexualforschung in Wien. Bearbeitet von Dr. O. F. Scheuer«. Die Zeitschrift sollte ab dem Jahr 1930 erscheinen und pro Halbjahr für den Preis von 12 Mark beziehbar sein.⁷⁴ Ab dem Frühling 1930 war offenbar geplant, die Bibliographie im ebenfalls am Ende nicht realisierten »Zentralblatt für die gesamte Sexualwissenschaft« (s.u.) aufgehen zu lassen.⁷⁵
- 1930: Ergänzungsband aus der Reihe »Sittengeschichte der Kulturwelt und ihrer Entwicklung«. Angekündigt als »gemeinsam bezügliches Ergänzungswerk« zu den Bänden »Sittengeschichte des Hafens und der Reise«, »Sittengeschichte der Liebkosung und Strafe« und »Sittengeschichte des Intimsten«, war die Publikation 1929 mit der Begründung verschoben worden, dass »eine Reihe wertvoller, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Forschungsinstitute aus dem weiteren Ausland, wie Moskau, Kirgs-Orda (Kirgisien), Addis Abeba (Abessinien), Regina (Canada) etc.« sich noch auf »Expeditionen« befänden, um die für diesen Band relevanten Abbildungen zusammenzutragen. Als frühestmöglicher Publikationstermin wurde der »Herbst 1930« genannt.⁷⁶
- 1931: Zeitschriftenprojekt »Zentralblatt für die gesamte Sexualwissenschaft«. Das von Robert Haas entworfene Titelblatt nannte das IfSW als Herausgeber und als Mitarbeiter Rudolf Bovensiepen, Georg Buschan, Paul Fürbringer, August Gross, Julius Heller, Wilhelm Liepmann, Rudolf Muck, Walter Oelze, Hermann Reuther, Hermann Rohleder, Oskar F. Scheuer, Georg Straßmann, Ernst Sträußler und Hermann Swoboda.⁷⁷ Sie sollten

74 Sexualforschung. Ein Führer auf dem Gebiete sexualwissenschaftlicher Literatur. Werke aus dem Verlag für Kulturforschung, o. S. [34].

75 IfSW [gez. Dr. L./SW] an Verlag Eugen Diederichs am 3.5.1930. DLA Marbach NL Eugen Diederichs.

76 Anhang zu: Sittengeschichte des Intimsten, Wien/Leipzig 1929 (Coupon).

77 MAK. Österreichisches Museum für angewandte Kunst/Gegenwartskunst Wien: Bibliothek und Kunstblättersammlung: Kl 8895.

- als »Ressortleiter« der Zeitschrift fungieren, dessen erste Ausgabe zunächst für den Herbst 1930, dann für den Januar 1931 angekündigt war.⁷⁸
- 1931: Abschlussbände der »Sittengeschichte der Kulturwelt und ihrer Entwicklung in Einzeldarstellungen« (Bd. 10: Sittengeschichte der Kleinstadt; Bd. 11: Sittengeschichte der oberen Zehntausend; Bd. 12: Sittengeschichte der Schamlosigkeit)⁷⁹
- 1931: Publikationsprojekt von Ludwig Levy-Lenz (Buchtitel unbekannt)⁸⁰
- 1931: Mehrteilige Publikation »Sexualanalyse des Weibes« von Bernhard A. Bauer⁸¹
- 1931: Reihe »Erotik der Völker«. Das Erscheinen der ersten Titel dieser auf 15 Bände angelegt gewesenen Reihe war für den Herbst 1931 angekündigt worden.⁸²
- 1932: Doppelband »Der Flagellantismus in der Photographie« (Subskriptionsschluss 1. Oktober 1932)⁸³
- 1932: Nachfolgebände »Lexikon des Lebens« (Bd. 2: Der Mann; Bd. 3: Das Kind)⁸⁴

Literaturverzeichnis

- Abderhalden, Emil. Versendung von Drucksachen anstössigen Inhalts durch die Post. *Ethik. Sexual- und Gesellschaftsethik* 7 (1930/31), 91.
- Afken, Esra Paul/Wolfert, Raimund. Erschließung der tschechischen LSBTIQ-Zeitschrift »Hlas« (1932–1932). URL: magnus-hirschfeld.de/forschungs-

78 »Erotik in der Vitrine und im Aktenschrank. Eröffnung eines »Instituts für Sexualforschung« in Wien, in: *Der Morgen*, 21/28, 1930: 5; [Interview Schidrowitz in:] »Ueber die Unglaubwürdigkeit von Kinderaussagen in Sexualprozessen«, in: *Der Wiener Tag*, 15.11.1930.

79 Ankündigt in: *Sexualforschung. Ein Führer auf dem Gebiete sexualwissenschaftlicher Literatur. Werke aus dem Verlag für Kulturforschung*, o. S. [31].

80 Siehe den Hinweis »Publikation in Vorbereitung« in der Liste der Autoren vom Berliner Institut für Sexualwissenschaft, in: *Sexualkundliches Wissensmagazin* (1931), Rückseite Titelbl.

81 Siehe den Auszug in: *Sexualkundliches Wissensmagazin*, o. Jg. [1931:] 38.

82 Anzeige Verlag für Kulturforschung in: *Der Buchhandel*, Jg. 1, Nr. 1 (1931), 5.

83 Subskription im Anhang zum Originalband.

84 Musterband »Das Lexikon des Lebens«.

- stelle/projekte/erschliessung-der-tschechischen-lsbtiq-zeitschrift/
[zuletzt geprüft: 04.09.2023].
- Assinger, Ludwig. Die Ausstellung des IV. Kongresses der Weltliga für Sexualreform. Wiener klinische Wochenschrift 80 (1930), 1279.
- Bach, Ulrich. Leo Schidrowitz' »Bilder-Lexikon der Erotik« (Wien: 1928–1931), In: Pornographie in der deutschen Literatur. Texte, Themen, Institutionen, hg. v. Friedrich, Hans-Edwin/Hanuschek, Sven/Rauen, Christoph. München: belleville, 2016, 267–274.
- Bernstein, Mary. Identities and Politics. Toward a Historical Understanding of the Lesbian and Gay Movement. Social Science History 26 (2002), 531–581.
- Döbling, Karl. Sexualforschung oder Pornographie? Schönere Zukunft 6 (1) (1931), 575.
- Esterházy, Agnes von (Hg.). Das lasterhafte Weib, Wien/Leipzig: Verlag für Kulturforschung, 1930.
- Graf, Oskar Maria. Gelächter von außen. Aus meinem Leben 1918–1933. München: Desch 1966.
- Grau, Günter. Iwan Bloch. Hautarzt – Medizinhistoriker – Sexualforscher. Berlin: Hentrich & Hentrich 2007.
- Herrn, Rainer. Art. »Ludwig Levy-Lenz«. In: Personenlexikon der Sexualforschung, hg. v. Sigusch, Volkmar/Grau, Günter. Frankfurt a.M./New York: Campus 2009: 418–423.
- Herzer, Manfred. Art. »Alfred Kind«. In: Personenlexikon der Sexualforschung, hg. v. Sigusch, Volkmar/Grau, Günter. Frankfurt a.M./New York: Campus: 347–350.
- Hirsch, Max. Rezension von Bilder-Lexikon, Bd. 3: Sexualwissenschaft. Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung 16 (1930), 276 (1930a).
- Hirsch, Max. Rezension von Sittengeschichte des Geheimen und Verbotenen, Die fünf Sinne, Bd. 1 und 2. Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung 16 (1930), 277–278 (1930b).
- Hirsch, Max. Rezension Wulffen u.a., Die Erotik in der Photographie. Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung 17, 1931: 263–264.
- Hirschfeld, Magnus. Querschnitt. Durch die sexuelle Zeitgeschichte mit Randbemerkungen von M. H. Die Aufklärung 2 (1930) [fortlaufend].
- Jelavich, Peter. Berlin Alexanderplatz. Radio, Film, and the Death of Weimar Culture, Berkeley u.a.: University of California Press, 2006.
- Kern, Bruno. Sturm auf die chinesische Mauer. Karl Kraus' Kampf um die sexuelle Selbstbestimmung. In: Karl Kraus. Sittlichkeit und Kriminalität und weitere Satiren zu Justiz und Moral. Wiesbaden: Marix 2017, 9–13.

- Kind, Alfred. Rezension zu »Die Fackel«. Blätter für Bibliophilen 1 (1908), 178 (1908a).
- Kind, Alfred: Friedrich S. Krauss. Bio-bibliographisches. Blätter für Bibliophilen 1 (1908b), 129–137 (1908b).
- Kind, Alfred: Über die Komplikationen der Homosexualität mit andern sexuellen Anomalien. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 9 (1908), 35–69 (1908c).
- Kind, Alfred. Rezension von Bloch, Das Sexualeben unserer Zeit. Zeitschrift für Sexualwissenschaft 1 (1908d), 47 (1908d).
- Kniefacz, Katharina. Art. »Ernst Sträussler«. In: Universität Wien: Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938, online via: gedenkbuch.univie.ac.at/person/ernst-straeussler [zuletzt geprüft: 21.7.2023].
- Kühl, Richard. Art. »Leo Schidrowitz«. In: Personenlexikon der Sexualforschung, hg. v. Sigusch, Volkmar/Grau, Günter. Frankfurt a.M./New York: Campus 2009: 626–629.
- Kühl, Richard. Art. »Maria Krische und Paul Krische«. In: Personenlexikon der Sexualforschung, hg. v. Sigusch, Volkmar/Grau, Günter. Frankfurt a.M./New York: Campus 2009b: 392–397.
- Kühl, Richard. Der Große Krieg der Triebe. Die deutsche Sexualwissenschaft und der Erste Weltkrieg, Bielefeld: transcript, 2022.
- Lang, Birgit. Die Erotik in der Photographie. Zum Habitus von Sexualwissenschaftlern. In: LiThes Nr. 5 (November 2010), URL: https://lithes.uni-graz.at/lithes/10_05.html.
- Lang, Birgit/Sutton, Katie. (Ver-)Handlungsspielräume von Sexualwissenschaft und Psychoanalyse. Englischsprachige Organisationen und Zeitschriften der Zwischenkriegszeit. Luzifer-Amor 36 (72) (2023), 25–44. Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft (2021). Monatsberichte des WhK 1902–1908. URL: <https://www.magnus-hirschfeld.de/forschungsstelle/projekte/monatsberichte-1902-1908/> (zuletzt geprüft 2.9.2023).
- Marschik, Matthias. Chronist der Sexualität: Leo Schidrowitz (1894–1956). Im Niemandsland zwischen Erotik, Pornografie und Kulturanalyse. In: Sex in Wien. Lust. Kontrolle, Ungehorsam, hg. v. Brunner, Andreas u.a. Wien: Metroverlag, 2016: 106–111.
- Marschik, Matthias. Leidenschaft, gedruckt auf Japanpapier. Leo Schidrowitz als Verleger der »Tänze des Lasters, des Grauens und der Ekstase«. In: Tänze des Lasters, des Grauens und der Ekstase. Anita Berber in Wien 1922, hg. v. Vuković, Magdalena. Salzburg: Fotohof edition, 2023: 91–111.

- Marschik, Matthias/Spitaler, Georg. Leo Schidrowitz. Autor und Verleger, Sexualforscher und Sportfunktionär, Berlin: Hentrich & Hentrich, 2015.
- Marschik, Matthias/Spitaler, Georg (2022). Leo Schidrowitz: Zwischen »erotischer« Literatur und Sexualwissenschaft. In: Love me kosher. Liebe und Sexualität im Judentum, hg. v. Spera, Danielle/Pscheiden, Daniela/Julia Windegger, Julia. Wien: Amalthena 2022, 74–81.
- Mayer, Franziska. Zwischen Samtpeitsche und Rute. Flagellantismus in der Literatur der Frühen Moderne. In: Pornographie in der deutschen Literatur. Texte, Themen, Institutionen, hg. v. Friedrich, Hans-Edwin/Hanuschek, Sven/Rauen, Christoph. München: Belleville, 2016: 121–141.
- McEwen, Britta. Sexual Knowledge. Feeling, Fact, and Social Reform in Vienna, 1900–1934. New York/Oxford: Berghahn, 2016.
- Patka, Marcus G. Sexualität in der Wiener Literatur vor und nach dem Ersten Weltkrieg und ihre Feinde. In: Love me kosher. Liebe und Sexualität im Judentum, hg. v. Spera, Danielle/Pscheiden, Daniela/Windegger, Julia. Wien: Amalthena 2022, 62–73.
- Radszuweit, Friedrich. »Völkischer Beobachter« und »Angriff«. Das Freundschaftsblatt 9 (12) (26.3.1931), 1.
- Scheuer, Oskar F. Mittel und Wege zur Steigerung wie zur Herabsetzung des Geschlechtstriebes. In: Sittengeschichte des Intimsten, Wien/Leipzig: Verlag für Kulturforschung, 1929, 233–298.
- Schindler, Franz. Prager Besuch am Institut für Sexualwissenschaft im Jahr 1929. Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft Nr. 29/30 (1999), 81–86.
- Schindler, Franz. Art. »Ferdinand Pečírka«. In: Personenlexikon der Sexualforschung, hg. v. Sigusch, Volkmar/Grau, Günter. Frankfurt a.M./New York: Campus, 557–560.
- Ungewitter, Richard. Das Judentum in der Medizin In: Handbuch der Judenfrage, hg. v. Fritsch, Theodor, 31., völlig neu bearb. Aufl., Leipzig: Hammer 1932, 393–403.

Abbildungsnachweis

Sexualkundliches Wissensmagazin 1931 (Abb. 1, 2, 7); NL Robert Haas/MAK Wien mit freundlicher Genehmigung von Miriam Haas (Abb. 3); BL 4 (Abb. 4); *Neues Wiener Tagblatt*. 2.12.1936 (Abb. 5), *Wiener Bilder*, 12.10.1930 (Abb. 6).

Sexualisierte Technik

Hochfrequenz-Apparate zwischen Therapie und Erotikartikel in den 1920er Jahren

Nils Löffelbein, Heiner Fangerau

Abstract: *From the last third of the 19th century onwards, doctors and laypeople increasingly used electrically powered healing devices to treat a wide range of illnesses. Particularly popular in the 1920s were suitcase-sized high-frequency technology tools with glass electrode sets. Based on theories of material culture research, the article shows that electrical healing devices played a role in different contexts. On the one hand, they were used in medical therapy, for beauty care or for 'energetic' self-optimization. On the other hand, the design, presentation and commercial popularization campaigns of the manufacturers also resonated with a sexual level of meaning. This article examines the reception and appropriation practices of high-frequency devices, particularly in the US and Germany. It focuses on the attributions of meaning by consumers and manufacturers on the basis of descriptions of their materiality, design, use and media representations in contemporary advertisements and literature.*

Keywords: *Material Culture Studies; Meanings of Things; Electrotherapy; High-Frequency Devices; Electrodes; Sexuality; Beauty*

Einführung

Überall in Stadt und Land [...] kann man jetzt beinahe in jeder dritten Familie jene kleinen Heilapparate mit den violett leuchtenden und funkensprühenden Glasröhren sehen, die den Leuten von Hausierern zur Heilung ihres Leidens empfohlen und unter allen möglichen Lobpreisungen aufgedrängt werden (Möhringer 1927: 2557).

Mit diesen Worten wurde in der beliebten Illustrierten »Der Deutsche Rundfunk« aus dem Jahr 1927 auf eine neue Modeerscheinung aufmerksam gemacht, die in Westeuropa und den USA in der Zwischenkriegszeit eine beachtliche Breitenwirkung erfuhr.

*Abb. 1: Hochfrequenz-Apparat »Sanator«, Deutschland 1920er Jahre
(Foto: Christa Reissmann)*



Beschrieben werden die Verkaufspraxis und der Gebrauch der sogenannten Hochfrequenz-Apparate, die in den 1920er Jahren weit verbreitet waren und zeitweise hohe Verkaufszahlen erzielten (Eßler 2021: 177–188). Es handelte sich hierbei um elektrische Heilgeräte, die sowohl in der ärztlichen Praxis als auch im Rahmen der häuslichen Selbstbehandlung bei einer Vielzahl von Lei-

den eingesetzt wurden.¹ Die Apparate bestanden in der Regel aus einem Hochspannungsgenerator, der durch ein Kabel mit einem Handgriff verbunden war, der wiederum als Halter für eine auswechselbare Elektrode aus Glas fungierte (Abb. 1). Die Elektroden enthielten Edelgas, zumeist Neon oder Argon, das bei Betrieb rosa, violett oder blau leuchtete. Während der Anwendung ließen die Nutzer*innen die Elektrode über die Haut gleiten, wodurch ein schwacher hochfrequenter Wechselstrom von 10 bis 20 Kilohertz durch den Körper geleitet wurde. Die Anwendung verursachte ein Kribbeln oder Prickeln auf der Haut, das bei erhöhter Stromstärke bis zu einem leichten Schmerz gesteigert werden konnte.

Die Hochfrequenz-Technik bildete jedoch nur einen kleinen Ausschnitt aus dem breiten Spektrum der sogenannten Elektrotherapie, die im Zeitraum zwischen 1880 und 1930 in Krankenhäusern und Arztpraxen ebenso genutzt wurde wie in zahlreichen Sanatorien und Nervenheilstätten oder eben im häuslichen Umfeld. Ab der Jahrhundertwende eroberte die Elektromedizin auch den Konsummarkt in Europa und den Vereinigten Staaten. Handliche Objekte wie elektrische Haarbürsten, batteriebetriebene ›Potenz‹-Gürtel oder Elektrodensets fanden – unter den mitunter argwöhnischen und kritischen Augen der Medizin – reißenden Absatz.

Verständlich werden die beachtliche Popularität und Verbreitung der Elektromedizin in den Jahrzehnten um 1900 indes nur vor dem Hintergrund der überragenden Bedeutung der Elektrizität im anbrechenden Zeitalter der Hochindustrialisierung. Die technischen Neuerungen der Jahrhundertwende, fast alle elektrisch betrieben, übten auf die Menschen eine enorme Faszinationskraft aus (Binder 1996, Hughes 1987). Die Elektrizität galt als die Energie eines neuen Zeitalters, ihre Einsatzmöglichkeiten wurden als potenziell grenzenlos eingeschätzt (Horstmann 2010). Folglich rückte auch in der Medizin der Kräfte- und Energiehaushalt des menschlichen Körpers im 19. Jahrhundert ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Etwa seit den 1850er Jahren setzte sich hier ein Menschenbild durch, das stark von den neuartigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und der zeittypischen Fortschritts- und Technikbegeisterung geprägt war. Der menschliche Körper wurde darin als ein strikt nach den Naturgesetzen arbeitendes physikalisches System begriffen und mit zeitgenössischen Errungenschaften – etwa einer Maschine,

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Kapitel der 2023 erschienen Monographie: Nils Löffelbein/Heiner Fangerau: Blitze, Funken, Sensationen: Sinnüberschuss und Sinnreduktion elektrischer Heilapparate in Deutschland 1750–1930, Stuttgart 2023.

einem Telegrafen oder einer Batterie – verglichen (Asendorf 2002). Angesichts der populären Deutung der Elektrizität als ›Lebensenergie‹ im 19. und frühen 20. Jahrhundert war der Glaube an die regenerierende und heilende Wirkung elektrisch betriebener Apparate weit verbreitet (Roelcke 1999).

Für die Zeitgenoss*innen selbst waren die elektrifizierten Heilapparate allerdings weitaus mehr als Medizinprodukte. Wie im Folgenden am Beispiel der Hochfrequenz-Apparate gezeigt werden soll, wurden den elektrischen Heilgeräten im ›langen‹ 19. Jahrhundert eine Bedeutung und eine Wirkung zugesprochen, die weit über ihre technisch-medizinische Funktionalität hinausgingen. Eingebunden in vielfältige Sozialpraktiken und gesellschaftliche Diskurse eröffneten die Geräte ihren Nutzer*innen mehrere Gebrauchsdimensionen: So nutzten die Menschen diese nicht nur als Mittel zur medizinischen Therapie, sondern auch zur Schönheitspflege sowie zur ›energetischen‹ Selbstopтимierung. Angeboten wurden die Geräte zudem zur Linderung sexueller Funktionsstörungen, die im Rahmen der Behandlung sogenannter nervöser Störungen eine zentrale Rolle spielten. Nicht zuletzt deuten zeitgenössische Ratgeber- und Werbeschriften zur Hochfrequenz darauf hin, dass die surrenden Elektrodensets in der häuslichen Umgebung von einem vornehmlich weiblichen Zielpublikum wohl auch zur sexuellen Stimulation eingesetzt werden sollten.

In welche Bedeutungszusammenhänge und Gebrauchspraktiken historische Objekte jeweils eingebunden sind, lässt sich retrospektiv oftmals nur schwer rekonstruieren. Die materielle Kulturforschung hat hier zuletzt verstärkt auf die grundsätzliche Bedeutungsoffenheit von Dingen hingewiesen (Ludwig 2011, König 2022: 28). Dinge können demzufolge zu Projektionsflächen menschlicher Vorstellungen werden und durch diese Aufladung mit Sinn und Bedeutung auf die Menschen und ihre Handlungen zurückwirken. Das geschieht, indem die Nutzer*innen den Dingen neue, ursprünglich nicht intendierte Eigenschaften und Möglichkeiten zuschreiben. Die Sinnzuschreibung materieller Dinge kann sich hierbei allerdings durch einen Wandel räumlicher und zeitlicher Bezüge sowie inhaltlicher Zusammenhänge fortlaufend verändern, da die Objekte, wie der Ethnologe Hans Peter Hahn es formuliert hat, ihre Bedeutung nicht aus sich selbst heraus erhalten, sondern erst im Zusammenhang ihrer Verwendung (Hahn 2015). Die scheinbare ›materielle Evidenz‹ der Dinge wird so im Interaktionsprozess stets durch die Ambivalenzen, Pluralismen und Verschiebungen ihrer changierenden Bedeutungen gebrochen (Unsel 2018: 27). In historischer Perspektive setzt eine Interpretation daher die Einordnung der Objekte in ihre ursprünglichen

Kontexte voraus, die sich jedoch oftmals einer eindeutigen Kategorisierung entziehen.

Im Anschluss an diese Überlegungen soll im Folgenden den Rezeptions- und Aneignungspraktiken der Hochfrequenz-Geräte nachgegangen sowie die Sinnzuschreibungen durch Konsumenten und Hersteller in den Blick genommen werden. Den Ausgangspunkt hierzu bilden die Objekte selbst, wobei argumentiert wird, dass, mit Blick auf die sinnliche und in diesem Fall erotisierende Erfahrung der Technik, die besondere Materialität, das Design und die Konstruktionsweise der Elektrodensets eine zentrale Rolle spielten. Auf Basis der Beschreibungen ihrer Materialität, ihres Designs, ihrer Funktionen sowie ihrer medialen Repräsentationen in zeitgenössischen Werbeanzeigen und der Ratgeberliteratur sollen die objektbezogenen Diskurse der Hochfrequenz-Therapie analysiert werden, an deren Herstellung die Geräte als historische Akteure zugleich aktiv beteiligt waren. Im Fokus stehen die verschiebbaren Dingbedeutungen und Umgangsweisen im Kontext von kulturell bedingten Kollektiven, aber auch individuellen Praktiken. Anhand der hier untersuchten Apparaturen lässt sich besonders eindrücklich verdeutlichen, dass sich Dinge je nach Nutzungskontext in völlig anderen Bedeutungsräumen bewegen und in der konkreten sozialen Interaktion auch verschiedene Nutzungsverhalten und Rezeptionen evozieren. Man könnte mit der Medizinhistorikerin Karen Nolte auch von »hybriden Objekten« sprechen, da die Apparate sich nicht eindeutig einem klar umrissenen Handlungskontext zuordnen lassen (Nolte 2019).

Medizinische Anwendungen

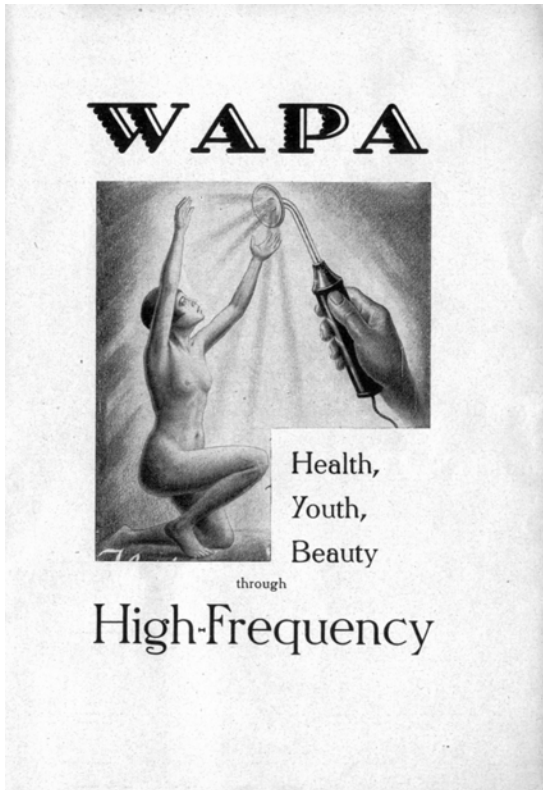
Die Nutzung der Hochfrequenz-Technologie basierte auf der Erfindung der sogenannten Tesla-Spule des kroatisch-amerikanischen Erfinders und Physikers Nicola Tesla in den späten 1890er Jahren, ein Resonanztransformator zur Erzeugung hochfrequenter Wechselspannung (Krause 2010: 99–105). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts – in der Hochzeit der Elektrotherapie – führte der französische Physiker und Physiologe Jacques-Arsène d'Arsonval die Hochfrequenz-Ströme schließlich samt entsprechender Apparaturentechnik in die Medizin ein. Die Befürworter der Methode gingen von positiven Effekten der Hochfrequenz-Strahlung auf den Stoffwechsel und von weiteren gesundheitsfördernden Wirkungen aus.

Abb. 2: Katalog für Medizintechnik der Firma Siemens-Reiniger-Veifa aus den 1920er Jahren (Siemens/Reiniger/Veifa: Gesellschaft für medizinische Technik m. b. H., »Inviktus« Hochfrequenz-Handapparat, Berlin 1922 [Siemens-Archiv-Erlangen])



In Katalogen für Medizintechnik sowie ärztlichen Fachpublikationen, die sich vorwiegend an Ärzt*innen und medizinisches Personal richteten, präsentierten Hersteller wie Siemens die Apparate in einer technischen, also nüchternen Fachsprache als medizinische Instrumente zur Behandlung einer Vielzahl von Leiden, so etwa Kopfschmerzen, Müdigkeit, Rheuma, nervöse Störungen oder sogar bösartige Organleiden (Abb. 2) (Simonis 1930). Insbesondere in den 1920ern wurde die Hochfrequenz-Technik in Arztpraxen von Hausarzt*innen ebenso genutzt wie in Kliniken und Krankenhäusern. Eine Vielzahl von medizinischen Publikationen aus dem frühen 20. Jahrhundert untermauerte die medizinische Wirksamkeit der Geräte. Auch in medizinischen Lehrbüchern der Zeit wurde die Behandlung mit hochfrequenten Strömen als reguläres Therapieverfahren vorgestellt (Mann 1925, Stieboeck 1926, Baedeker 1901, Kowarschik 1920), wenngleich die Zahl der Kritiker der Methode bereits vor dem Ersten Weltkrieg wuchs (Eckart 2011: 206–207).

Abb. 3: Werbeabbildung für den Apparat »WAPA« (WAPA. Health, Youth Beauty through High-Frequency, USA 1920er Jahre, <https://archive.org/details/wapa-cover> [letzter Zugriff: 9.1.23])



Die Hochfrequenz-Bestrahlung stellte also einerseits ein anerkanntes wissenschaftlich-medizinisches Therapieverfahren dar. Andererseits ragte vor allem ab den 1920er Jahren die Nutzung der Geräte immer stärker auch in den Bereich der seit der Jahrhundertwende boomenden Naturheilkunde hinein und wurde von allerlei Wunderdoktoren und spirituellen Heilern propagiert (Körner 2012: 41–58). Zwar konnte sich die Nutzung elektrotherapeutischer Heilapparate im naturheilkundlichen Feld nie wirklich durchsetzen, da der Einsatz der Elektrizität den Grundsätzen eines auf Licht, Luft und Wasser setzenden Heilverfahrens im Grunde entgegenstand (Heyll 2006: 82). Von

den Herstellerfirmen wurde die Hochfrequenzelektrizität jedoch unbeirrt als »Naturkraft« eigenen Rechts angepriesen, welche die Selbstheilungskräfte des Körpers aktivieren könne (Medikus). In einem Ratgeber hieß es hierzu, dass die Hochfrequenzströme eine »qualitative Zufuhr positiv-physiologischer Kraft für den Gesamtorganismus darstellen« würden, die eine »allmähliche Hebung des Kräfte-niveaus« bewirke (Hochfrequenz-Strahlapparat). Demnach habe die Zuführung elektrischer Energie eine belebende und regenerative Wirkung auf den Gesamtorganismus. Auf Werbeprospekten fanden sich an diese Idee anschließend häufig Darstellungen nackter, athletischer und lichtumfluteter Körper, die Gesundheit und Vitalität ausstrahlten (Abb. 3).

Statusobjekt und Schönheitspflege

Während größere, stationäre Apparaturen in Krankenhäusern und Heilanstalten verwendet wurden, entwickelten ab den 1920er Jahren zahlreiche Anbieter zugleich auch kleinere, handliche und leicht zu bedienende Hochfrequenz-Apparate für den Privatgebrauch. Die handkoffergroßen Geräte wurden mit wachsendem Erfolg von verschiedenen Firmen weltweit beworben und vertrieben. In Deutschland waren Modelle mit sprechenden Namen wie der sogenannte Invictus, der Radiostat oder der Radiolux verbreitet, auf dem weit aus größeren US-amerikanischen Markt wurden die Geräte unter der Bezeichnung Violet Ray gleich von mehreren Dutzend Firmen vertrieben. Gerade in den USA wurde die Nutzung der elektrisch leuchtenden Elektroden rasch zu einem gesellschaftlichen Ereignis. 1920 bildete sich z. B. in New York ein große Menschentraube um ein Elektronikgeschäft, als im Schaufenster der Gebrauch der blitzenden Instrumente demonstriert wurde (Schwarzbach 1921: 15).

Bei den für den Konsummarkt produzierten Geräten konzentrierte sich der Anwendungsbereich allerdings nicht auf einen medizinischen Nutzen, sondern das mögliche Einsatzspektrum wurde deutlich breiter angelegt und facettenreicher propagiert. Insgesamt fällt mit Blick auf die verwendeten Geräte hier zudem ein geschlechtsspezifischer Zuschnitt ins Auge. So richtete sich die Werbung für Hochfrequenz-Geräte in den 1920er Jahren primär an ein weibliches Publikum, was vor allem dadurch deutlich wird, dass entspre-

chende Werbeanzeigen in Zeitschriften platziert wurden, die sich explizit an Frauen wandten.²

Abb. 4: Aus dem Manual des »Violetta Ray«, USA, 1920er Jahre (Bleadon Dun Violet Rays As Applied With The Violetta, Chicago 1923, S. 24, <https://archive.org/details/bleadon-dun-violet-rays-as-applied-with-the-violetta> [letzter Zugriff: 9.1.23])

PAGE EIGHTEEN | VIOLETTA RAYS



Scalp treatments with the Violetta are unusually successful when applied with electrode No. 1.

Scalp Treatments with the Violetta

(Dandruff, Falling Hair, Baldness, Itching Scalp, Etc.)

IT IS a well known fact that falling hair and baldness are due to the faulty action of the tiny nerves and blood vessels that each and every hair is supplied with. If good, rich blood, laden with the necessary nourishment, does not circulate to the hair, they are literally starved. Bacterial and Parasitic germs get a foothold, causing the dandruff, the hair falls out, and baldness is the ultimate result.

The VIOLETTA applied to the scalp virtually exercises each and every hair, encouraging it to new life and vitality. It has a direct action on the tiny nerves and blood vessels stimulating them to perform their proper functions of distributing necessary food supply to the hair. Also the Ozone which is generated acts as a germicidal agent and destroys any organism present, making dandruff impossible.

Woman's headgear, from a hygienic standpoint, is more sensible than man's; consequently, women rarely suffer from total loss of hair. Frequently, however, on account of circulatory derangements, her hair loses its natural gloss and vigor and be-




2 Siehe etwa die Anzeigen in den US-amerikanischen Magazinen »Photoplay« und »Physical Culture« der 1920er Jahre.

Die Apparate sollten dem Werbeversprechen nach »Jugend und Schönheit« entsprechen und neben ihrem medizinischen Nutzen auch der Körperpflege dienen. Gerade in den Werbeanzeigen, die sich in populären Zeitschriften und Magazinen an ein breites Laienpublikum richteten, war der Einsatz als Pflege- und Selbstoptimierungsprodukt dominant (Abb. 4). Die vollmundigen Versprechen lauteten, dass nach nur wenigen Behandlungen der Blutkreislauf angeregt werde, Runzeln, Falten und Krähenfüße würden verschwinden, auch den Haaren bringe die Behandlung ihren alten Glanz zurück. Angeboten wurden auch Elektroden zur Straffung der Brust.

Abb. 5: Der »Master« Violet Ray, USA, 1920er Jahre (Master Violet Ray No 8 Manual Advertisement Booklet, Chicago 194, S. 14, <https://archive.org/details/MasterVioletRayNo8/page/n3/mode/zup> [letzter Zugriff: 9.1.23])



Die Bedeutung der Geräte als Konsumprodukt wurde nicht zuletzt durch ein zeitgenössisch modisches Design, eine Miniaturisierung und Gestaltungsvielfalt unterstrichen: Die filigranen Glaselektroden-Sets wurden als ästhetisches Erlebnis verkauft, das sich beim Anblick der Geräte auch heute

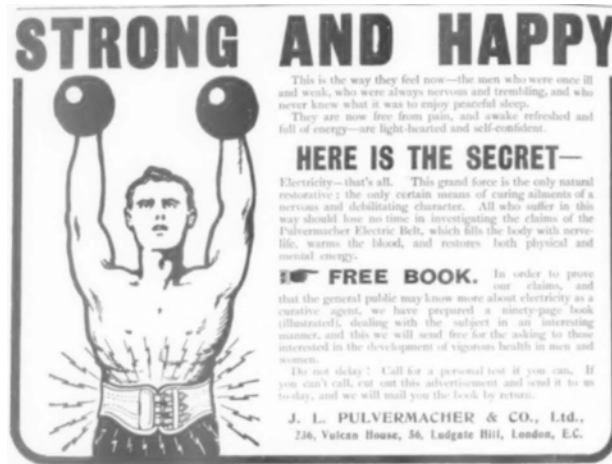
noch nachspüren lässt. Die Unternehmen stellten Gerätetypen in unzähligen Ausführungen, Farben und Elektrodenformen her, neben kleinteiligen Sets mit dutzenden verschiedenen Aufsätzen bot man auch reduziertere Geräte mit nur einer Elektrode an, die die Frau von Welt auf Reisen bequem in ihrem Handgepäck unterbringen konnte. Die zumeist mit Samt ausgelegten Hartschalenkoffer aus künstlichem Krokodilleder verliehen den transportablen Apparaten so einen Hauch von Exklusivität und Modernität (Abb. 5).

Sexualisierte Technik

Die Behandlung sexueller Funktionsstörungen oder Probleme stellte um die Jahrhundertwende einen integralen Bestandteil aller elektrotherapeutischen Behandlungsformen dar. Bereits seit der Zeit der Aufklärung galt elektrische Energie als Ausdruck von Lebenskraft und wurde metaphorisch mit sexuellen Phänomenen assoziiert (Kleischner 1998: 43). Die wissenschaftliche Diskussion des 19. Jahrhunderts betonte die Verwandtschaft von Sexualität und Elektrizität ebenfalls ausdrücklich. Die männliche Impotenz etwa wurde im Rahmen des zeitgenössischen Nervendiskurses als eine Unterversorgung mit Körperelektrizität gedeutet, die ätiologisch mit jeglicher Form des Energieverlusts erklärt wurde (Deutsch, Orłowski, Dr. Poche). Die wissenschaftlich orientierte Medizin ging in den Jahrzehnten um 1900 jedoch gemeinhin davon aus, dass sich der Mangel an körpereigener Energie mittels elektrischer Heilapparate ausgleichen ließe und folgerichtig sexuelle Dysfunktionen durch Elektrizitätszufuhr behoben oder abgemildert werden konnten. Populäre Elektronikprodukte der Zeit, wie etwa die sogenannten Elektrischen Gürtel, sollten durch die Elektrifizierung der Genitalgegend die männliche Potenz steigern (Abb. 6), indem der Körper durch die Zuführung von elektrischem Strom mit neuer Energie versorgt wurde.³

3 Hierbei handelte es sich aber nicht um Hochfrequenz-Apparate, sondern um zumeist batteriebetriebene Gleichstromgeräte. In der Hochzeit der Elektrischen Gurte von etwa 1890 bis 1914 hatte sich die Hochfrequenz-Technologie noch nicht als Behandlungsmethode durchgesetzt.

Abb. 6: Werbeanzeige für einen elektrischen Gürtel, USA, 1908 (*The Quiver* 6 [1908], S. 12)



Zugleich konstruierten die virilen, muskelbepackten Männerkörper in Hinblick auf Funktion, Design und Zielsetzung der Apparate verheißungsvolle Bilder einer als modern empfundenen Männlichkeit (Ebeling 14).

Die Werbeanzeigen der Hochfrequenz-Apparate setzten oftmals hingegen in mehr oder weniger eindeutiger Weise auf die Zurschaustellung weiblicher, zumeist spärlich bekleideter Körper in aufreizenden Posen. In den Popularisierungskampagnen der Glasröhren-Sets schwang so implizit stets auch eine erotisierende Bedeutungsebene mit, die sexuelle Anwendungsformen der Geräte zumindest andeutete, obgleich vordergründig vorgegeben wurde, es gehe nicht um Sexualität, sondern um Gesundheits- und Schönheitspflege. Eine Broschüre für den »Master-High-Frequency« aus den 1930er Jahren zeigt etwa die Fotografie einer Dame in zurückgebeugter Pose mit leicht geöffnetem Mund (Abb. 7). Ihre Stola ist von der Schulter gerutscht und gibt den Blick auf ihren entblößten Ausschnitt frei. Noch eindeutiger wurde die beiliegende Instruktion von »Roger's Vitalator« von 1933, ebenfalls ein amerikanisches Modell, die eine Frau mit Elektrode porträtiert, deren nackte Schulter von einem Herrn mit hintergründigem Lächeln massiert wird. Untertitelt ist die Abbildung mit »The wonderful treatment« (The Master High Frequency Violet Ray 3).

Abb. 7: Aus einer Werbeanzeige des »Master Ray«, USA, 1920er Jahre
 (The Master High Frequency Violet Ray. Chicago o.J., S. 8, <https://archive.org/details/the-master-high-frequency-violet-ray-green-cover>
 [letzter Zugriff: 9.1.23])



Schönheit, Jugend und Gesundheit wurden auf diese Weise mit der aktiven Gestaltung der weiblichen Sexualität assoziiert, wobei die gesellschaftlichen Konventionen der Zeit gewahrt bleiben mussten. So hat die amerikanische Historikerin Hallie Lieberman mit Blick auf die gesetzlichen Rahmenbedingungen in den USA argumentiert, dass Geräte mit potenziell sexuellen Gebrauchsmöglichkeiten in den Jahrzehnten um 1900 prinzipiell als Produkte der Gesundheitspflege vermarktet wurden, um die strengen Sittlichkeitsanforderungen der US-Gesellschaft zu umgehen (Lieberman 2007). Allerdings wurde mit versteckten Hinweisen auf die entsprechende Wirkung der Apparate nicht

gespart. In einer Broschüre für den »Master High Frequency Violet Ray« aus den 1920er Jahren hieß es hierzu vielsagend:

This is a diffusion of an electrical current of tremendous power and resistance, into millions of harmless units which can be applied to the tenderest and most delicate parts of the body without the slightest harm (The Master High Frequency Violet Ray).

Die Werbung spielte dabei in vielen Anzeigen auf subtile Weise auf das erotische Potenzial an, verpackt in fantasieanregenden Metaphern, die jeweils auf die Wirkung der elektrischen Apparaturen Bezug nahmen, wenn es in einer Schrift für den Vi-Rex Violet Ray 1920 etwa vielsagend hieß: »Make every fibre of your body tingle with a new vim and vigour (Vi-Rex Violet Ray).« Im Deutschen Reich wurden Hinweise auf Sexualität in ähnlicher Weise verbrämt.

Ermöglicht wurde die sexualisierte Aufladung der Technik jedoch allem voran durch die spezifische Formgebung, das Design der Geräte sowie die knisternd-leuchtende Darbietung der Elektrizität in den Glaselektroden, mit denen sich die Sinne reizen und anregen ließen.

Sexuelle Assoziationen wurden in erster Linie durch die vielfältigen Elektroden-Aufsätze erweckt, obwohl sie laut ihrer Funktionsbeschreibung rein medizinischen Zwecken dienen sollten: Die runde »Körperelektrode« übernahm die Funktion eines Massageinstruments; im Lieferumfang enthalten waren in der Regel allerdings auch gleich mehrere Anal-, Vaginal- und Prostataelektroden, die ebenfalls zur häuslichen Selbstanwendung bestimmt waren (Abb. 8). Diese vermittelten allein durch ihre phallusartige Formgebung eine ambivalente Handlungsempfehlung. Wie bei keinem anderen Objekt der Elektromedizin spielten mit Blick auf die sinnliche Erfahrung der Technik die besondere Materialität, das Design und die Konstruktionsweise der Apparate eine zentrale Rolle. Dabei war den Zeitgenossen die sexuell anregende Wirkung des Elektrodengebrauchs durchaus bekannt und wurde teilweise auch öffentlich zur Sprache gebracht: So schildert der Münchener Elektrotherapeut Paul Ewald in einer Publikation von 1927 die Behandlung einer Patientin als eine Art sexuelles Erweckungs Erlebnis:

Jedoch eines Tages – und zwar nicht sehr lange nach Beginn der Kur – beschwerte sie sich über eine für sie sehr unangenehme Nebenerscheinung derselben: sie bekomme jetzt erotische Gefühle, die sie längst abgetan zu haben glaube. Was sie beanstandete und als lästig beklagte, ist Anderen

wiederum hochehrwünscht und die Tatsache dieser Erscheinung ist an sich ein Beweis genug für die verjüngende Wirkung der Hochfrequenzströme [...] (Ewald 1927: 31).

Abb. 8: Elektroden des »Viracor«-Rays, USA, 1920er Jahre (Viracor. High Frequency Violet Ray Generator, Chicago o.J., S. 16, <https://archive.org/details/the-new-viracor-violet-ray/page/n15/mode/zup> [letzter Zugriff: 9.1.23])

VIRACOR ELECTRODES



The VIRACOR Glass Electrodes are made from the finest, specially made glass and are specially annealed and vacuumed—scientifically shaped by expert glass blowers.

No. 1—General Surface type Electrode.....	\$1.00
For facial massage and general body treatment. Is supplied with all VIRACOR High Frequency Generators.	
No. 2—Condenser Electrode.....	\$3.00
Gives an exceptionally strong current. Used for deep seated ailments such as rheumatism or lumbago.	
No. 3—Comb or Rake Electrode.....	\$2.00
For scalp and hair treatments and may be used on the spine.	
No. 4—External Throat Electrode.....	\$1.00
For throat or other curved parts of the body.	
No. 5—Single Eye Electrode.....	\$1.25
No. 6—Spinal Electrode.....	\$1.50
For all spinal treatments.	
No. 7—Double Eye Electrode.....	\$2.00
No. 8—Small Cathaphoric Electrode.....	\$2.25
Has small indentation to hold cotton and liniment.	
No. 9—Large Cathaphoric Electrode.....	\$4.00
Has place for cotton and liniment for lumbago, rheumatism, sprains and wherever a liniment is used.	
No. 10—Spatula or Tongue Electrode.....	\$2.00
No. 11—Insulated Ear Electrode.....	\$2.25
For ear troubles of all kinds.	
No. 12—Special Metal Electrode.....	\$1.25
Delivers a very strong current and used for indirect treatments.	
No. 14—Urethral Electrode.....	\$1.00
No. 15—Plain Vaginal Electrode.....	\$1.00
No. 16—Plain Internal Throat Electrode.....	\$1.00
No. 17—Plain Rectal Electrode.....	\$1.00
No. 18—Corn Electrode.....	\$1.25
No. 19—Insulated Nasal Electrode.....	\$2.00
No. 20—Insulated Internal Throat Electrode.....	\$2.00
No. 21—Insulated Urethral Electrode.....	\$2.00
No. 22—Insulated Prostatic Electrode.....	\$2.00
No. 23—Insulated Rectal Electrode.....	\$2.00
No. 24—Insulated Vaginal Electrode.....	\$3.00
No. 25—Cantery Electrode.....	\$2.00
For removal of warts, moles and other growths.	
No. 26—Special Perforated and Insulated Vaginal Electrode.....	\$3.00
Used for ovaritis, leucorrhoea, vaginitis and all inflamed conditions of the vagina. Also as a mild germicide. The perforations allow the ozone to be generated and liberated.	

Page Sixteen

Dass die Behandlung mit der Scheidenelektrode dazu fähig war, die weibliche »Geschlechtsmaschinerie wieder neu zu beleben«, ein »Wiedererwachen der natürlichen Freude am Sinnenleben und einer normal gearteten Geschlechtslust« (Ewald 1927: 37) zu befördern, wurde zeittypisch allerdings erneut als ein medizinisches Phänomen erklärt. Ewald zufolge sei die »überraschend gute Wirkung der Hochfrequenzströme auf weibliche Unterleibs- und damit zusammenhängende Nervenstörungen« ein Ergebnis der günstigen »Beeinflussung der inneren Drüsenvorgänge« durch die heilsame Wirkung der Elektrizität (Ewald 1927: 37).

Die Wiederentdeckung der Hochfrequenz als »Sex-Spielzeug« ab den 1980er Jahren: Affordanz und Bedeutung

Ab den 1930er Jahren gerieten die elektrischen Apparate und Instrumente parallel zu einem rapiden Bedeutungsverlust der Elektrophysiotherapie als medizinisches Therapeutikum rasch in Vergessenheit. Die Nutzung der Elektrizität galt als wissenschaftlich überholt und unmodern, die einst beliebten Apparate landeten in Kellern und auf Flohmärkten. In populären Journalen der 1930er Jahre wurden die Elektrodensets nunmehr vereinzelt als elektrischer Freizeitspaß angepriesen, ohne dass überhaupt noch auf die vormaligen Bedeutungszuschreibungen und Gebrauchsweisen als medizinische Geräte verwiesen wurde. So informierte in einer Ausgabe von 1931 das Magazin »Science and Invention« unter der Überschrift »Fun with a Violet Ray Machine« seine Leser*innen, wie die »old fashioned High Frequency Machine«, die auf dem Dachboden verstaube, zu einem Quell der grenzenlosen Freude und Heiterkeit werden könne (Abb. 9).

Der Artikel gab Instruktionen zum Gebrauch der Geräte für Leuchteffekte in abgedunkelten Räumen und elektrische Schwertkämpfe (Mallay 1931: 139).

Abb. 9: Artikel aus dem US-Magazin »Science and Invention« 1931 (Fun With a Violet Ray Machine, in: Science and Invention 6 (1931), S. 12)



Ihrer ursprünglichen Einsatz- und Bedeutungskontexte entkleidet, erwiesen sich die Geräte im Laufe der Jahrzehnte auch in anderen sozialen Kontexten als nützliche Instrumente, mit gelegentlich fragwürdiger ethischer Motivation: So deckten in den 2000er Jahren Zeitungsreporter aus Chicago auf, dass Beamte des örtlichen Police-Departments in den 1970er Jahren Gefangene mit Elektroschocks an den Genitalien gequält hatten. Zum Einsatz kam bei diesen Misshandlungen unter anderem ein altes Hochfrequenz-Gerät. Der Journalist John Conroy musste bei seinen Recherchen erst verschiedene Muse-

umsdirektoren konsultieren, um die Identität der in Vergessenheit geratenen Apparate zu klären (Conroy 2005). Ihr ursprünglicher Sinn ließ sich nicht mehr ohne Weiteres erschließen, da die immateriellen Kontexte ihrer Entstehungszeit nicht mehr existierten.

Hier zeigt sich, dass materielle Artefakte ohne die sie umgebenden Kontextfelder nicht zwangsläufig intrinsische Informationen über ihren Sinn und Zweck offenbaren, sondern bestimmte Nutzungsweisen und Bedeutungsinhalte erst durch die permanente Wechselwirkung zwischen immaterieller und materieller Kultur vorgegeben werden, also durch Wechselwirkungen zwischen dem Artefakt selbst, den Anwendenden sowie den kulturellen Rahmenbedingungen, in die diese eingebettet sind.

Bedarf es demnach stets vertiefender Einblicke in die sozial-ökonomischen, kulturellen und mentalen Strukturen einer Epoche, um die zeitgenössische Wahrnehmung und Rezeption der zu untersuchenden Objekte rekonstruieren zu können? Lassen sich die Funktionsweise und Bedeutung der Dinge allein durch ihre physische Präsenz nicht entschlüsseln? Der US-amerikanische Psychologe James J. Gibson hat in den 1970er Jahren mit dem Konzept der »Affordanz« ganz im Gegenteil die These vertreten, dass materielle Dinge durchaus aus sich selbst heraus bestimmte Wahrnehmungen, Emotionen und Gebrauchsweisen evozieren können (Gibson 1973), also an sich über direkt wahrnehmbare Eigenschaften verfügen. Gegenstände besitzen demnach Affordanz, ihnen wohnt stets ein implizites Angebot zur Handlung inne, das nicht durch die Umwelt vorgegeben wird und nicht kulturell erlernt werden muss (Müller 2007: 20). Form, Farbe und Material eines Objektes eröffnen demnach Möglichkeiten (Affordanzen) im Umgang mit ihnen.

Verfügen die Hochfrequenz-Elektroden also doch über einen natürlichen Aufforderungscharakter, der bestimmte Nutzungsweisen unabhängig von ihrer kulturellen und zeitlichen Verortung präfiguriert? Hierfür spricht der Umstand, dass für den Privatgebrauch bestimmte Hochfrequenz-Apparate heutzutage wieder von zahlreichen Anbietern produziert werden, beworben dieses Mal allerdings explizit als sexuelle Stimulationshilfen für den ständig wachsenden Erotikmarkt. Begonnen hatte dieser Trend bereits in den 1980er Jahren, als die alten Apparate in der entstehenden BDSM-Szene (Bondage & Discipline, Dominance & Submission, Sadism & Masochism) in den USA einen erneuten Popularitätsschub erfuhren. Hier schätzte man die violett leuchtenden Hochfrequenz-Elektroden vor allem zur Erregung von »Lustschmerz«. Die Historikerin Anne O Nomis führt die Renaissance der Hochfrequenz-Medizintechnik in der sich formierenden Sadomaso-Bewegung der 1980er Jahre un-

ter anderem darauf zurück, dass in diesem Bereich gerade Krankenschwester-Rollenspiele seit Anbeginn eine bedeutende Rolle gespielt hätten; viele sehr bekannte Dominas seit Mitte des 20. Jahrhunderts entstammten ihr zufolge direkt aus der Krankenpflege (O Nomis 2013: 145–160). Die Fähigkeit der medizinischen Geräte zur Schmerzreizung erwies sich daher als ideal für die hier geschätzten Sexpraktiken und die mit ihnen verbundenen Fantasien. Da es sich allerdings als aufwendig erwies, die aus den 1920er Jahren stammenden Geräte auf Flohmärkten und in Antiquitätenläden ausfindig zu machen und mühsam zu restaurieren, legte Anfang der 1990er Jahre der Amerikaner Donnie Rice die Hochfrequenz-Technik neu auf. Heute bieten zahlreiche Erotik-Hersteller die Modelle unter der Bezeichnung »Violet Wand« als sexuelle Stimulationshilfe an.⁴

Bezeichnenderweise sind die heutigen zur Elektro-Stimulation erhältlichen Geräte in Funktionsweise und Design, ja sogar mit Blick auf ihre Präsentation, im Vergleich zu den früheren Apparaten nahezu unverändert geblieben. Auch die Elektrodenformen entsprechen noch weitgehend dem 100 Jahre alten Original (Abb. 10). Die stimulierende Wirkung der Elektrizität bildet in den heutigen Werbeanzeigen sogar das schlagende Verkaufsargument. So heißt es auf der Homepage eines Erotikvertriebs: »Feel the electricity run all over your body with KinkLab's Violet Wand.«⁵ Im Gegensatz zu den 1920er Jahren ist es heute zudem möglich, auf den großen Verkaufsplattformen im Internet durch die zahlreichen Kundenrezensionen einen Einblick in die Wahrnehmungen und Erfahrungen der Nutzer*innen zu erhalten. So heißt es in der Bewertungsspalte von Amazon für den KinkLab-Elektrosimulationsstab etwa:

das ist so spannend damit herumzuspielen ob allein oder zu zweit es leuchtet fantastisch wenn es die haut berührt oder knapp berührt ist für anfänger denke ich genau richtig man kann es relativ stark einstellen also nicht schmerzhaft aber sehr intensiv sehr schön gemacht [05.09.2013].

Ein/e andere/r Nutzer*in schrieb zum gleichen Gerät:

4 https://en.wikipedia.org/wiki/Talk%3AViolet_wand (letzter Zugriff: 24.07.2023).

5 <https://www.misterb.com/en/bdsm/electro/violet-wand> (letzter Zugriff: 24.07.2023).

Eine wunderbare Erweiterung für ein erfüllendes sexleben sehr elektrisierendes Stromgerät sehr gut für Anfänger mit Strom wer experimentierfreudig ist kommt voll auf seine Kosten [14.07.2015].⁶

Abb. 10: Aktuelles Hochfrequenz-Gerät auf der Verkaufsplattform AMAZON (Überkinky Violet Wand, <https://www.amazon.co.uk/Überkinky-Überkinky-Violet-Wand/dp/B08QDKW2K7> [letzter Zugriff: 9.1.23])



Der Reiz der Geräte als prickelndes Sinneserlebnis stellt offenbar ein generationenübergreifendes Phänomen dar: Die rot, blau und violett zuckenden Glaselektroden, das Prickeln auf der Haut, die fließende Wärme, all diese Effekte machen den Strom körperlich erfahrbar und werden damals wie heute

6 https://www.amazon.de/Kinklab-Elektrostimulationsstab-weißem-Griff-rottem/dp/B008X9RGOM/ref=sr_1_1?keywords=kinklab+neonwand&qid=1690379924&sr=8-1 (letzter Zugriff: 24.07.2023).

als Medium der sexuellen Stimulation propagiert. Die medizinischen Versprechen der Hochfrequenz-Technologie sind hingegen sehr in den Hintergrund getreten. Allenfalls werden die Sets teilweise noch zur Pflege und Schönheitsoptimierung angeboten. Der Glaube an die heilende und regenerierende Kraft der Elektrizität ist aus der Schulmedizin zumindest verschwunden.

Schlussbetrachtung

Aus der historischen Rückschau betrachtet, handelt es sich bei den Hochfrequenz-Apparaten des frühen 20. Jahrhunderts um ambivalente Technikobjekte, die durch ihre äußere Gestaltung und Formgebung und die von den Herstellern und Werbetreibenden zugeschriebenen Bedeutungen mehrere Verwendungsweisen erlaubten, die sich im Laufe der Jahrzehnte allerdings mehrfach wandelten. In Verbindung mit der sexual-metaphorischen Bildsprache der Anzeigen und Gebrauchsanleitungen vermochten und vermögen die Elektrodensets auch erotische Fantasien und Assoziationen anzuregen. Eine eindeutige Zuordnung der Elektrodensets als sexuelle Stimulationshilfen der 1920er Jahre ist angesichts der widersprüchlichen Quellenlage allerdings nicht mehr möglich. So hat Volkmar Sigusch die Vermischung von sexueller Stimulation und Heilverfahren generell als ein entscheidendes Merkmal der entstehenden Konsumgesellschaft bezeichnet, in der alle gesellschaftlichen Bereiche von einer fortschreitenden Kommerzialisierung durchdrungen würden (Sigusch 2013: 329–330).

Die elektrischen Heilgeräte des frühen 20. Jahrhunderts bewegten sich in einem vielschichtigen Grenzbereich aus medizinischen, naturheilkundlichen und sexualisierten Anwendungsweisen, die sich aus der historischen Distanz kaum noch trennscharf voneinander abgrenzen lassen. Angesichts der noch weitgehend restriktiven Sexualnormen der 1910er und 1920er Jahre liegt jedoch die Vermutung nahe, dass sexuelle Thematiken in der Öffentlichkeit ganz bewusst als Gesundheitspflege camoufliert wurden, um die zeitgenössischen Grenzen des Sag- und Darstellbaren nicht zu überschreiten. In der aktuellen Forschung ist hierzu mitunter unterstellt worden, die Hochfrequenz-Geräte seien von einigen Autor*innen verkürzend und »auf dem Niveau des augenzwinkernden Herrenwitzes als überholte Torheiten früherer Generationen dargestellt« worden (Schlegelmilch 2022). Dies mag auf die wild wuchernden Diskussionen und Erläuterungen zur ›Quack-Medicine‹ in diversen Internetforen und auf Sammlerhomepages sicherlich zutreffen. Wie hier gezeigt

wurde, muss die weit verbreitete Nutzung der hochfrequenten Elektroden in der regulären medizinischen Therapie im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts andere Bedeutungs- und Nutzungsdimensionen jedoch nicht ausschließen.

Angenommen werden kann in jedem Fall, dass die werbewirksame Popularisierung der Elektrodenkoffer zur Selbstbehandlung (und anderer elektrotherapeutischer Geräte) langfristig mit dazu beitrugen, sexuelle Tabuthemen wie Masturbation oder Impotenz öffentlich kommunizierbar und den Körper anders als noch im 19. Jahrhundert erfahrbar zu machen. Die publikumswirksame Vermarktung und der massenhafte Gebrauch der Objekte lösten in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende so Diskurse aus, die sowohl zur Veränderung von gesellschaftlichen Normen und Moralvorstellungen beitrugen als auch Emotionen und Sinneserfahrungen veränderten. Mit einer anderen Sexualmoral ist die sexuelle Bedeutungsaufladung der Hochfrequenz explizit und dominant in den Vordergrund getreten. Eine wieder andere Sexualmoral kann gleichsam erneut zu ihrem Verschweigen oder Verschwinden führen.

Literatur

- Asendorf, Christoph. *Batterien der Lebenskraft: Zur Geschichte der Dinge und ihrer Wahrnehmung im 19. Jahrhundert*. Weimar: VDG, 2002.
- Baedeker, Julius. *Die Arsonvalisation (Behandlung mit Strömen von hoher Frequenz und starker Spannung – Tesla-Strömen – nach eigenen und anderen Befunden)*, Berlin: Urban & Schwarzenberg, 1901.
- Binder, Beate. *Elektrifizierung als Vision: Zur Symbolgeschichte einer Technik im Alltag*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1996.
- Conroy, John. *The Mysterious Third Device*. The Chicago Reade (3 Febr. 2005).
- Ebeling, Martin: »Ein leicht tragbarer elektrogalvanischer Gürtel ›Galvanosis‹«, *Reichs-Medizinischer Anzeiger* 22 (1904), 4.
- Eckart, Wolfgang U. *Illustrierte Geschichte der Medizin: Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart*. Berlin/Heidelberg: Springer, 2011.
- Eßler, Henrik. »Auf der Frequenz der Zeit. Elektrotherapie als medizinische Selbsttechnik im 20. Jahrhundert«. *Virus – Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 19/1 (2021), 155–180.
- Ewald, Paul. *Neue Wege zur Verjüngung. Wertvolle Entdeckungen auf dem Gebiete innerster Zellenbelebung mit genauen Behandlungs-Vorschriften*. München: Paul-Ewald-Selbstverlag, 1927.

- Gibson, James J. Die Sinne und der Prozess der Wahrnehmung. Bern: Huber, 1973.
- Hahn, Hans Peter: Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen, Berlin: Neofelis, 2015.
- Heyll, Uwe. Wasser, Fasten, Luft und Licht. Die Geschichte der Naturheilkunde in Deutschland. Frankfurt a.M.: Campus, 2006.
- Horstmann, Horst, ed. »Hier wirkt Elektrizität«: Werbung für Strom 1890 bis 2010 [Begleitband zur Ausstellung Elektrisierend! Werbung für Strom 1890 bis 2010 im Umspannwerk Recklinghausen – Museum Strom und Leben, 14. März bis 5. September 2010]. Essen: Klartext, 2010.
- Hughes, Thomas P. Networks of Power: Electrification in Western Society 1880–1930. Baltimore/London: Johns Hopkins Univ. Press, 1987.
- Kleischner, Friederike. Körper und Seele bei Georg Christoph Lichtenberg. Würzburg: Königshausen und Neumann, 1998.
- König, Gudrun N. Alltagsdinge – Erkundungen der materiellen Kultur. Tübingen: Universitätsbibliothek Tübingen, 2022.
- Körner, Daniel. Die Wunderheiler der Weimarer Republik: Protagonisten, Heilmethoden und Stellung innerhalb des Gesundheitsbetriebs. Herbolzheim: Centaurus, 2012.
- Kowarschik, Josef. Elektrotherapie: Ein Lehrbuch. Berlin: Springer, 1920.
- Krause, Michael. Wie Nikola Tesla das 20. Jahrhundert erfand. Weinheim: Wiley-VCH-Verlag, 2010.
- Lieberman, Hallie. Buzz: A Stimulating History of the Sex Toy. New York: Pegasus Books, 2017.
- Löffelbein, Nils; Heiner Fangerau. Blitze, Funken, Sensationen: Sinnüberschuss und Sinnreduktion elektrischer Heilapparate in Deutschland 1750–1930. Stuttgart: Steiner Verlag, 2023.
- Ludwig, Andreas. Materielle Kultur, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 30.05.2011, http://docupedia.de/zg/ludwig_materielle_kultur_v1_de_2011 (letzter Zugriff 23.09.2023).
- Mallay, Thomas. »Fun With A Violet Ray Machine.« Science and Invention 8 (1931), 139.
- Mann, Ludwig. »Ueber die Therapeutische Verwendung von Hochfrequenzstroemen.« Deutsche Medizinische Wochenschrift 51/14 (1925), 547–550.
- Möhringer J. »Kurfuscherunfug mit den rundfunkstörenden Hochfrequenz-Apparaten«. Der Deutsche Rundfunk 5/37 (1927), 2557.
- Müller, Urs. Die Kraft der Bilder in der nachhaltigen Entwicklung. Die Fallbeispiele UNESCO Biosphäre-Entlebuch und UNESCO Weltnaturerbe Jung-

- frau-Aletsch-Bietschhorn. Forschungsbericht im Rahmen des nationalen Forschungsprogramms NFP 48 »Landschaften und Lebensräume der Alpen« des Schweizerischen Nationalfonds, Zürich: Hochschul-Verl. an der ETH, 2007.
- Nolte, Karen. »Schröpfkopf, Spritze und ›stumme Schwester‹ – ›Hybride Objekte‹ und ›Grenzobjekte‹ zwischen Pflege und Medizin.« *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 19 (2019), 129–154.
- O Nomis, Anne: *History & Arts of the Dominatrix*. Google-Books 2013.
- Roelcke, Volker. *Krankheit und Kulturkritik: Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914)*. Frankfurt a.M.: Campus, 1999.
- Schlegelmilch, Sabine. »Bader, Schwester, Hebamme: Schröpfköpfe und Hochfrequenzstrahl-Apparat in der Alltagspraxis nicht-ärztlicher Heilberufe.« *European Journal for Nursing History and Ethics* (2022).
- Schwarzbach, Philip: »Curing Disease with Ultra-Violet Light Rays. This treatment is coming widely into use.« *Popular Science Monthly* 99/1 (1921), 15–16.
- Sigusch, Volkmar. *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*, Frankfurt a.M.: Campus, 2013.
- Simonis, Werner Christian. *Die Hochfrequenz-Therapie von Arsonval bis Zeileis*. München: Verlag der Ärztlichen Rundschau O. Gmelin, 1930.
- Stieboeck, Hans Leo. *Praktikum der Hochfrequenztherapie (Diathemie)*. Wien: Springer, 1926.
- Strom macht gesund! Medikus violette Hochfrequenzstrahlen. Schaffen Lebensfreude, Jugendkraft, Gesundheit! Ein Anleitungsbüchlein für Hochfrequenzbehandlung Kranker und Gesunder, o.O, o.J.
- The Master High Frequency Violet Ray, Chicago o.J.
- Unsel, Melanie. Im Denken über Musik eingewoben. Materialität. In: Urbanek, Nikolaus (Hg.): *Von der Autonomie des Klangs zur Heteronomie der Musik. Musikwissenschaftliche Antworten auf Musikphilosophie*, Stuttgart 2018: 23–32.
- Vi-Rex Electric Co. »Health-Vitality-Beauty Through Magic-like Violey Rays in Your Own Home.« *Science and Invention* 8 (1920), 178.

Patient*innenakten queer gelesen

Lesbische, frauenliebende und von der Heteronorm abweichende Frauen in einer psychiatrischen Klinik im Nationalsozialismus

Steff Kunz

Abstract: *Starting from the lack of institutionalization of historical research on queer people in Germany, and the even more marginalized research on lesbians, women who love women, and people who deviate from heteronormativity, the possibilities and challenges of queer historiography will be discussed. Using the example of patient files of a psychiatric clinic under National Socialism, Laurie Marhoefer's concept of risk will be applied to illustrate how deviations from heteronormativity were only indirectly negotiated in the files, but were certainly relevant for the construction of the concepts of health and illness. Both the space of psychiatry itself, but also the social context of the patients, which was partly involved in the interaction with this institution, could represent potentially dangerous places for lesbian, woman-loving, single, and women deviating from heteronormativity.*

Keywords: *History of Psychiatry; Female Homosexuality; Queer Historiography; National Socialism*

Einleitung

Geschichtsschreibung zu Lesben*, frauenliebenden Frauen, nicht der heterosexuellen Norm entsprechender Menschen¹ und dabei vor allem auch Trans*

1 Ich verwende in diesem Text die Begriffe *Lesben**, *frauenliebende Frauen* und *von der Heteronorm abweichende Menschen/Frauen*, um zum einen nicht dem essentialistischen Geschlechtermodell verhaftet zu bleiben, zum anderen aber auch um lesbische Sicht-

und Inter* ist im deutschsprachigen Raum in der akademischen Welt kaum institutionell etabliert, auch wenn in den letzten Jahren immer mehr Publikationen zu diesem Thema erscheinen (vgl. die Literaturhinweise von Hájková 2023 und Boxhammer & Leidinger 2023). Vor allem waren und sind es bis heute lesbische und queere Aktivist*innen, die Nachlässe bewahrten, feministische Archive aufbauten, Zeitzeug*innen interviewten, Forschung unter prekären Bedingungen leisteten und so einen Teil lesbischer, frauenliebender und queerer Geschichte erschlossen und zugänglich machten. Dem Thema der Psychiatriegeschichte in Verbindung mit der Konstruktion weiblicher Homosexualität widmen sich unter der ohnehin schon spärlichen Literatur nur sehr wenige Arbeiten. Besonders zu nennen sind dabei Katrin Schmersahl, die die Perspektive der noch jungen medizinischen Teildisziplin Psychiatrie auf weibliche Homosexualität um 1900 rekonstruiert (vgl. Schmersahl 1998) und Claudia Schoppmanns Darlegung der medizinisch psychiatrischen Diskurse über (weibliche) Homosexualität vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in den Nationalsozialismus (Schoppmann 1997: 117–162). Dennoch wurde bislang für den Zeitraum vor 1945 weder systematisch zu medizinischen Publikationen und Kasuistiken (vornehmlich aus der Psychiatrie) über weibliche Homosexualität noch zur Situation lesbischer, frauenliebender Frauen als Patient*innen in den Kliniken und Anstalten geforscht. Claudia Weinschenk bildet hier für den Nationalsozialismus die einzige Ausnahme (vgl. Weinschenk 2020). Dies mag auch daran liegen, dass die Quelle der Patient*innenakten kein leicht zu erschließendes Material darstellt, da schon der Zugang zu diesen aus datenschutzrechtlichen und ethischen Gründen nicht ohne weiteres gegeben ist und die Sichtung aufgrund oft fehlender Verschlagwortung oder Findmittel sehr zeitaufwendig ist, daher einiges an Ressourcen erfordert. Zudem stellt diese Quellengattung die Forschenden vor die Herausforderung, sie in ihrer mehrdimensionalen Verwobenheit zu betrachten:

barkeit zu erzeugen. Queer verwende ich dann, wenn es um methodische Überlegungen geht. Der Begriff Lesben* wird in diesem Text außerdem mit dem Asterisk versehen, um zum einen auszudrücken, dass der Begriff kein historischer ist, sondern sich erst in den 1970er Jahren als Selbstbezeichnung verbreitete und somit nur als analytischer Überbegriff gefasst wird. Zum anderen soll das Asterisk zum Ausdruck bringen, dass neben frauenliebenden Frauen auch (vermeintlich) alleinstehende Frauen, gender-nonkonforme Menschen und (vermeintlich) heterosexuell lebende Frauen in dem Kontext der Analyse von Patient*innenakten von Relevanz sind.

Die Krankenakten sind Zeugen der wissenschaftlichen Auffassung ihrer Zeit, sie spiegeln das jeweilige medizinische System und seine organisatorischen und epistemologischen Grundlagen und bieten – auch wenn sie dem Selbstverständnis ihrer Autoren einem positivistischen Wissenschaftsideal verpflichtet sein mochten – weit mehr als ein bloßes Daten- und Faktenmaterial (Ledebur 107–108).

Neben der wissenschaftlichen Auffassung ihrer Zeit geben Patient*innenakten auch Auskunft über die Sicht der behandelnden Psychiater*innen auf die jeweiligen Patient*innen. Die Sicht der Patient*innen selbst enthalten sie nur sehr selten bzw. Leser*innen müssen die verschriftlichten Aussagen oder z.B. auch abgefangene Briefe an Angehörige immer im Hinblick auf den machtvollen Entstehungskontext betrachten (vgl. Tagungsbericht; Nolte 2003: 26). Es stellt sich demnach die Frage, inwieweit Patient*innenakten Auskunft über den zeitgenössischen Umgang mit lesbischen, frauenliebenden und von der Norm abweichenden Frauen geben können, ob dieser mit dem medizinisch psychiatrischen Diskurs korreliert und wie sich die Patient*innen in diesem Kontext verhielten bzw. was wir über sie erfahren können. Zur Beantwortung dieser Frage werden im Folgenden Patient*innenakten aus der Psychiatrischen Klinik Heidelberg, welche im Kontext eines Forschungsprojekts zu lesbischen Lebensweisen² für ausgewählte Jahrgänge zwischen 1925 und 1955 seriell gesichtet wurden, queer gelesen und nach dem Konzept des *Risikos* von Laurie Marhoefer analysiert. Marhoefer zeigt in einer kritischen Analyse der Gestapoakten über Ilse Trotzke, welche den Nationalsozialismus offen ablehnte und mehrmalige Fluchtversuche zusammen mit Jüdinnen unternahm, dass von der Heteronorm abweichendes Verhalten und Aussehen im Nationalsozialismus zu einem erhöhten Risiko beitrugen, Argwohn in der Nachbarschaft zu erzeugen, zu Denunziationen führten und so zu den Ermittlungen der Gestapo beitrugen. Übertragen auf die psychiatrischen Patient*innenakten soll nach dem Risiko für von der Heteronorm abweichende Frauen gefragt werden, innerhalb aber auch über dort dokumentierte

2 »Alleinstehende Frauen«, »Freundinnen«, »Frauenliebende Frauen« – Lesbische* Lebenswelten im deutschen Südwesten (ca. 1920er-1970er Jahre) – Projektlaufzeit: 1.3.2021 bis 31.10.2022. Homepage: <https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk/histsem/mitglieder/patzel-mattern/lesbischelebenswelten.html>. Nur durch die Förderung des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg ist eine so umfangreiche Forschung erst möglich geworden.

Gegebenheiten außerhalb dieser Institution, mit Gesellschaft und dem medizinisch psychiatrischem System an sich in Konflikt zu geraten. Eine queere Lesart dieser Quellen lässt es zu, die indirekte Verhandlung von Homosexualität und Weiblichkeitsnormen sichtbar zu machen. Im Folgenden werde ich zunächst erläutern, was ich unter queerer Geschichtsschreibung verstehe und warum diese zur Erforschung lesbischer, frauenliebender und von der Heteronorm abweichender Frauen gewinnbringend ist. Anschließend wird die Patient*innenakte in ihrem Aufbau, Inhalt und Struktur beschrieben, da diese wiederum den möglichen Interpretations- und Analyserahmen bedingen. Nach der Skizzierung der zeitgenössischen Diagnosekriterien und Deutungsmuster von weiblicher Homosexualität wird in der Analyse eines Fallbeispiels unter Anwendung des Konzepts des *Risikos* dargelegt, welche Lesarten durch queeres Lesen der Patient*innenakten möglich werden. Wie zu zeigen sein wird, bestand für lesbische, frauenliebende Frauen und von der Heteronorm abweichende Menschen ein potentiell erhöhtes Risiko mit dem medizinisch psychiatrischen Komplex in Konflikt zu geraten, auch wenn dies nur indirekt verhandelt wurde und weitere Faktoren dabei eine Rolle spielten.

Queere Geschichtsschreibung – Möglichkeiten und Herausforderungen

Aber was bedeutet es überhaupt queere Geschichte zu schreiben und welche methodischen Herausforderungen sind damit verbunden? Speziell für das hier besprochene Themenfeld lesbischer, frauenliebender und von der Heteronorm abweichender Frauen bedeutet dies zunächst Lebensrealitäten in ihrer Verflochtenheit mit unterschiedlichsten gesellschaftlichen Kategorisierungen zu denken, also intersektional zu betrachten. Lesben* sind nicht einfach über ihre Beziehungen zu Frauen definierbar, sie sind gleichwohl unter anderem verflochten in einer sexistischen, ableistischen und strukturell rassistischen Gesellschaft, die zeitlich variierende Normen von Weiblichkeit, Befähigung und rassifizierten Bildern von Frausein setzt. Queere Historiographie hinterfragt diese Verflochtenheiten, diese machtvollen Kategorisierungen und die damit auch in der Geschichtsschreibung oft vorhandenen cisgeschlechtlichen, zweigeschlechtlichen, queere Subjekte implizit weiß denkenden Perspektiven. Sie zeichnet Diskurse nach, geht Verfolgung und Diskriminierung queerer Menschen nach, benennt die historischen Kategorien, Selbstbezeichnungen und Fremdzuschreibungen, ohne dabei einen Fokus auf Identitäten zu

setzen. *Queer* drückt in diesem Zusammenhang eine Offenheit der Analyse gegenüber verschiedenen Identitätskategorien aus, um von Mastererzählungen zu vermeintlich eindeutig verorteten Subjekten abzusehen (vgl. Binder und Gammerl 2023). Durch den Ausschluss marginalisierter Menschen aus Forschungsthemen, kommt es oft zu einem doppelten Ausschluss und einer erneuten Unsichtbarmachung: Überlieferungen von und über marginalisierte Menschen sind ohnehin in geringerer Zahl vorhanden, was u.a. daran liegt, dass sie eben durch ihre an den Rändern der Gesellschaft verortete Position kaum Zugang zu öffentlichen Sprecher*innenpositionen hatten und diese öffentlichen Positionen auch nicht ungefährlich waren. Ein Leben im Verborgenen war für viele queere Menschen aufgrund von Verfolgung und Diskriminierung lange Zeit die einzige Wahl (vgl. Schoppmann 1993: 26–29). Dies bedeutet aber nicht, dass ihre Spuren vollständig verloren sind, es ist nur um einiges zeitaufwendiger und oft mühselig diese zu finden und Unsichtbarkeiten zu durchbrechen. Dort, wo dies noch nicht oder nicht mehr möglich ist, ist es geboten diese Lücken zu benennen, um Unsichtbarkeiten nicht zu reproduzieren.

Erweiterung der möglichen Quellengattungen und Bestände

Dies impliziert, dass mögliche Bestände zur Untersuchung lesbischer und queerer Lebensrealitäten in jegliche Richtung erweitert werden müssen. Lange herrschte die Annahme, dass es kaum Quellen zu lesbischen Frauen in der Geschichte gebe, daher also kaum Aussagen über deren Lebenssituation getroffen werden können. Diese Annahme ist heute der Erkenntnis gewichen, dass es sehr wohl viele Quellenbestände gibt, in denen lesbisches Leben zu finden wäre, es aber weiterhin an Finanzierung solcher Forschungsvorhaben und auch an der universitären Anerkennung des Themas fehlt (vgl. González Athenas 2021: 13). Claudia Schoppmann bietet etwa eine Auflistung von Behörden und Institutionen des NS-Staates an, in welchen Recherchen unternommen werden könnten:

Infrage kommen Unterlagen von Behörden und Institutionen, die bezüglich weiblicher Homosexualität eine Rolle gespielt haben können, zum Beispiel: Weibliche Kriminalpolizei (zuständig für »Sittlichkeitsdelikte« und weibliche Beschuldigte); BDM und Reichsarbeitsdienst für die weibliche Jugend; Erziehungs- oder Fürsorgeheime; psychiatrische Anstalten;

Gefangenenanstalten; Gesundheitsämter (zuständig für die Kontrolle von Prostituierten); Rassenpolitisches Amt der NSDAP (»Lesbenkartei«); Amtsgerichte: Scheidungsunterlagen (Eheanfechtungen), Entmündigungsverfahren, Pfllegschaftsakten. (Schoppmann 2014: 90)

Die potenziellen Quellen sind demnach vielfältig, leider durch eine fehlende Verschlagwortung oder Erschließung nur sehr zeitaufwendig zu bearbeiten und bis heute kaum erforscht. Dazu kommt, dass für die Zeit des Nationalsozialismus zwar bereits ein paar wenige Oral History Quellen vorhanden sind (vgl. u.a. Schoppmann 1993; Kokula 1990), es aber heute zu spät ist hier noch weiter anzuknüpfen, da die Zeitzeug*innen zum größten Teil nicht mehr leben. Diese könnten uns noch weitere Auskünfte geben über die selbst empfundene Situation: welche Ängste, Freiräume, Vorurteile und individuellen Geschichten sie erlebten und kannten, welche Inhalte aus den medizinischen, psychiatrischen oder juristischen Diskursen ihnen bekannt waren und wie sie mit diesen interagierten, sie zurückwiesen oder übernahmen und vor allem welchen Einfluss dieses Wissen oder Nichtwissen ggf. auf ihre Lebensentscheidungen hatte.

Andere Fragestellungen

Für die Erforschung der Situation lesbischer und von der Heteronorm abweichender Frauen müssen andere Quellenbestände und andere Machtverhältnisse in Betracht gezogen werden als jene des Strafrechts. Da Frauen in Deutschland nicht unter dem Paragraphen 175 StGB, der sexuelle Handlungen unter Männern unter Strafe stellte, verfolgt wurden, müssen auch andere Fragestellungen generiert werden. Ein Beispiel aus der Zeitgeschichte für diese anderen Fragestellungen ist eine Studie von Kirsten Plötz, in welcher sie die Situation frauenliebender Mütter in den Jahren 1946 bis 2000 in den Blick nimmt. Plötz zeigt auf, dass Frauen etwa bis 1977 den Anspruch auf Unterhalt verloren und ihnen zudem noch weit darüber hinaus das Sorgerecht entzogen werden konnte, falls sich herausstellte, dass sie Beziehungen zu anderen Frauen lebten, da dies als Grund galt schuldig geschieden zu werden (vgl. Plötz 2021). Diese Forschung verdeutlicht zum einen, wie fatal es wäre verheiratete, (offiziell) heterosexuell lebende Frauen aus der Analyse lesbischer und queerer Lebenswelten auszuklammern, und zum anderen korrigiert sie den Fokus auf das Strafrecht in der homosexuellen Forschung, welcher hier

durch die diskriminierenden Auswirkungen des Ehe- und Familienrechts ergänzt wird. Wie sich die ökonomische und rechtliche Situation von Frauen auf die Möglichkeiten lesbisch zu leben auswirkte, ist bis heute nicht dezidiert erforscht. Dies verdeutlicht, dass die Forschung über lesbische Frauen zunächst damit beginnen muss, alternative Fragestellungen zu generieren und einen sehr weiten geschlechterhistorischen Blick in verschiedene Teilbereiche der gesellschaftlichen Ordnung zu wagen, um sich dann die Frage zu stellen, wem welche Möglichkeiten des Auslebens queerer Lebensweisen überhaupt gegeben waren. Bezüge zu anderen Diskriminierungsformen wie Rassismus, Klassismus oder Ableismus wurden dabei in der deutschsprachigen Literatur bisher kaum hergestellt (vgl. Leidinger 2015: 13–14).

Von queeren Subjekten zu queerer Geschichtsschreibung

Forscher*innen waren zudem lange in der Situation einer Art Rechtfertigung. Solange sich Frauen in den Quellen nicht selbst als lesbisch bezeichneten, sollte ihnen diese Identität auch nicht einfach zugeschrieben werden. So richtig es ist, nicht den Fehler zu begehen, mit heutigen Kategorien und Vorstellungen an historische Quellen heranzutreten, so deutlich tritt zugleich ins Auge, wie sehr hier doch mit einer Art Doppelmoral gespielt wurde und wird. Implizit setzt historische Forschung Heterosexualität als die Norm, hierfür benötigt es keine Nachweise. Lebten eine Frau und ein Mann in einer Ehe über Jahre zusammen, wurde und wird in der Regel nach wie vor von einem heterosexuellen Paar ausgegangen, selbst wenn diese sich selbst in den Dokumenten so nicht bezeichneten und auch keine Schilderungen von Sexualität auftauchten. Lebten zwei Frauen über Jahre zusammen, werden Forschende hingegen aufgerufen nach Sexualität, dem Benennen von Identität und einer Art Eindeutigkeit zu suchen (Leidinger & Boxhammer 2015: 149–150). Die Herausforderung lesbisches Leben zu historisieren, intime Frauenbeziehungen sichtbar zu machen und das Ringen um mögliche Benennungen spiegelt sich in diversen Konzeptualisierungen und Ansätzen wie dem des *Lesbischen Kontinuums* (Rich 1986: 23–75) oder des *lesbian-like* (Bennett 2000), um nur zwei für die Entwicklung lesbischer Geschichtsschreibung relevante Konzepte zu nennen (für eine breitere Einordnung siehe Klapeer 2015, Vicinus 2012).

Da eine Eindeutigkeit durch das versteckte oder aufgrund diverser ökonomischer, politischer und sozialer Zwänge gar nicht ausgelebte Begehren oft nicht zu finden ist und zudem selbst bei scheinbar eindeutigen Verweisen auch

oft die Selbstbezeichnung der Betroffenen nicht bekannt sind, müssen andere Wege beschritten werden, um Lebensrealitäten frauenliebender, lesbischer und queerer Menschen zu erforschen:

To queer history, then, is to think about how even our best efforts of historical restitution might inadvertently limit what is in fact discernable in the past despite attempts to make visible alternative ways of being in the world in the present. How might history look if we were to render historical categories strange instead of assuming they apply more or less uniformly across time, to all people? To queer history instead of just writing histories of queerly situated or queer identified people is to draw on a wide array of conceptual tools—often from other disciplines—to lay bare common assumptions about the world in which our subjects lived (Evans 2016: 371).

Jennifer Evans beschreibt in diesem Absatz sehr prägnant, was ich in diesem Text unter *queering history* verstehe: es geht darum sich selbst als Forschende mit unseren wenn auch unbeabsichtigt inhärent vorhandenen Vorstellungen historischer Konzepte zu hinterfragen, um uns selbst nicht die Sicht auf Lebensrealitäten zu verstellen, die wir nicht erwarten. Dabei geht es eben auch um mehr als nur die Geschichte von queeren Menschen zu schreiben: es geht vielmehr darum, von den eigenen Annahmen über die Lebensrealitäten jener, die ich untersuchen möchte, Abstand zu nehmen und so durch eine Offenheit an Methoden, Identitäten und Konzepten neue Erkenntnisse über eine bestimmte Zeit oder einen Raum zu gewinnen. »Empirische Methoden sind im queeren Sinn also keine Mittel zur Verifizierung, sondern Modi der Annäherung, die Überraschungen ermöglichen, unerwartete Perspektiven eröffnen, festgefügte Kategorien durchkreuzen und Dinge in Bewegung bringen.« (Binder & Gammer 2023). Ein Ansatz, um sich queerer Geschichte auf diesem Weg zu nähern, ist das Konzept des *Risikos* von Laurie Marhoefer. In einer Mikrogeschichte über Gestapo-Ermittlungen am Fall von Ilse Trotzke legt Marhoefer dar, dass weder der Begriff *Lesbe*, noch der Begriff der *Verfolgung* (wenn dieser nach einem staatlich, zentral organisiertem Vorgehen gegen eine klar umrissene Gruppe definiert wird) für sich genommen zur Analyse lesbischen, von der Heteronorm abweichenden und queeren Lebens geeignet sind. Durch die detaillierte Revision der Dokumente von Denunziant*innen- und Zeug*innenaussagen vermag Marhoefer aufzuzeigen, wie Gendernonkonformität und vermeintliches Lesbischsein, Argwohn und Verdacht in der Nachbarschaft Trotzkes provozierten. Die Analyse zeigt weiter, wie Trotzkes

Gendernonkonformismus, eine von der Hausgemeinschaft zurückgezogene Lebensweise und vermeintlicher sexueller Kontakt mit Frauen, ausschlaggebend für einige Nachbar*innen war, Trotzke der Spionage zu bezichtigen. Auch, wenn die Gestapo sich nicht für Trotzkes Sexualität interessierte, boten diese Anschuldigungen Anlass für Ermittlungen und trugen so letzten Endes auch mit zur Inhaftierung Trotzkes in Ravensbrück bei. Rechtlich ausschlaggebend für die Verurteilung und die Inhaftierung Trotzkes war der Kontakt zu Jüdinnen und ein gescheiterter Fluchtversuch, die durch Trotzkes gendernonkonformen Lebensstil provozierten Denunziationen lieferten währenddessen Informationen, welche Trotzke immer weiter ins Visier der Gestapo gerieten ließ.

Marhoefers Analyse zeigt, wie Abweichungen von heteronormativen Vorstellungen und im Besonderen Gendernonkonformität zu einem generellen Verdachtsmoment und erhöhtem Risiko führten unter Beobachtung der Gestapo zu geraten (Marhoefer 2016). Das Konzept des *Risikos* eignet sich m.E. auch für die Analyse von Patient*innenakten, da, wie zu zeigen sein wird, ledige und in anderen Bezügen von der Heteronorm abweichende Patient*innen einem gewissen Rechtfertigungsdruck ausgesetzt waren und die Suche nach dem Grund für ihr abweichendes Verhalten in der Institution der Psychiatrie, aber auch im privaten Umfeld der Patient*innen mit pathologisierenden Konzepten verknüpft war. Nach diesen methodologischen Ausführungen wird im Folgenden der Aufbau der gesichteten Patient*innenakten erläutert, da dieser auch auf die mögliche Interpretation der Quelle an sich Einfluss nimmt.

Patient*innenakten psychiatrischer Einrichtungen queer gelesen

Im Rahmen des kooperativen Forschungsprojekts »Alleinstehende Frauen«, »Freundinnen«, »Frauenliebende Frauen« – Lesbische* Lebenswelten im deutschen Südwesten (ca. 1920er-1970er Jahre)« wurden bisher die Patient*innenakten der Frauenabteilung³ der Psychiatrischen Klinik Heidelberg für die Jahrgänge 1925, 1934, 1937, 1939 und 1952 seriell gesichtet, um nach dem Umgang mit von der Heteronorm abweichendem Verhalten, Körpern und Lebensweisen zu fragen. Dabei spiegelt der Titel des Projekts eine Offenheit gegenüber Kategorisierungen wie bereits dargelegt wider, denn eindeutige

3 Universitätsarchiv Heidelberg (UAH): Bestand Patientenakten der Psychiatrischen Klinik der Universität Heidelberg, L-III-Frauen.

Analysekategorien konstruieren eine scheinbare Eindeutigkeit der zu untersuchenden Subjekte. Die zeitgenössischen Begriffe werden dabei ebenso verwischt wie die Uneindeutigkeit und Vielfalt, die es in dem Feld der Geschlechter und Sexualitäten immer gegeben hat. In diesem Projekt geht es gemäß den obigen Ausführungen zufolge nicht darum festzustellen, ob die in den Patient*innenakten dokumentierten Personen nach heutigem oder damaligem Verständnis lesbisch waren oder nicht. Darüber können kaum Aussagen getroffen werden, da der Inhalt in einem repressiven Raum generiert wurde und zudem anzunehmen ist, dass die Aussagen der Patient*innen nicht immer vollständig oder gar wortgetreu niedergeschrieben wurden. Wir können höchstens davon ausgehen, dass Aussagen, die zum Teil auch durch Anführungszeichen als direkte Zitate gekennzeichnet sind, zumindest sinngemäß ihren eigentlichen Aussagen entsprechen. Dennoch handelt es sich bei den meisten Inhalten um Dokumente, die mit einer medizinischen Perspektive *über* die Frauen und nicht *von* ihnen selbst verfasst wurden.

Die Patient*innenakte als Quelle

Die Patient*innenakten wurden in den untersuchten Jahrgängen relativ einheitlich nach einem gleich bleibendem Schema verfasst: Die Vorderseite der in Pappmappen eingebundenen einzelnen Schriftstücke enthielt Angaben zum Ehestand, Name, Geburtsdatum, Wohnort, Aufnahme- und Abgangsdaten (bei mehreren Aufenthalten jeweils fortgeführt) und die Diagnosen (welche zu verschiedenen Aufenthalten auch variieren konnten). Die erste Seite der Akte – meistens bestehend aus relativ dünnem, pergamentartigem Papier – wiederholte diese Daten ergänzt durch Religion und Beruf, woraufhin unter der Überschrift »Krankengeschichte« oder später »Verhalten des Kranken und Vorgänge bei der Aufnahme« in wenigen Sätzen die Umstände bei der Aufnahme beschrieben wurden – zumeist welches Bild die Patient*innen vermittelten und wer sie begleitete. Daraufhin folgte zunächst ab der zweiten Seite eine sogenannte »objektive Anamnese«, bei welcher in den meisten Fällen ein begleitendes Familienmitglied zur Geschichte der Patientin Auskunft gab. Im Anschluss folgte die Verschriftlichung des Aufnahmegesprächs, bei welchem die biographischen Daten, der Beginn und Verlauf der Krankengeschichte und wesentliche Ereignisse darin erfragt wurden. Nach dem »körperlichen Befund«, einer allgemeinen Untersuchung von Körperbau, inneren Organen, Beweglichkeit, Blutuntersuchungen, der Funktionalität

von Sprache, Gang, Gehör etc. wurde unter »psychischem Befund« eine meist halbseitige Zusammenfassung der für die Behandelnden relevanten Informationen und eine Diagnosestellung gegeben. Welche Auskünfte die Angehörigen und die Patientinnen selbstständig gaben und welche auf Nachfragen der Psychiater*innen gegeben wurden, lässt sich oft nicht erkennen. Abrupte Themenwechsel, aus dem Kontext gerissene Aufzählungen von Lebensdaten und auch der Umstand, dass diese Anamnesen meistens mit den Angaben zu (Erb-)Krankheiten und Lebensdaten der Herkunftsfamilie der Patient*innen begonnen haben, lässt erkennen, dass eine gewisse Struktur der zu notierenden Inhalte vorgegeben wurde.⁴ In diesen kam es aber immer wieder zu Brüchen, so dass die Struktur mal stringent umgesetzt wurde, mal Patient*innenakten lediglich aus einem Intelligenztest bestanden, mal weitere Auskünfte von Arbeitgeber*innen und Freund*innen eingeholt wurden und mal auch ganz auf die »objektive Anamnese« verzichtet wurde.

Die vollständige Sichtung ganzer Jahrgänge hat sich im Fall der Heidelberger Klinik als zielführend erwiesen, da in manchen Fällen homoerotische Inhalte tatsächlich erst auf den letzten Seiten zum Tragen kamen und uns durch eine Vorauswahl nach Diagnosen einige für die Forschung wichtige Fälle entgangen wären. Auch hätte eine Suche über Schlagwörter keinerlei Ergebnisse geliefert, da in keinem Fall »lesbisch«, »homosexuell« oder verwandte Begriffe als Diagnosen auf den jeweiligen Aktendeckeln vermerkt waren. Anzumerken ist, dass es sich bei den Patient*innen fast ausschließlich um *weiße*, christliche und in den meisten Fällen proletarische Frauen handelte. Eine detaillierte statistische Auswertung der Frauenakten der Psychiatrischen Klinik Heidelberg im Nationalsozialismus bietet Claudia Weinschenk (Weinschenk 2020: 57–62). Wie oben ausgeführt, werden die Patient*innenakten hier vornehmlich als Spiegel der medizinisch-psychiatrischen Praxis im Umgang mit Weiblichkeit und Sexualität gedeutet. Im Weiteren wird ein kurzer Überblick über den zum Untersuchungszeitraum vorherrschenden Diskurs zu weiblicher Homosexualität im medizinisch-psychiatrischen Bereich und seinem historischen Verlauf gegeben, um die Befunde aus der Analyse mit diesen in Korrespondenz zu setzen.

4 Zur Auseinandersetzung mit Patient*innenakten in der Psychiatrie, deren Ordnungsversuchen und der Korrelation mit psychiatrischen Deutungsmustern siehe unter anderem Ledebur, Imboden & Ritter 2008.

Medizinisch-psychiatrischer Diskurs zu weiblicher Homosexualität

Die psychiatrische Konzeption von Homosexualität, welche in der Weimarer Republik, aber auch im Nationalsozialismus wirksam war, hat bereits im 19. Jahrhundert ihren Ursprung. Wichtig zum Verständnis der Einordnung des Verhältnisses von Homosexualität und Psychiatrie erscheint mir, dass Begriffe von Gesundheit bzw. Krankheit seit der Etablierung der Disziplin im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in einer engen Verbindung zu zeitgenössischen Geschlechtervorstellungen standen.⁵ Katrin Schmersahl beginnt ihre bis heute grundlegende Studie *Medizin und Geschlecht* aussagekräftig mit einem Zitat des Neurologen Paul Julius Möbius aus dem Jahr 1902: »Je gesünder der Mensch ist, desto entschiedener ist er Mann oder Weib.« (Möbius 1902: 57; zitiert nach Schmersahl 1998: 1). Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit waren gekoppelt an eine eindeutig zweigeschlechtliche Vorstellung von Geschlechtsperformanz und vergeschlechtlichten Körpern. Bereits 1869 hatte Carl Westphal, ein deutscher Psychiater und Neurologe, den Begriff der *Conträren Sexualempfindung* geprägt, unter welchem er die Neigung sich dem anderen Geschlecht angehörig zu fühlen, sich derart auch kleiden und leben zu wollen, dabei aber heterosexuell zu begehren *und* auch homosexuelles Begehren verstand (vgl. Herrn 2005: 26). Diese Erscheinungen brachte Westphal in Zusammenhang mit einem generellen psychopathischen Defekt, womit »der Grundstein für die zukünftige Homosexualitätsforschung als Teilgebiet der Pathologie gelegt [war], was sich bis in die heutige Zeit auswirkte.« (Schoppmann 1997: 118). Es muss an dieser Stelle betont werden, dass die Diagnose *Psychopathie* äußerst ungenau umschrieben und stark diskutiert war. Sie beinhaltete keinerlei neue psychiatrische Erkenntnisse, sondern subsumierte lediglich altbekannte *Störungsbilder* unter einem neuen Etikett: gesellschaftlich unerwünschtes Verhalten, welchem sich die Psychiatrie anzunehmen gedachte (vgl. Kölch 2006: 21–28). Der Grazer Psychiater Richard von Krafft-Ebing griff die Grundideen Westphals auf und veröffentlichte im Jahre 1886 seine für die Sexologie um 1900 wegweisende Schrift *Psychopathia sexualis* (welche im Jahr 1924 ihre 17. überarbeitete Auflage erreichte), in welcher er zwischen einer angeborenen

5 Dieses Kapitel lässt sexualwissenschaftliche Forschungen wie die von Magnus Hirschfeld oder Karl Heinrich Ulrichs außer Acht, auch wenn sie für das Selbstverständnis von queeren Menschen zur damaligen Zeit durch deren breite Rezeption bedeutend waren. Auch die psychoanalytische Denkschule wird hier nicht erwähnt, da die Darstellung ihrer Rolle im Nationalsozialismus den Überblicksrahmen überschreiten würde.

und einer erworbenen Homosexualität in vier Stufen unterschied, also einer vermeintlich *echten* und einer *unechten* und im letzteren Fall auch psychiatrisch behandelbaren Homosexualität (vgl. Schmersahl 1998: 180). Die Symptomlehre dieser Zeit verband Homosexualität zudem mit der Suche nach einem gewissen Grad an *erblichem Schwachsinn*, was aus den ersten Fallbeschreibungen zu lesbischen Frauen hervorgeht (vgl. Hacker 2015: 79–80). Die *echten* homosexuellen Frauen wurden als *vermännlicht* und als »Mannweiber« beschrieben, welche die *unechten*, also eher der weiblichen Norm entsprechenden Frauen, zu verführen wüssten (ebd.). Das Thema der männlichen Homosexualität stand bei den meisten Forschungen im Vordergrund und oft wurden vereinfachte Ableitungen zur weiblichen Homosexualität vorgenommen (ebd.). Hanna Hacker hat für die Zeit von 1870 bis 1938 die wesentlichen Merkmale der Symptomlehre wie folgt charakterisiert: »1. körperliche Anlagen und Merkmale; 2. kindheitstypische Merkmale; 3. Lieblingsbeschäftigungen und Hobbys; 4. alltagskulturelle Merkmale und »männliche« Selbstinszenierung; 5. Transvestismus; 6. Sexualität; 7. Bildung, Studium, öffentliches Leben und Frauenbewegung« (Hacker 2015, zitiert nach Schmersahl 1998: 183). Im zeitgenössischen Kontext war mit Vermännlichung daher keinesfalls *nur* die rein körperliche Erscheinung gemeint, sondern wie Krafft-Ebing es 1898 beschrieb:

Von Puppen will das Urningmädchen nichts wissen, seine Passion ist das Steckenpferd, das Soldaten- und Räuberspiel. [...] Die Toilette wird vernachlässigt, in einem derben, burschikosen Wesen Gefallen gefunden. [...] Statt zu Künsten, zeigt sich Sinn und Neigung für Wissenschaften. [...] Gelegentlich wird ein Anlauf genommen, im Rauchen und Trinken sich zu versuchen, und beides kann zur Leidenschaft werden. [...] Parfüm und Näschiereien werden verabscheut. [...] In amazonenhaften Neigungen zu männlichem Sport gibt sich die männliche Seele im weiblichen Busen kund, nicht minder in Bethätigung von Muth und männlicher Gesinnug (sic!). (Krafft-Ebing 1898: 265).

Dahingegen gerieten zwischen 1890 und 1905 besonders intellektuelle Eigenschaften weiter in den Fokus der Sexualwissenschaft, sodass das Streben nach Bildung bereits ein Entstehungsgrund, aber auch ein Symptom für Vermännlichung und somit auch für die weibliche Homosexualität darstellen konnte (vgl. Hacker 2015: 110). Es ist unschwer zu erkennen, dass diese Diagnosekriterien sich an bürgerlichen Geschlechterrollen orientierten, deren Aufrechterhaltung durch die Ablehnung manch homosexueller oder emanzipierter heterosexueller Frau in Gefahr gerieten. Neben der *psychopathischen Konstituti-*

on meinten einige Psychiater*innen aber auch, besonders unter »den Schizophrenen« eine bemerkenswerte Zahl homosexueller Neigungen zu beobachten und machten auch eine fehlerhafte Funktion der Keimdrüsen für dessen Vorkommen verantwortlich: »Es finden sich [bei den Schizophrenen] häufig Infantilismus, [...] ferner Triebunsicherheit mit nicht recht zielklarer Sexualeinstellung bis hinüber zu den groben, eindeutigen Perversionen, besonders der Homosexualität.« (Kretschmer 1921: 332–333). Störungen der körperlichen Pubertätsentwicklung durch eine Fehlfunktion der Keimdrüsen könnten »für das spätere Leben Persönlichkeitsbilder nach Art der degenerativen Psychopathie und des moralischen Schwachsinnns, bei Frauen auch des sogenannten ›hysterischen Charakters‹ hinterlassen.« (ebd; vgl. auch Schoppmann 1997: 125, 134). In der Weimarer Republik setzte sich zunehmend die Deutung von Homosexualität als *psychopathischer Persönlichkeitsstörung* durch, die in den wenigsten Fällen angeboren sei. Um 1930 plädierten Psychiater*innen daher auch mehrheitlich für die Abschaffung des §175 StGB (vgl. Schoppmann 1997: 125). Im Nationalsozialismus wurde weibliche Homosexualität kaum wissenschaftlich diskutiert (vgl. Dupont 2002: 190), hier dominierte die politische Perspektive: lesbische Frauen seien im Gegensatz zu schwulen Männern nicht gänzlich zeugungsunfähig und seien durch ihre Position als Frau ohnehin weniger in der Öffentlichkeit sichtbar, daher weniger staatsgefährdend. Die Diagnosekriterien, Deutungsmuster und damit einhergehend auch Menschenbilder waren zu diesem Zeitpunkt bereits etabliert, auch wenn bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus Uneinigkeit in der Psychiatrie darüber bestand, ob Homosexualität als *psychopathische*, (*zwangs-*)*neurotische* und/oder *schizophrene Konstitution* verstanden werden sollte, ob physiologische Gründe (wie etwa eine abweichende Funktion der Keimdrüsen) Gründe für dieses Verhalten waren und inwiefern dieses vererbbar war, durch *Verführung* erlernt oder entsprechend durch therapeutische Maßnahmen verlernt werden konnte. Die zeitgenössischen Begriffe und Diagnosen, die für lesbische Frauen im medizinisch psychiatrischen Diskurs zur Anwendung kamen, waren u.a. *Viragine*, *Tribadin*, *Invertierte*, *Urninde*, *Conträrsexuelle* oder *Mannweib* und eine Pathologisierung als *psychopathische Persönlichkeit*, *schizophren*, *nymphoman*, *hysterisch* oder *frigide* war durchaus gesetzt.⁶ Im Folgenden werde ich exemplarisch an einem Fallbeispiel den Umgang mit frauenliebenden, von der Heteronorm abweichenden Frauen im psychiatrisch medizinischen Komplex darstellen, um abschließend der

6 Für eine detaillierte Auseinandersetzung zum Thema Diagnosen siehe Schmersahl, Kapitel VI und VII und Schoppmann Kapitel *Sozialpolitik* und *Medizin und Psychiatrie*.

Frage nachzugehen, welche gesellschaftliche Funktion diesen Institutionen im Untersuchungszeitraum zukam und welches Risiko für die Betroffenen von ihnen ausging.

Fallbeispiel Julie Dau

Julie Dau⁷ wurde im Jahr 1937 in die Heidelberger Klinik eingeliefert, da über sie ein Gutachten für die Landesversicherungsanstalt Baden und gleichzeitig eines für das *Erbgesundheitsgericht* Pforzheim erstellt werden sollte. Es lässt sich aus der Patient*innenakte zunächst nicht entnehmen, was die Veranlassung für diese Gutachten war. Durch den im Weiteren geschilderten Verlauf des Gesprächs zwischen ihr und dem*der behandelnden Ärzt*in lässt sich schließlich erkennen, dass der Anlass neben der Begutachtung ihres psychischen Zustandes wohl die Überprüfung ihrer Arbeitsfähigkeit war, da sie seit ein paar Jahren keine Anstellung mehr fand. Seit dem Inkrafttreten des *Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* im Jahr 1934 und seiner Verschärfung in den Jahren 1935 und 1936 ist eine deutliche Zunahme gutachterlicher Tätigkeiten in den Patient*innenakten der Klinik erkennbar (vgl. Weinschenk 2020: 58). In diesen Fällen waren die zu begutachtenden Patient*innen jeweils nur für wenige Tage in der Klinik und wurden zumeist hauptsächlich Intelligenz- und Logiktests unterzogen, in denen sie Rechenaufgaben, Lückentexte und Fragen des Allgemeinwissens beantworten sollten, die durchaus sehr politisch geprägt waren. Dieses Vorgehen lässt sich auch in der Akte von Julie Dau finden, die Mitschriften der therapeutischen Sitzungen nehmen hier nur drei maschinengeschriebene Seiten ein, was im Vergleich zu anderen Patient*innenakten sehr wenig ist. Zum Zeitpunkt ihrer Aufnahme war sie 38 Jahre alt, ledig, lebte bei ihren Eltern und berichtete, dass sie in der letzten Zeit überarbeitet gewesen sei, da sie sich um den Acker, das Kind ihrer Cousine und den Haushalt habe kümmern müssen. Zuvor habe sie in einem nicht näher beschriebenen Geschäft und in einer Metallfabrik gearbeitet, in welcher auch Gasmasken hergestellt wurden, sodass Übelkeit erregende Dämpfe dazu führten, dass sie tagsüber nichts habe essen können. Nach diesen Schilderungen wurde sie dann abrupt gefragt, ob sie nicht habe heiraten können. Dies kann derart gedeutet werden, dass Julie Dau bei einer Heirat einer bürgerlichen Logik zufolge nicht mehr selbst für ihren Unterhalt hätte sorgen müssen. Eine Heirat wäre demnach eine Lösung

7 Hierbei handelt es sich um ein Pseudonym.

für den von ihr angegebenen Zustand der Überarbeitung (zumindest durch die Lohnarbeit) gewesen. Die Frage nach den Heiratsabsichten taucht sowohl in der Stichprobe der Weimarer Zeit als auch im Nationalsozialismus bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges bei fast allen alleinstehenden Frauen auf. Julie Daus Antwort wurde folgendermaßen verschriftlicht: »Wir haben immer geschafft. Ich hab wohl auch mal getanzt, aber das hat mir nicht gefallen.«⁸ Es könnte zunächst als reine Tatsache hingenommen werden, dass sie angibt durch ihre Arbeit keine Zeit für eine Ehe gehabt zu haben. Jedoch irritiert der zweite Teil der Antwort, wenn sie sagt, dass sie zwar auch mal Tanzen gegangen sei, ihr dies aber nicht gefallen habe. Das »Tanzen-Gehen« war in den Patient*innenakten ein oft benutztes Bild im Zusammenhang mit der Frage nach sozialer Eingebundenheit, wird aber besonders häufig aufgebracht, wenn heterosexuelle Partnersuche oder vermeintlich »übermäßiger« sexueller Kontakt vermutet und thematisiert wurden. Eine Interpretation ihrer Antwort als ein Ausweichen oder vielmehr einer chiffrierten, ihr ggf. dem Raum angemessenen Art erscheinenden Weise auszudrücken, dass sie es zwar probiert hätte einen Partner zu finden, aber keinen Gefallen an einer Heirat habe und ggf. auch nicht an sexuellem Kontakt mit Männern, ist hier durchaus denkbar und auf eine gewisse Art auch als mutig oder widerständig zu betrachten. Der anschließende Absatz verdeutlicht, dass die Suche nach dem Grund ihres Ledigseins, damit noch nicht abgeschlossen war und nun festgestellt werden sollte, warum dieses ihr nicht gefallen habe: »(Waren sie immer sehr fromm?)⁹ Ich hab es sein wollen, da hab ich gemerkt, dass es nicht weit her ist. Es kommt auf die Gottesgnade an. [...] (Können auch böse Menschen dieser Gnade teilhaftig werden?) Ja, gerade die, die müssen anderst (sic!) werden.« Zunächst wurde also weiter versucht durch einen Bezug zu Frömmigkeit eine akzeptable Erklärung für ihr Ledigsein zu finden, und auch hier gibt Julie Dau eine ähnliche Antwort wie auf die erste Frage zu ihren Heiratsabsichten. Sie habe versucht fromm zu sein, aber gemerkt, dass es damit »nicht weit her ist«. Was sie damit meinte, wurde zunächst nicht erläutert und auch nicht weiter erfragt. Die darauffolgende Frage, ob auch »böse« Menschen die Gnade Gottes erhalten könnten, erscheint auf eine gewisse Weise befremdlich und infantilisiert, vor allem da es sich bei Julie Dau um eine 37 Jahre alte Frau han-

8 Dieses und alle folgenden Zitate dieser Fallanalyse aus UAH: L-III-Frauen, 37/84.

9 In den Patient*innenakten wurden die Fragen oder Aussagen der behandelnden Psychiater*innen während der Gesprächssitzungen üblicherweise in runden Klammern notiert.

delte. Interessant wird der Ausdruck »böse« aber, als sie nach einem abrupten Themenwechsel von Seiten des*der Psychiater*in gezielt auf ein Ereignis aus dem Jahr 1925 angesprochen wurde, woraufhin folgende Antwort notiert wurde: »Da sass [sic!] ein Mädels neben mir in der Fabrik. Ich habe mich sehr bemüht, dass es nichts mit ihr gibt. Dann waren wir gerade auf Weihnachten doch böse miteinander, und ich habe meinen Angehörigen deshalb das ganze Fest verdorben, weil ich nichts mehr gegessen habe und immer geweint. Man hat mich ins Krankenhaus gebracht, weil ich auch keine Arznei genommen habe. Dort war eine strenge Schwester, da habe ich einfach schlucken müssen, und es war mir gleich wieder gut und alles war vorbei. – Kinder und Tiere habe sie sehr gern.« Sie beschrieb hier vermutlich einen entweder körperlichen oder aber verbalen Akt der Zuneigung oder des intimen Kontakts zwischen ihr und ihrer Arbeitskollegin, welchen sie versucht habe zu vermeiden. Es bestand also offenbar ein Begehren zwischen den beiden und es war ihr offensichtlich bewusst, dass dieses nicht erlaubt war, denn sie habe sich »bemüht, dass es nichts mit ihr gibt«. Dass sie dieses Verhalten dann als »böse« bezeichnet, kann ihre eigene Wortwahl sein oder sich auf die vorherige Frage nach Gottes Gnaden bösen Menschen gegenüber beziehen. In jedem Fall hat zumindest mit der Mutter Julie Daus ein Gespräch von Seiten der Klinik stattgefunden, was an einer anderen Stelle erwähnt wird und auch erklärt, warum sie so gezielt nach dieser Situation gefragt wurde. Sowohl dieses Gespräch als auch etwaige Gespräche mit dem Pflegepersonal, anderen Patient*innen oder gar den Psychiater*innen sind nicht verschriftlicht worden. Es mag daher reiner Zufall sein, dass das Wort »böse« an diesen beiden Stellen auftaucht, kann aber auch daran liegen, dass es von irgendeiner Seite schon in der Beschreibung des Ereignisses vorgekommen war. Leider ist in der Patient*innenakte kein Brief aus dem genannten Krankenhaus abgeheftet, sodass wir nicht wissen, welches Medikament die »strenge Schwester« ihr gab, wie Julie Dau weiter behandelt wurde oder was ihre dortige Diagnose war. Ihrem selbstverfassten Lebenslauf ist zu entnehmen, dass sie drei Wochen dort behandelt wurde. Festzuhalten ist jedoch, dass ihre Eltern sie in ein Krankenhaus brachten, weil sie nach diesem Ereignis keine Arznei nehmen wollte, weinte und nichts essen mochte. Dieses Verhalten lässt darauf schließen, dass der wie auch immer geartete intime Kontakt zwischen den beiden Frauen entweder sanktioniert worden war oder sie sich derart große Selbstvorwürfe machte, dass das Ausleben des unterdrückten Bedürfnisses keine Freude in ihr hervorgerufen hatte. Selbst in einem so eindeutigen Fall eines homoerotischen Kontakts wie in diesem wurden in der Patient*innenakte keinerlei Begriffe für lesbisches Begehren verwendet,

weder von Julie Dau selbst noch von dem behandelnden Personal. Stattdessen bleibt diese Erzählung völlig unkommentiert und es schließt dann die Frage an, wie der Kontakt zu ihren Eltern und Geschwistern sei. Sowohl diese anschließende Frage, als auch ihre vorherige Nennung, dass sie Kinder und Tiere gern habe, lassen erkennen, dass das intime Erlebnis mit der Arbeitskollegin und ihr Ledigsein in indirekten Bezug zu ihren generellen sozialen und empathischen Fähigkeiten gebracht wurden. Da Homosexualität u.a. als *psychopathische Persönlichkeitsstörung* klassifiziert wurde, ist dies vermutlich dem zeitgenössischen Denken zuzuschreiben. Bis auf ihre Schilderung, dass sie einmal hohes Fieber gehabt und dann für einen Moment gedacht habe, der Sohn ihrer Nachbarin sei bei ihr im Bett gewesen, beantwortete sie alle Fragen zu pathologischen Symptomen wie Stimmenhören, Gedächtnisverlust, Halluzinationen oder Schlafstörungen mit nein. Die vergebene Diagnose lautete dennoch: »Schizophrenie, Prozess abgeklungen. Steril[isation] zu bejahen, aber Fortpflanzungsgefahr sehr gering.« Die Diagnose Schizophrenie war zum einen im *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* als Sterilisationsgrund angegeben und zum anderen wurde Homosexualität teilweise in Korrelation zu Schizophrenie gedeutet. Dass hier eingeräumt wurde, dass die »Fortpflanzungsgefahr sehr gering« sei, spricht dafür, dass entweder durch ihr Ledigsein und ihre angegebenen Begründungen dazu oder durch den homoerotischen Kontakt angenommen wurde, dass es kaum zu heterosexuellem Geschlechtsverkehr kommen würde. Ob Julie Dau auch ohne das homoerotische Ereignis mit ihrer Arbeitskollegin diese Diagnose erhalten hätte und somit zwangssterilisiert werden sollte und ob sie sich selbst als frauenliebende Frau bezeichnet hätte, ist nicht zu beantworten.

Für die Rekonstruktion von lesbischen* Lebenswelten und mit Hinblick auf die Frage nach dem Risiko, welchem lesbische, frauenliebende und von der Heteronorm abweichende Frauen ausgesetzt waren, lässt sich jedenfalls festhalten, dass Julie Dau ausgelöst durch das intime Ereignis mit ihrer Arbeitskollegin 1925 ins Krankenhaus eingeliefert wurde und so eine medizinische Akte über sie erstellt wurde. Auf Anfrage dieser durch die Psychiatrische Klinik Heidelberg schrieb das Krankenhaus, dass ihnen die Patient*innenakte nicht mehr vorliege, da diese im Jahr 1936 vom *Erbgesundheitsgericht* angefordert worden wäre. Der Inhalt dieser Patient*innenakte ist nicht zu rekonstruieren, allenfalls muss er Grund genug für das eingeforderte Gutachten in der Heidelberger Klinik geboten haben. Der intime gleichgeschlechtliche Kontakt kann nicht eindeutig als Grund dafür festgemacht werden, dass ein Gutachten für das *Erbgesundheitsgericht* über sie erstellt werden sollte, da Diagnose und In-

halt des dort vorliegenden Krankenblattes nicht bekannt sind. Jedoch stellte dieser Kontakt den Auslöser für den Krankenhausaufenthalt und somit für die Begutachtung in der Heidelberger Psychiatrischen Klinik dar, in welcher Julie Dau dann auch gezielt auf dieses Ereignis angesprochen wurde, es also durchaus von Belang für die psychiatrische Begutachtung war. Den Überlegungen Marhoefers zum Konzept des Risikos folgend, lässt sich bei Julie Dau durch ihr Ledigsein und durch den dokumentierten wie auch immer gearteten intimen Kontakt zu einer anderen Frau ein erhöhtes Risiko feststellen pathologisiert zu werden und die Diagnose Schizophrenie zu erhalten, da diese im zeitgenössischen medizinisch psychiatrischen Diskurs auch mit Homosexualität in Verbindung gebracht wurde, und somit zwangssterilisiert zu werden. Das Thema des Lesbisch-Seins klang dabei an, ohne dass aber direkt darauf Bezug genommen wurde. Durch eine queere Lesart der Aussagen von Julie Dau und der Nachfragen der behandelnden Psychiater*innen kann diese indirekte Verhandlung herausgearbeitet und in einen Kontext gesetzt werden, in welchem die Psychiatrie und in diesem Fall auch das Krankenhaus und die Herkunftsfamilie als potentiell gefährliche Orte für lesbische, frauenliebende oder von der Heteronorm abweichende Frauen definiert werden.

Fazit

Durch eine deutungsoffene Herangehensweise und queere Lesart psychiatrischer Patient*innenakten, werden queere Momente in ihrer indirekten Verhandlung und auch ihrer Konsequenz für Diagnosen, Behandlungsformen und die Beurteilung von »Krankheit« und »Gesundheit« greifbar. Auch wenn bestehende Diagnosekriterien wie gezeigt inhärent und teilweise auch sehr explizit an zeitgenössische Vorstellungen von Heteronormativität geknüpft waren, so schimmern diese Bezüge oft nur in der kritischen Reflexion des Erzählstrangs, der gestellten Fragen der Psychiater*innen oder der körperlichen Beschreibungen der ärztlichen Untersuchungen durch. Die Dechiffrierung dieser indirekten Verhandlungen kann zunächst unauffällig erscheinende Sätze, Bemerkungen und Erzählungen, jeweils gedeutet in dem Sinnzusammenhang der einzelnen Akte, als queere Momente lesbar machen. Mal sind diese Momente klarer und fassbarer, mal erst bei erneutem kritischen Hinterfragen der eigenen Annahmen über die Lebensumstände der einzelnen Person greifbar. Die Frage nach Identitäten und nach Selbstbezeichnungen bleibt dabei unbeantwortet bzw. steht diese auch nicht im Fokus, da eine

solche Herangehensweise an die Quellen der Patient*innenakten, was das bisher gesichtete Material betrifft, durch eine konsequente Nicht-Benennung ins Leere laufen würde. Vielmehr ließ sich zeigen, dass sich Methoden, die nicht nach festgeschriebenen Identitäten suchen, in diesem Kontext als gewinnbringend erweisen und Erkenntnisse über mögliche lebensweltliche Umstände zulassen. Für die gesichteten Patient*innenakten der Heidelberger Psychiatrischen Klinik lässt sich festhalten, dass die im zeitgenössischen Diskurs vorhandenen Begrifflichkeiten zur Benennung weiblicher Homosexualität nicht zur Anwendung kamen, die inhaltlichen Deutungsmuster und Diagnosekriterien jedoch teilweise in den Protokollen der Untersuchungen zum Vorschein kommen. Wobei vor allem die Folie heteronormativer Weiblichkeitsvorstellungen für die Beurteilung von Gesundheit und Krankheit immer wieder zum Durchschein kommt. Dabei spielen familiäre Hintergründe, also das soziale Kapital der Herkunftsfamilie, der eigene Familienstand, etwa ob eine Patient*in angab Frauen zu begehren und dabei verheiratet lebte oder ob sie ledig war, der formale Bildungsgrad und weitere Faktoren eine erhebliche Rolle. Denn eine bürgerlich akzeptierte Ausdrucksweise und Performance von Weiblichkeit, wurden oft positiv mit in die Bewertung des Gesamteindrucks der Patient*innen miteinbezogen, wohingegen davon abweichende Weiblichkeitsperformance negativ beurteilt wurde. Die durch Marhoefers Konzept des Risikos abgeleitete Frage nach der potentiellen Gefahr lesbischer, frauenliebender und von der Heteronorm abweichender Frauen mit dem psychiatrisch medizinischen Komplex in Konflikt zu geraten, erlaubt eine Deutung, die aufzuzeigen vermag, dass dieses Risiko durchaus erhöht sein konnte. Wie im Fall Julie Daus dargelegt, wurden von Seiten der Psychiater*innen sowohl ihre Heiratsabsichten, als auch das intime Ereignis mit ihrer Arbeitskollegin zum Inhalt der sehr kurzen Akte gemacht und waren demnach von Relevanz für die Beurteilung des psychischen Zustandes. Da weiterhin alle Nachfragen zu pathologischen Symptomen von Julie Dau verneint wurden, sie dennoch die Diagnose Schizophrenie erhielt, kann dies als Anzeichen dafür gedeutet werden, dass die behandelnden Psychiater*innen den konstatierten Zusammenhang zwischen Schizophrenie und Homosexualität bei ihrer Einschätzung mit heranzogen. Abschließend lässt sich diese Frage jedoch nicht beantworten. Klar ist, dass der Inhalt der Krankenakte aus dem Krankenhaus, in welchem sie zuvor behandelt wurde, ausschlaggebend für das *Erbgesundheitsgericht* war ein Gutachten einzufordern. Durch das Anlegen von Akten, die Stellung von (inhärent heteronormativen) Diagnosen im Wissen über die Konsequenzen dessen durch das *Gesetz zur Verhütung erbkran-*

ken *Nachwuchses* im Nationalsozialismus, wird der medizinisch-psychiatrische Komplex als potentiell risikobesetzter Ort für frauenliebende, lesbische und von der Heteronorm abweichende Frauen sichtbar.

Literaturverzeichnis

- Ahland, Frank (Hg.). *Zwischen Verfolgung und Selbstbehauptung. Schwul-lesbische Lebenswelten an Ruhr und Emscher im 20. Jahrhundert*. Berlin: Vergangenheitsverlag, 2016.
- Balser, Kristof u.a. *Himmel und Hölle: Das Leben der Kölner Homosexuellen 1945–1969*. Köln: Emons, 1994.
- Bennett, Judith M. »Lesbian-Like« and the Social History of Lesbianisms.« *Journal of the History of Sexuality* 9 (2000), 1–24.
- Czolkofß-Hettwer, Michael. *Transnationale Möglichkeitsräume. Deutsche Diakonissen in London (1846–1918)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2022.
- Dupont, Marc. Biologische und psychologische Konzepte im »Dritten Reich« zur Homosexualität. In *Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle. Verdrängt und ungesühnt*. Jellonnek, Burkhard & Rüdiger Lautmann (Hg.). Paderborn: Schöningh, 2002, 189–208.
- Evans, Jennifer. »Introduction: Why Queer German History?« *German History* 34 (2016), 371–384.
- González Athenas, Muriel. Auf den Spuren lesbischen Lebens und Kämpfens. Vom Landesarchiv bis in die Bewegungsarchive. In *Dokumentation der digitalen Fachtagung: Geschlossene Akten – offene Wunden? Leerstellen und Forschungsfragen der LSBTI*-Geschichte in Nordrhein-Westfalen*. Düsseldorf: Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen, 2021.
- Hacker, Hanna. *Frauen* und Freund_innen: Lesarten ›weiblicher Homosexualität‹ Österreich, 1870–1938*. Wien: Zaglossus, 2015.
- Herrn, Rainer. *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial Verlag, 2005.
- Imboden, Gabriela & Hans Jakob Ritter. »... jedenfalls ist Petentin Trägerin einer denkbar ungünstigen Erbmasse«: Eugenik in Psychiatrie- und Verwaltungsakten. In *Was Akten bewirken können. Integrations- und Ausschlussprozesse eines Verwaltungsvorgangs; nationales Forschungspro-*

- gramm »Integration und Ausschluss« des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung (SNF) = *Ce que des dosiers peuvent provoquer*. Kaufmann, Claudia (Hg.). Zürich: Seismo, 2008, 92–103.
- Klapeer, Christine M. »Lesbian Trouble(s): Queere Theorievergessenheit und die Bedeutung lesbisch-feministischer ›Klassikerinnen‹ für andere Versionen und Visionen von Queer/ing.« *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 24 (2015), 25–38.
- Kokula, Ilse. *Jahre des Glücks, Jahre des Leids. Gespräche mit älteren lesbischen Frauen; Dokumente*. 2. Aufl. Kiel: Frühlings Erwachen, 1990.
- Krafft-Ebing, Richard von. *Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der Conträren Sexualempfindung: Eine klinisch-forensische Studie*. 10. Aufl., Stuttgart: Enke, 1898.
- Kretschmer, Ernst. »Über biologische Beziehungen zwischen Schizophrenie, Eunuchoid, Homosexualität und moralischem Schwachsinn.« *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin* 77 (1921), 332–334.
- Ledebur, Sophie. »Schreiben und Beschreiben. Zur epistemischen Funktion von psychiatrischen Krankenakten, ihrer Archivierung und deren Übersetzung in Fallgeschichten.« *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 34 (2011), 102–124.
- Leidinger, Christiane. *Lesbische Existenz 1945 – 1969: Aspekte der Erforschung gesellschaftlicher Ausgrenzung und Diskriminierung lesbischer Frauen mit Schwerpunkt auf Lebenssituationen, Diskriminierungs- und Emanzipationserfahrungen in der frühen Bundesrepublik*. Berlin: Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, 2015.
- Leidinger, Christiane & Ingeborg Boxhammer. »Lesbian-like« Geschichte: Vom Wettstreit richtiger Bezeichnungen, Verdächtigungen, Lesbensex und einer Vermisstenanzeige. In *History is unwritten. Linke Geschichtspolitik und kritische Wissenschaft*. Hg. AutorInnenkollektiv Loukanikos, Münster: Ed. Assemblage, 2015, 146–159.
- Marhoefer, Laurie. »Lesbianism, Transvestitism, and the Nazi State: A Micro-history of a Gestapo Investigation, 1939–1943.« *The American Historical Review* 121 (2016), 1167–1195.
- Möbius, Paul Julius. *Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes*. 4. Aufl. Halle a.S.: Carl Marhold, 1902.
- Nolte, Karen. *Gelebte Hysterie. Erfahrung, Eigensinn und psychiatrische Diskurse im Anstaltsalltag um 1900*. Frankfurt: Campus, 2003.

- Plötz, Kirsten und Marcus Velke. Aufarbeitung von Verfolgung und Repression lesbischer und schwuler Lebensweisen in Hessen 1945–1985: Bericht im Auftrag des Hessischen Ministeriums für Soziales und Integration zum Projekt »Aufarbeitung der Schicksale der Opfer des ehemaligen §175 StGB in Hessen im Zeitraum 1945 bis 1985. Berlin: 2018.
- Plötz, Kirsten. Forschungsbericht »...in ständiger Angst...«: über rechtliche Folgen einer Scheidung für Mütter mit lesbischen Beziehungen und ihren Kindern in Westdeutschland unter besonderer Berücksichtigung von Rheinland-Pfalz (1946 bis 2000). Mainz: Ministerium für Familie, Frauen, Jugend, Integration und Verbraucherschutz Rheinland-Pfalz, 2021.
- Rich, Adrienne. *Blood, Bread, and Poetry. Selected Prose 1979–1985*. New York: W.W. Norton & Company, 1986.
- Schmersahl, Katrin. *Medizin und Geschlecht. Zur Konstruktion der Kategorie Geschlecht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts*. Opladen: Leske + Budrich, 1998.
- Schoppmann, Claudia. *Zeit der Maskierung: Lebensgeschichten lesbischer Frauen im »Dritten Reich«*. Berlin: Orlanda, 1993.
- Schoppmann, Claudia. *Nationalsozialistische Sexualpolitik und weibliche Homosexualität*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges., 1997.
- Schoppmann, Claudia. *Lesbische Frauen und weibliche Homosexualität im Dritten Reich. Forschungsperspektiven*. In *Homosexuelle im Nationalsozialismus: neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933 bis 1945*, Schwartz, Michael (Hg.). München: Oldenbourg, 2014, 85–91.
- Vicinus, Martha. »The History of Lesbian History.« *Feminist Studies* 38 (2012), 566–596.
- Weinschenk, Claudia. »Auch fühlte ich mich immer mehr zu meinem Geschlecht hingezogen«. Ein Forschungsprojekt zur Auffindbarkeit lesbischer Frauen während des Nationalsozialismus.« *Invertito* 22 (2020), 46–76.

Online-Ressourcen

- Binder, Beate und Benno Gammerl. »Methoden queeren Forschens.« https://zeitgeschichte-online.de/themen/methoden-queeren-forschens#_ftn17. 29. Juli 2023.

- Boxhammer, Ingeborg und Christiane Leidinger. »Portal Lesbengeschichte.« https://www.lesbengeschichte.org/home_d.html. 31. Juli 2023.
- Hájková, Anna. »Bibliography on lesbian and trans women in Nazi Germany.« <https://sexualityandholocaust.com/blog/bibliography>. 31. Juli 2023.
- Kölch, Michael. »Theorie und Praxis der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Berlin 1920–1935: Die Diagnose ›Psychopathie‹ im Spannungsfeld von Psychiatrie, Individualpsychologie und Politik.« Dissertation an der Charité – Universitätsmedizin Berlin (2006). <https://refubium.fu-berlin.de/handle/fub188/6534?show=full>. 24. Juli 2023.
- Ralser, Michaela. »Tagungsbericht: Psychiatrische Krankenakten als Material der Wissenschaftsgeschichte. Methodisches Vorgehen am Einzelfall.« <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-120265>. 26. Juli 2023.

»Macht die Pille frei?«¹

The contraceptive pill in West German media in times of its introduction and implementation

Kris Vera Hartmann

Abstract: 2021 marked the 60th anniversary of the introduction of the Pill in Western Germany. It was heavily discussed in the public media in the 1960s and 1970s and, depending on its discursive embedding, symbolized societal progress, sexual liberation or neglect but also heteronormative oppression. Drawing on the results of a historical discourse analysis² by the author of this paper (Hartmann 2021), the main purpose of this article is to briefly reconstruct this discursive diversity of the pill.

Keywords: Pill; Contraception; Discourse; Sexual Liberation; Feminism

Introduction

Sixty years after *the pill* has first been introduced in West Germany, hormonal contraception is still a wildly contested technology – especially its side-effects are a common subject of public discussion and critique (see for more recent and more popular examples Kebekus 2021; Nguyen-Kim 2021). Even though these discussions are ongoing, the historical signification as the technique that

1 »Does the pill make you free?« is the title of a 1972 public television documentary (Sander und Schumann 1972) in which young teenage women articulate their critique and rejection of the pill.

2 West German newspaper articles and other journalistic content as well as material from the Second Women's Movement have been analysed (timespan: 1958–1989) for this purpose. For an overview of the analysed material see Hartmann (2021, 218–236).

brought sexual autonomy to women seems to be broadly accepted. In recent years, even critical discourse fragments still refer to the liberating power of the pill in the time of its introduction (cf. e.g. Gärtner 2020) as a main point of reference.

A hint for a more critical view on the pill can be found in user statistics. The »Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung« (BZgA)³ acquires data on the usage of the pill that show a decline in the prevalence of the pill as a contraceptive (cf. BZgA 2018, 10), where it had been relatively constant for a long time before. Despite that, the pill is still the predominant form of contraception and taken by millions of women every day in Germany alone.

At the beginning of its implementation, this development was not yet foreseeable and the pill was discussed and evaluated from a wide variety of societal perspectives. Drawing on the results of a historical discourse analysis by the author of this paper (Hartmann 2021), the main purpose of this article is to briefly reconstruct the discursive diversity that accompanied and co-shaped the establishment of the Pill in the 1960s and 1970s in West Germany.⁴ The focus is not on the actual usage of the pill and the resulting individual, social, and societal changes, but on the *discourse* about the pill and the different attributions of *meaning* and *framings* that in turn also constructed the historical artifact of the pill.

Therefor the discursive meaning or the construction of the societal meaning in public discourses in West Germany will be examined and illustrated with historical content of different media. A special focus will be dedicated to the effects that were ascribed, feared or hoped for. The article shows, that the pill had indeed more diverse significations, than it is collectively remembered (cf. Adams 2019). To show the diverse meanings and the struggle for hegemony, the following paragraphs trace the discursive development of progressive as well as conservative, feminist and social emancipatory positions.⁵

3 The BZgA is an agency of the German Ministry of Health.

4 From a historiographical perspective, the pill has already been the object of numerous studies (Oudshoorn 1994, cf. e.g.; Watkins 1998; Marks 2001; Malich 2012; Tone 2012; for German contexts e.g. Dose 1989; Silies 2010; Leo und König 2015; Niethammer und Satjukow 2016; Roesch 2018; Heinemann 2021).

5 This article does not claim to provide a complete overview, but attempts to trace the development by way of illustrative examples.

Discursive embedding of the pill in West Germany

At the time of its introduction, it had not been clear, that the pill would become the predominant form of contraception. Prior to what can be called the normalization of the pill (cf. Hartmann 2021, 125–126), it was mainly discussed as an element in the rather general discourses of *neo-Malthusianism* on the one hand and discourses about sexual liberation and its possible dangers on the other hand. Especially during the research and development of the pill and still present in the so-called ›sex-wave‹ (›Sexwelle«), neo-Malthusian discourse elements were used to articulate the necessity to control the fertility of certain populations. The intellectual and activist movement traces its origins to the writings of the English theologian Robert Thomas Malthus (1766–1834) in his 1798 *Essay on the Principle of Population* (Malthus 1977) and, in particular, its 1803 reissue (Malthus 1905a; 1905b; cf. Tellmann 2013, 136–142).

The starting point for neo-Malthusianism⁶ is the assumption that poverty, misery and suffering can be contained by limiting population growth. To achieve this goal, however, it does not call for sexual abstinence and the renunciation or postponement of marriages, as Malthus did, but for the spread and further development of contraceptive methods. This contraceptive practice should be flanked by education, which should encourage people to have fewer children. This is supposed to provide better living conditions for the thereby reduced number of children as a result. Like Malthus, the representatives of the neo-Malthusian discourse see poverty in the excessive number of children or the excessive multiplication of the poor population. However, they are far more optimistic about progress and technology than Malthus. Thus, they assume that economic problems and their consequences can be combated with the spread of modern contraceptives. But in contrary to public criticism of their demands, they did not advocate liberalization of sexual relations or promiscuity or childlessness (cf. Rainer 2004: 88–193).

Neo-Malthusian positions were part of the post war overpopulation discourse which had its roots in the US and which dominated the discourse about the pill in the West German media in the early year of its implementation. It refrained from the topics of sexual ethics and its dangers. In fact, it

6 Prominent speakers were Francis Place (1771–1854), George Drysdale (1825–1904), Charles R. Drysdale (1829–1907), Helene Stöcker (1869–1943) and Margaret Sanger (1879–1966). Sanger was part of the development network of the pill (cf. Marks 2001, 54).

largely refrained to talk about western societies at all. Instead, it focused the growth in population in the ›underdeveloped‹ countries which was framed as a worldwide danger to stability and prosperity (cf. Hartmann 2021, 82–83 and 126–127).⁷

Before the so-called *sex-wave* (a mass medial wave of sexualisation, especially of women's bodies), the topics of sexual liberation, neglect or autonomy are generally avoided by the pro pill discourses. The progressive effects of the pill are seen in its use for the purpose of controlling the population growth and avoiding the medical and sometimes social risks of pregnancies. The formation of this line of discourse can be observed as early as 1958 when the magazine *DER SPIEGEL* published an article about the pill as a mean to fight the so-called overpopulation:

The contraceptive research scientists [...] are convinced that one day the uncontrolled growth of populations will demolish the world economy as well as social systems, which could lead to new wars. Scientists like Pincus and Rock therefor believe that especially atavistic peoples of Asia should be supplied with ›harmless, secure, simple and cheap‹ means of contraception. (*DER SPIEGEL* 1958)⁸

Like other (post-)colonial mechanisms, the neo-Malthusian discourse of overpopulation in connection with the pill also served to enhance the value of one's own society: While ›the others‹ were supposed to restrict themselves, all those who were counted among the ›we‹ were allowed to regulate their family size in a self-determined way.

Most of the analysed material framed the pill as part of the *socio-medical progress*. That does not mean that every woman should get access to the pill, but it was agreed, that the pill should be developed, distributed and used under certain conditions. In the early phase of its introduction, a straight rejection of the pill can only be seen from *conservative* positions, with the catholic church being its main actor. The encyclical *Humanae Vitae* (Paul VI. 1968), in which the pope banned the pill for his followers, can be understood as a crucial

7 The (post-)colonial discourse of overpopulation was embedded in the material constitution of the pill: for example, testing of the Pill was conducted in the 1950s in the unincorporated territory of the U.S., Puerto Rico, among other places, with poor women of color (cf. Kunz 1989).

8 The quotations presented in this article were translated from German into English by the author.

discourse event for the ultimate marginalization of the conservative rejection of the pill (cf. Hartmann 2021, 98f). In the mass media, this positioning has been marginalised from the start of the debate.

Another example (besides the Catholic Church) of a conservative positioning on the subject gets articulated through a professional statement from approximately 400 West German physicians called the *Ulmer Denkschrift* (»Ulmer Memorandum«, Der Vorstand der Ärzteschaft des Kreises Ulm 1965). In contrast to the Catholic Church, they did not reject the pill in general, but they wanted full control over the access and they expressed their concerns about sexual neglect or liberation which is the same to them. In their memorandum, they ask the German Health Secretary to intervene into the »ongoing birth-control propaganda« (Der Vorstand der Ärzteschaft des Kreises Ulm 1965, 2138). This statement was – even though it was published in the special-discourse of medicine (»Deutsches Ärzteblatt« – »German physicians journal«) – discussed broadly and can be seen as an attempt to strengthen or reinstate the medical authority on the subject of reproduction and sexual ethics. Interestingly and in contrast to most other discourse fragments from special- or inter-discourse, medical knowledge played no part in constructing the medical authority and at one point the authors even distance themselves from a technical or scientific view on sexuality. Instead, they demanded to fight the »cause for the abortion-pestilence« (Der Vorstand der Ärzteschaft des Kreises Ulm 1965, 2139), which they identify »in the uninhibited public and private sexualisation and the subversion of the ethical and moral essence of our people«⁹ (Der Vorstand der Ärzteschaft des Kreises Ulm 1965, 2139). More concretely they demanded the preservation of the prohibition on advertising for any means of contraception and its extension on articles in the mass media, the preservation of the prescription requirement for the pill as well as the preservation of the prohibition of sterilisation for other than medical reasons (cf. Der Vorstand der Ärzteschaft des Kreises Ulm 1965, 2138). Apart from this conservative intervention into the public discourse, the statement can also be seen as a try to manifest medical authority over social or ethical questions.

9 The Ulmer physicians did not reject the pill under all circumstances, but in their own line of thinking they would have to. This is also shown in their language which resembles the NS (cf. in particular on the NS language Silies 2016, 209–216). The fact that they nevertheless accepted the pill if the access is controlled by their colleagues shows the fear of being marginalized as it happened to the catholic church and the Christian conservative discourse.

This approach made the pill acceptable even in a *value-driven conservative* discourse. The medical authority and the socio-ethical judgement of gynaecologists was clearly articulated. They installed themselves as guards who control the access to the pill to prevent sexual neglect especially of young and unmarried women and they demanded that their expertise as well as ethical judgement should be trusted.

With the *liberal-individualistic* discourse becoming hegemonial (around 1966, cf. Hartmann 2021, 90–97) and the pill becoming the symbol of sexual liberation and finally a normalised technology (from around 1968 onwards, cf. Hartmann 2021, 98–110) a lot of these questions vanished from the discussion or were reframed in an individualistic way that focused the individual women and her decision to take or not take the pill. The pill became firmly embedded in the heterosexual relationships of women. Anne-Marie Durand-Wever, co-founder of the German family planning organisation *Pro Familia* for example, put her argument for the use of the pill already in 1964 solely on the success of the heterosexual relationship which should be helped by the family planning organisation opposed to the danger of unplanned pregnancy which in turn could ruin the sex life of the couple and make the man go after his assumed polygamous sex drive. In an interview under the headline *Keine ungewollten Kinder mehr!* (»No more unwanted children!«, Rober und Rober 1964) for the woman's magazine *Constanze* she said:

Women can in this respect [of men looking for heterosexual contacts outside of marriage; note by KVH] rely on the laziness of the masters of creation. The man will refrain from all the efforts it takes to have other lady friends, he won't have to lie at home and he doesn't have to fear to procreate illegitimately. With a woman who regulates her own ability to conceive, the man will think twice about the allures of infidelity. It is my believe that a woman who has only planned children will hold a very powerful weapon against the – as we believe – polygamous nature of the male sex drive. Even polygamous men will someday understand: At home I can love without jeopardies, but outside it's a dangerous game. (Rober und Rober 1964, 8)

Female sexuality was displayed as a mean or a wanted good which can be used to tie their husbands to the concept of monogamous, heterosexual relationships. The elimination of the risk of pregnancy was conceived as a weapon or a mean of female power against the male disposition to look for different sex partners. It became the free decision of women whether they want to take the

pill or not, relatively free from ethical concerns or biopolitical demands. But as a private decision the consequences also would be theirs to take. Men by contrast were viewed as naturally polygamous and not responsible for their needs and actions. With the focus shifting from ethical and societal considerations to the private decision of women, the mind and psyche of these women were shifted to the centre of attention with the consequences often being the pathologization of women whose decisions did not follow the new norm.

The shift from general ethical concerns regarding the sexuality of women and couples to individuals and their decisions also transferred the socio-medical concerns regarding the society as a whole or even the world society to the medical effects the pill has on the individual user. Therefore the discursive battles since the 1970s mainly unfolded around the medical knowledge about side-effects of taking the pill. Medical knowledge thus replaced ethical or population-based forms of knowledge, but that did not mean, that the medical authority of physicians and pharmacists was unchallenged or that the field of medical knowledge itself was completely homogenous. We can see an ambivalent referral to this knowledge in the German public and references to different research studies stating different risks and side-effects. From ›There are no serious side-effects at all‹ to ›The pill causes cancer and embolisms‹ diverse views get articulated and discussed.

Ethical concerns about the sexual liberation vanished from the main arenas of public discourse while the *sex-wave* disconnected the sexual intercourse from the purpose of procreation and installs the heterosexual intercourse as something nice and healthy that has an intrinsic value and should be pursued by everybody. The hegemonial discourse of the late 1960s and 1970s constructed the pill as this wonderful tool that can liberate female sexuality from the fear of unwanted pregnancy and has only minor – if at all – side-effects on the health of the users. The Side-effects, which had been pretty much neglected before, are now being recognized and reported in a rather neutral way, but were not accepted as a reason for not taking in public discourse for a long time. The newspaper article *Einmal pro Woche – Warum so viele die Pille nicht nehmen* (»Once a week – Why so many woman don't take the pill«, von Koerber 1974) can illustrate this point: The author poses the question why ›only‹ 46 % of married women who don't have a child wish take the pill. To understand this rejection different scientific studies on the personalities of these women were being investigated. The irrationality of this rejection was taken as a prerequisite and the explanation of these irrational decisions had to be found in biographic or moral flaws of these women. One cited study explained the decision against

the pill out of a »predominantly authoritarian education«, another one stated that these women are »less independent« or that they took the »alarming press coverage of the alleged dangerousness of the pill [...] too seriously« (cf. von Koerber 1974).

It is very telling that women only figured as objects to scientific studies and that they were not allowed to speak for themselves. Perceived side-effects got explained away by referring to »deformed« or »deficient« personalities; rational reasons like not having sexual intercourse on a daily basis were being noted at best, but not really taken into consideration. Instead of trying to understand the subjective experiences with the pill, they were put down as imaginations: »Unpleasant side-effects like headaches and sickness of the pill that are being perceived at the beginning of the usage, are – that is known for sure by now – almost exclusively psychogenic.« (von Koerber 1974).

Despite this tendency to psychopathologise side-effects and possible reasons to not take the pill a lot of different products with different ingredients and in tendency fewer quantities of hormones have been brought onto the market to deal with the experienced and/or feared side-effects during the normalisation period. The hegemonial liberal-individualistic discourse referred to these different products and stated, that there should be the right pill for each individual woman. In this view, woman who experience side-effects therefor should just try out different products until they find the right one.

The medical risks and side-effects also become the main concern and the driving force behind the politicisation of the pill by the *Second Women's Movement* (cf. Hartmann 2021, 110–126). In the *Second Women's Movement*, just like in the liberal-individualistic discourse, the side effects had been the starting point for a criticism of the pill: Why is the pill praised when there are so many women who report side effects or have even experienced severe to fatal effects?

But there are only few other similarities between this feminist discourse and the hegemonial ones. Feminists of this movement criticised social circumstances¹⁰ like the female responsibility to procreate or the very unevenly split reproductive work that cannot be addressed by simply offering a tool to avoid pregnancy. They argued that some of these circumstances are even getting enhanced by the pill and its societal significance, like the male demand for sexual

10 The feminist collective »Brot & Rosen« (Bread and Roses) also articulate an anti-imperialist position and criticize the social inequality worldwide and the neo-Malthusian population politics in general (cf. Brot & Rosen 1972, 61–74).

intercourse and the need fulfilling role women shall take in this relation. In distinction to the hegemonial discourse, the feminist approach was getting more and more critical of heterosexuality and its social forms, which were perceived as the prerequisite for a need for the hormonal contraception, which could be perceived as unhealthy or unnatural.

As it is one of the main effects or functions of discourses to create subjects or to subjectify people, it is especially interesting to take a look at the role women ought to play in these discourses about the pill (cf. Hartmann 2021, 166–172). In a fiercely disputed first phase the (potential) users could only appear as constantly pregnant by nature, (irrational) test objects, patients of gynaecologists or help seeking wives and mothers that fear another pregnancy. During the *sex-wave* women became the objects of sexual liberation and male's desire.¹¹ The following passages will focus this sexualisation and the critical reaction by the Second Women's Movement.

A speaker position during that time was the journalistic author who promoted sexual education. These »sex experts« played an important role in the construction of the sexual liberation discourse as they brought in popular elements from psychoanalytical special discourses to construct the pill as the symbol (and also the material instrument) of sexual liberation (cf. Hartmann 2021, 156–157). In this notion, the technical manipulation of the female body and its reproductive functions became connected to the psychoanalytical concept of repression and liberation of the sex drive, which was loosely derived from Sigmund Freud and especially from Wilhelm Reich's ideas of a »Sexual Revolution« (Reich 1971). The concept, which was articulated in the analysed material stated that the sex drive was situated with the males and is fundamentally

11 While analysing the relevant discourses, the author of this paper discovered four forms of subjectivation. 1) The women as *objects of population policies*: They were seen as the cause at fault for the growing world population and are described as too uneducated and too undisciplined to use contraception. The pill had to be easy to take because of their boundedness. 2) The second subject-type is *the married woman, who sought for medical help* against her own irrationality, the dangers of her own body and the sexual demands of her husband. 3) During the *sex-wave*, the *feminist* subjects emerged. They collectively questioned the gender hierarchy and acquired their own medical knowledge about their bodies opposing the medical authority. Only now were women gaining their own agency in the pill discourse. 4) In and through the *informed patient* subject, which gradually became the hegemonial one since the beginning of the 1970s this autonomy was mainly preserved despite the recognition of medical knowledge and its experts (cf. Hartmann 2021, 166–172).

polygamous. The hetero sexual needs of men thus have to be met by women, who themselves don't have that drive, which is perceived as the origin of sorrow for both genders. One of the sources of women's lack of sexual drive was considered to be the fear of pregnancy, which loses its ground if pregnancy can be avoided safely. The pill taking woman – or better: wife – thus is conceived as a solution to the disparity in sexual needs. Another possible solution is seen in polygamous relationships, where one man can sleep with different women, who combined can meet his sexual needs.

To which extend the concept of the unevenly spread sex drive was used to put women in a serving position and even tolerate male violence, can be seen in a popular ›soft‹ pornographic movie called *Oswalt Kolle: Das Wunder der Liebe Teil 2, Sexuelle Partnerschaft* (›Oswalt Kolle: The miracle of love Part 2, Sexual relationships‹; Neve 1968). The female protagonist is described as ›frigid‹, so she has no interest in heterosexual intercourse, which is perceived as a problem that needs solution. Her ›sexlessness‹ is analysed to be derived by that of her mother, not in a biological way but rather by learning: As a child she witnessed her mother being raped by her father several times, which is seen as the cause for her own frigidity. The rape¹² is seen as a direct and normal consequence of the female sexlessness and the problem in this marriage is not the – in present terms – sexualised violence but rather the fact that the daughter witnessed it. Kolle's (the speaker) advise therefor is to »safeguard the children from witnessing the parental coitus« (Neve 1968, from minute 16:46 onwards). Experiences like that are framed as the cause for the repression of the female sex drive. The pill – so say the male experts in the introduction of the movie – won't liberate this repression, but it will at least lift the fear of unwanted pregnancy and therefore should be available for all who need it (Neve 1968, from minute 16:46 onwards).

During the *sex-wave* it is obvious that the newly appointed solution to the problem of sexual repression regards women and men very differently. Women appeared in an objectified, passive position there to fulfil the needs of actively sex seeking men. While the male sex drive became liberated, the female sexuality remained silent and passive. When females rose their voices and articulate their critique of the pill and its risks and side-effects, this was taken as an articulation of fear of their own sexuality and backwardness in terms of sexual

12 It is not called rape but the mother is heard making defensive noises (Neve 1968, from minute 16:46 onwards) – besides rape in marriage had only become a crime in Germany in 1997 when the term ›outside of marriage‹ has been deleted from §177 StGB.

ethics. Critique or concerns about the pill thus became psychopathologised. Women who did not want to take the pill seemed to be uptight and full of fear. This ›diagnoses‹ was then taken as the basis for requesting them to search for their own, true and not repressed sexual needs, who were believed to be complementary to those of men. This psychoanalytical liberation discourse culminated in the invitation for women to enjoy these times of sexual liberation together with men.

This is the point where the *Second Women's Movement's critique of the heterosexual norm* had its starting point. They revealed the concept of sexual drive or lust as a male one and demand for other concepts of sexuality, where women have the ability to act for themselves, have their own kind of lust or can develop their own sexuality without being defined as the counterpart of male lust. An example for this critical reflection of the new sexual norms that have been developed by the advocates of sexual liberation can be seen in the documentary *Macht die Pille frei?* (»Does the pill make you free?«, Sander und Schumann 1972) broadcasted on state television in 1972. The main subject of discussion was the promised emancipation as a reason to take the pill. A young woman who took part in an all-female discussion group of teenagers believed that despite all the side-effects and consequential complications, »considering all the advertisement or propaganda which has been made for the pill, it surely has not been difficult to make women believe subconsciously that they were so emancipated just because they take the pill.« (Sander und Schumann 1972, from minute 27:20 onwards).

The collective authors from the women's group »Brot und Rosen« (»Bread and Roses«) took the pill into consideration and compare it to other means of contraception. In their 1972 published (it is considered *grey literature* as it has not been published by a big publisher) *Frauenhandbuch* (»Women's Handbook«; Brot & Rosen 1972) they examined the condom as well as the coitus interruptus which they both dislike for different reasons. But in contrast to the pill which is in tendency »invisible and impalpable« (Brot & Rosen 1972, 73) these methods still indicated to both sexes how »awful it is to have a child in this society« (Brot & Rosen 1972, 72) and therefore still reference »societal struggles« (Brot & Rosen 1972, 72). In their analyses the pill hinders this societal struggle as it conceals its function and the underlying problems especially from men. They hereby addressed a consequence of the normalisation of the pill which has a depoliticising and privatising effect. They also addressed the notion that women would learn »to love loving« (Brot & Rosen 1972, 72) through the pill and instead gave

testimony to the obstacles that often have to be faced if one wanted to negotiate the usage of the pill in a hetero sexual relationship:

Many women would like to throw the pills in the trash one by one, but most young men are so strongly convinced by the miracles of the pill, that one doesn't even dare to express one's concerns because one has to fear to be considered as iffy or hysterical or outdated. Now – from an ethical point of view – women are the only ones held responsible for pregnancy. (Brot & Rosen 1972, 73)

Here the consequences or better the subjectivising effects of the new hegemonial norm which was the pill-taking women were articulated from the perspective of the subjected. They feared that the power of the new norm will result in their concerns being denounced as iffy, meaning they are considered as unwilling to contribute to male sexual pleasures, meaning they will be seen as uptight or even hysteric which was a pathologization or at least irrational, outdated or even reactionary thinking and behaviour. The discursive strategy of embedding the pill in the concepts of progress and sexual liberation showed its impact as fear of being rejected or not accepted if one abstains from the norm. Women who opposed this new male demand for constant sexual availability were said to be in need of an amendment and their discontent with their new role or the practice of pill taking was regarded as a manifestation of an outdated and anti-pleasure consciousness. The Second Women's Movement gave women an active role, a voice and empowers them to articulate their critique regarding the relations of the sexes or the new ideas about sexuality and allowed them to gain subjectivity of their own, that is to speak for and about themselves and not to be spoken about by physicians, pharmacists or psychological sex experts.

Another kind of critique brought forwards by the Second Women's Movement – but also by parts of the leftist, *social emancipatory* movement – was focused on the sexual forms that resemble the forms of commodities. This critique of sexuality in capitalistic societies focused the formation of the demands for sexual liberation in economic contexts, where sex was something that could be consumed like a meal or a movie, which served the recreation of labour force. Whereas the discourses of liberation and its critique were still located

within a supposedly repressive sexual dispositive¹³, this critique took a step further back and analysed the fight for sexual liberation as part of a new or changing dispositive with new power relations and effects. This critical discourse conceded that the liberation of sexual needs and practices from the repression of sexual ethics does not have the effects of liberation, but induce in fact new norms and new kinds of conform behaviour regarding the quantitative expansion of consumable, hetero sexual contacts. Based on the idea of ›repressive desublimation‹ developed by Herbert Marcuse (cf. Marcuse 1994, 76), the former chairman of the German Socialist Student organisation SDS Reimut Reiche (1971) for example argued already in 1968 that the fight for sexual liberation had lost its revolutionary moment because its goals and demands could all be fulfilled within the existing system (cf. Reiche 1971, 14–15). He was not against free access to the pill, because that would be »reactionary« (Reiche 1971, 14), but he also believed that the fight for a (non-repressive) sexual liberation cannot be fought on these grounds anymore because the once revolutionary demands, one of which having been free access to safe and secure contraceptives, had already been transformed into »demands for the optimisation of the technical and social conditions of sexual practice« (Reiche 1971, 15). From this perspective the pill can be viewed as part of this ›optimisation‹ which lost its potential for qualitative change in gender or sexual relationships, rather focusing the quantitative expansion of hetero sexual contacts. These arguments can also be found later in the works of critical sexual scientist Volkmar Sigusch who also criticized the sexual liberalization process and the danger of capitalist appropriation (cf. Sigusch 1979).

Conclusion

We can see a widely spread meaning was asserted to the pill, it's usage in different contexts, it's users and possible reasons to take it or refrain from taking it. From the symbol of sexual liberation to the enhancement of the patriarchal grip on women and their sexuality, from endangering ethics and morals to lifting all repressions and creating a new mankind of sorts, from a tool to rationally

13 A term that was developed by Michel Foucault (1983) to address all the discourses, institutions and practices that work together to produce and regulate sexuality and procreation.

regulate the population to a private decision that has nothing to do with society, diverse aspects and perspectives were articulated, though not necessarily at the same time or with the same chance of being considered as true.

This article shows that a one-dimensional view of the Pill falls short: understanding it as a mere tool of women's autonomy still runs the risk of disregarding powerful discursive embeddings and attributions of meaning. A closer look reveals, that (post)colonial elements can be found in the discourse of overpopulation, the invoked ›sexual liberation‹ is limited to heteronormative practices, and parts of the women's movement adopted the pill as an occasion for manifold feminist critique. Women's movements and their insights in particular are commonly threatened by a ›collective oblivion‹ and their historical reconstruction is urgently needed.

Works Cited

- Adams, Heather Brook. »Goodbye, ›post-pill paradise‹: Texturing feminist public memories of women's reproductive and rhetorical agency«. *Quarterly Journal of Speech* 105 (4) (2019): 390–417. <https://doi.org/10.1080/00335630.2019.1657238>.
- Brot & Rosen. *Frauenhandbuch Nr. 1. Abtreibung und Verhütungsmittel*. 1. Aufl. Berlin. 1972.
- BZgA. »Verhütungsverhalten Erwachsener. Ergebnisse der Repräsentativbefragung 2018«. https://publikationen.sexualaufklaerung.de/fileadmin/re_dakteur/publikationen/dokumente/13317300.pdf. [last visit 22 May 2023]
- DER SPIEGEL. »Geburten-Kontrolle: Mit Hormon-Tabletten«, 1. Oktober 1958. Der Vorstand der Ärzteschaft des Kreises Ulm. »Ulmer Denkschrift. Zur Frage der Geburtenbeschränkung (Juni 1964)«. *Deutsches Ärzteblatt* 62 (40) (1965): 2138–41.
- Dose, Ralf. *Die Durchsetzung der chemisch-hormonellen Kontrazeption in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin: Wissenschaftszentrum. 1989.
- Foucault, Michel. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag. 1983.
- Gärtner, Jenni. »Frauenärztin: ›Bis in die frühen 60er war Sexualität angstbesetzt‹«. *Deutschlandfunk Nova*. 9. Mai 2020. <https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/verhuetung-antibabypille-wird-60>. [last visit 17 May 2023]

- Hartmann, Kris Vera. *Pille Macht Diskurs. Hormonelle Kontrazeption im (post-)fordistischen Sexualitätsdispositiv*. Opladen, Berlin & Toronto: Budrich Academic Press, 2021.
- Heinemann, Isabel. »Frauen und ihre Körper: Reproduktives Entscheiden in den Ratgebern der US-amerikanischen und westdeutschen Frauengesundheitsbewegungen«. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG)* 69 (2) (2021): 125–37.
- Kebekus, Carolin. 60 Jahre Pille – Happy No Birthday! Die Carolin Kebekus Show im Ersten. <https://www.youtube.com/watch?v=z7jW84NNl88>. 25 June 2021. [last visit 17 May 2023]
- von Koerber, Heribert. »Einmal pro Woche«. *DIE ZEIT*, 11.10.1974, 11. Oktober 1974.
- Kunz, Gabriele. »Medizinische Experimente mit der Antibabypille. Ein Rückblick auf die ersten Versuche an puertoricanischen Frauen«. *Zeitschrift für Sexualforschung* 2 (2): 119–31. 1989.
- Leo, Annette, und Christian König. *Die »Wunschkindpille«: weibliche Erfahrung und staatliche Geburtenpolitik in der DDR*. Göttingen: Wallstein, 2015.
- Malich, Lisa. »Vom Mittel der Familienplanung zum differenzierenden Lifestyle-Präparat«. *NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 20 (1) (2012): 1–30.
- Malthus, Robert Thomas. *Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz (Band 1)*. Übersetzt von Valentine Dorn. Aus dem englischen Original, und zwar nach der Ausgabe letzter Hand (6. Aufl. 1826). Jena: Verlag von Gustav Fischer. 1905a.
- Malthus, Robert Thomas. *Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz (Band 2)*. Übersetzt von Valentine Dorn. Aus dem englischen Original, und zwar Nach der Ausgabe letzter Hand (6. Aufl. 1826). Jena: Verlag von Gustav Fischer. 1905b.
- Malthus, Robert Thomas. *Das Bevölkerungsgesetz*. Herausgegeben von Christian M. Barth. Vollständige Ausgabe nach der 1. Auf., London 1798. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 1977.
- Marcuse, Herbert. *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1994.
- Marks, Lara V. *Sexual Chemistry. A History of the Contraceptive Pill*. New Haven/London: Yale Univ Press, 2001.

- Neve, Alexis, Reg. Oswald Kolle: Das Wunder der Liebe. Teil 2 – Sexuelle Partnerschaft. Constantin-Film, 1968.
- Nguyen-Kim, Mai Thi, Die Pille wissenschaftlich geprüft. MaiLab. Youtube-Video für funk (ARD & ZDF). <https://www.youtube.com/watch?v=8nFvUmrkjoM>. 8 July 2021. [last visit 17 May 2023]
- Niethammer, Lutz, und Silke Satjukow, Eds. »Wenn Die Chemie Stimmt ...«: Geschlechterbeziehungen Und Geburtenkontrolle Im Zeitalter Der »Pille«/Gender Relations and Birth Control in the Age of the »Pill«. Göttingen: Wallstein, 2016.
- Oudshoorn, Nelly. *Beyond the Natural Body: An Archaeology of Sex Hormones*. New York/London: Routledge, 1994.
- Paul VI. »Humanae Vitae«. Der heilige Stuhl. http://w2.vatican.va/content/paul-vi/de/encyclicals/documents/hf_p-vi_enc_25071968_humanae-vitae.html. 25 July 1968. [last visit 17 May 2023]
- Reich, Wilhelm. *Die sexuelle Revolution. Zur charakterlichen Selbststeuerung des Menschen*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1971.
- Reiche, Reimut. *Sexualität und Klassenkampf. Zur Abwehr Repressiver Entsublimierung. Vom Autor durchgesehene Taschenbuchausgabe*. Frankfurt a.M.: Fischer Bücherei, 1971.
- Rober, Elisabeth, und Peter W. Rober. »Keine ungewollten Kinder mehr, 1. Teil«. Constanze, 1964.
- Roesch, Claudia. »You have to remember to do something to make the Pill work«. *Hormonelle Verhütung als Körpertechnik zwischen Disziplinierung und Selbstermächtigung*. *Body Politics. Zeitschrift für Körpergeschichte* Jahrgang 6 (9) (2018): 71–94.
- Sander, Helke, und Sara Schumann, Reg. *Macht die Pille frei?* Norddeutscher Rundfunk (NDR) (Hamburg), 1972.
- Sigusch, Volkmar: *Sexualwissenschaftliche Aspekte der hormonalen Kontrazeption bei jungen Mädchen*. Ein Vortrag vor Gynäkologen, in: Sigusch, Volkmar (Ed.): *Sexualität und Medizin. Arbeiten aus der Abteilung für Sexualwissenschaft des Klinikums der Universität Frankfurt a.M.*, Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1979: 79–114.
- Silies, Eva-Maria. *Liebe, Lust und Last: Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960–1980*. Göttingen: Wallstein, 2010.
- Tellmann, Ute. »Catastrophic Populations and the Fear of the Future: Malthus and the Genealogy of Liberal Economy«. *Theory, Culture & Society* 30 (2) (2013): 135–55.

Tone, Andrea. »Medicalizing Reproduction: The Pill and Home Pregnancy Tests«. *The Journal of Sex Research* 49 (4) (2012): 319–327.

Watkins, Elizabeth. *On the pill: A social history of oral contraceptives 1950–1970*. Baltimore and London: Johns Hopkins University Press, 1998.

Autismusbilder

Fiktionale Repräsentationen von Weiblichkeit und Männlichkeit auf dem Spektrum

Daniela Link

Abstract: *The career of autistic characters in literature and film started in 1988 with the success of the film Rain Man. Today, they can still be found in numerous early evening series, crime thrillers and novels, whether as investigators, suspects or lovers. It therefore stands to reason that the numerous fictional representations of autism, increasing research and growing media interest would have led to an increase in knowledge and thus more realistic portrayals, especially with regard to gender differences. The paper discusses the representation of male and female autistic figures and the link between sexuality and autism and examines whether there is an interaction between research and pop culture and whether the fictional autism clichés are changing accordingly.*

Keywords: *Autism; Literature; Gender Sensitivity; Fiction*

Rain Man auf dem Weg in die weite Welt

Ein erwachsener Mann schleicht vorsichtig, mit steifen Bewegungen und starrer, leicht verwirrter Miene den Gang entlang, manchmal ein fragendes »Mhm?« von sich gebend. Im Hintergrund erklingen eindeutige Geräusche sexueller Handlungen und kurz darauf setzt sich der Mann angespannt auf das Fußende eines Bettes und starrt auf den Fernseher, das Geschehen im Bett weitestgehend ignorierend. Diese irritierende und aufgrund des grotesken und unerwarteten Verhaltens komisch wirkende Szene haben 1988 Millionen Zuschauer*innen in den Kinos mitverfolgen können. Es handelt sich um Dustin Hoffmans wegweisende Darstellung des Autisten Raymond Babbit.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Autismus kaum jemandem ein Begriff, doch mit *Rain Man* änderte sich dies grundlegend. Autismus war plötzlich ein bekanntes Phänomen und *Rain Man* bildet den Startpunkt für unzählige weitere Filme, Bücher und Serien, in denen Autist*innen¹ in Erscheinung treten (Silberman 2015, dt. 2016; Freeman Loftis 2015; Göhlsdorf 2014; Murray 2008). Dennoch erweist sich der mehrfach oscarprämierte Film auch heute noch als Fluch und Segen zugleich, denn das Wissen über Autismus hat mit der Repräsentation in den Medien, in Film und Literatur zwar scheinbar zugenommen, doch dies ist nur auf den ersten Blick richtig, auf den zweiten Blick zeigt sich, dass vor allem gängige Vorurteile, Stereotype und Halbwahrheiten in den Repräsentationen dargestellt und stetig reproduziert werden. Wie Stuart Murray treffend feststellt, führt mediale Präsenz gerade nicht zu einem gesamtgesellschaftlichen Wissenszuwachs, sondern zu der Entwicklung eigener Autismusideen (Murray 2008: 4).

Autismusrepräsentationen bieten also bis heute Raum für die Reproduktion gängiger Klischees und Stereotypen. So stellt die obige Szene aus *Rain Man* nicht nur bekannte, als autistisch gelesene Verhaltensweisen, wie flatternde Handbewegungen und abweichendes Verhalten dar, sie eröffnet auch ein weiteres Themenfeld, nämlich das der Sexualität und des Geschlechts.

»Merkst Du nicht, wie er sich fürchtet? Er kann das nicht verstehen.« (Rain Man 32,44–32,46) – so kommentiert Susanna, Charlie Babbits Freundin, verständnisvoll die peinliche Situation und etabliert ein bis heute präsentenes Vorurteil, nämlich dass Autist*innen asexuell seien und kein Verständnis für zwischenmenschliche Nähe aufbrächten (Freeman Loftis 2015: 67). Nicht nur dieses Stereotyp wird in *Rain Man* angesprochen, eine weitere grundlegendere Tatsache prägt das Autismusbild für die kommenden Jahrzehnte: Raymond Babbit ist ein Mann.

Die Frage nach dem Geschlechterverhältnis und dem sogenannten ›männlichen‹ und ›weiblichen‹ Autismus ist somit ein weiterer Aspekt, der wesentlichen Einfluss auf die Klischeebildung und die Repräsentation autistischer

1 Sonya Freeman Loftis wies zurecht auf die Notwendigkeit einer Differenzierung zwischen Autist*innen und autistischen Figuren hin. Fiktionale Darstellungen stellen vor allem die Meinung der Autor*innen/Gesellschaft über Autismus dar und bieten kein Bild der Realität (Freeman Loftis 2015: 26). Aufgrund der Lesefreundlichkeit wird der Beitrag dennoch zwischen beiden Begrifflichkeiten wechseln. Ebenso variiere ich bewusst zwischen den Bezeichnungen Autist*innen und Menschen mit Autismus, um so beide Konzepte gleichberechtigt zu integrieren.

Figuren in der Popkultur genommen hat. Deshalb sollen im Folgenden die Darstellung männlicher und weiblicher autistischer Figuren und die Verknüpfung von Sexualität und Autismus besprochen werden. Bevor es um die popkulturelle Aufbereitung von Autismus gehen kann, dient ein schlaglichtartiger Überblick über die Geschichte des Autismus der weiteren Einordnung beider Aspekte. In beiden Fällen kann kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden, vielmehr geht es um erste Diskussionsansätze, die zwei bisher wenig beachtete Themenfelder erschließen sollen.

Die wechselvolle Geschichte einer Diagnose, ihre »Entdecker« und die ersten Missverständnisse

Erstmals erwähnt wurde Autismus bereits 1910 von Paul Eugen Bleuler (1857–1939), der hiermit ein Symptom der erwachsenen Schizophrenie (Bleuler 1911) bezeichnete. Die eigentliche Geschichte als eigenständiges Störungsbild beginnt mit den beiden Erstbeschreibern Hans Asperger (1906–1980) und Leo Kanner (1896–1981). Während Leo Kanner 1943 eine erste Beschreibung autistischer Kinder veröffentlichte und sich hierbei auf elf Kinder bezog, die er am Johns-Hopkins-Krankenhaus in Baltimore begutachtet hatte, stellte Hans Asperger in Wien zeitgleich seine Habilitation vor, in welcher er eine spezielle Gruppe von Jungen behandelte, die Asperger als »autistische Psychopathen« (Asperger 1943) bezeichnete. Sowohl Asperger als auch Kanner hielten fest, dass Autismus bereits im Kindesalter in Erscheinung treten muss (Schwarz 2020: 62). Kanner erkannte zwei wesentliche Symptome: eine »extreme autistic alonness« (autistische Abgrenzung) und das obsessive Beharren auf Gleichförmigkeit (Kanner 1943: 245). Diese Elemente finden sich trotz aller Unterschiede auch in Aspergers Darstellung, welcher jedoch eine weitere Autismusdefinition fasst und so deutlich näher an der heutigen Vorstellung eines Spektrums liegt (Schwarz 2020: 94). Asperger richtet den Fokus verstärkt auf den Intellekt der Kinder, der im Gegensatz zu Kanners Einschätzung im normalen bis hohen Bereich angesiedelt sei (Asperger 1943: 103).

Heute gliedert sich Autismus als eigenständige Diagnose in die Reihe der tiefgreifenden Entwicklungsstörungen ein und wird als ein Spektrum definiert, welches sämtliche Autismusformen (Kannerautismus, bzw. frühkindlicher Autismus, Aspergerautismus, atypischer Autismus etc.) in sich vereint (International Classification of Diseases 11th Revision). Die Symptome sind hierbei unterschiedlich ausgeprägt. Wie bereits von den Erstbeschrei-

bern angeführt, liegen die Probleme überwiegend im sozialen Umgang, in der Kommunikation und in den sich wiederholenden stereotypen Verhaltensformen (autismus Deutschland e.V.)

Von männlichen und weiblichen Gehirnen – Oder woher kommt der Autismus?

Die oben kurz angedeutete Geschichte des Autismus ging auch nach der zweifachen Entdeckung turbulent weiter, denn nun galt es, die Frage zu klären, woher der Autismus käme. Dieses Problem wurde immer drängender, da die Zahl der Diagnosen in den vergangenen Jahrzehnten drastisch anstieg. Ging Kanner noch von einer sehr seltenen Störung aus, wurde bald die Angst vor einer ›Autismus-Epidemie‹ geäußert (Silberman 2015). Heutige Schätzungen rechnen damit, dass ein Autismusfall auf 44 Kinder kommt (Science Media Center Deutschland). Die Schätzungen sind schwankend, da die Grauziffer undiaagnostizierter Autist*innen unterschiedlich eingeschätzt wird. Autismus ist also kein seltenes Phänomen. Interessant ist aber nicht nur der Anstieg der Diagnosen, ein weiteres Zahlenverhältnis ist ebenso relevant: die Schätzungen zur Verteilung der Geschlechter.

Hans Asperger stellte in seiner Habilitationsschrift ausschließlich Jungen mit autistischen Symptomen vor und sprach von einer »Extremvariante der männlichen Intelligenz, des männlichen Charakters« (Asperger 1943: 129). Bereits in dieser frühen Phase, in der es noch keine eigenständige Autismusdiagnose gab, wurde die Existenz des weiblichen Autismus negiert. Dieses Bild sollte sich fortsetzen, denn auch wenn Kanner Mädchen in seine Diagnose aufnahm, blieb das Verhältnis unausgewogen. Darüber hinaus kam es zu der verheerenden Vorstellung, Mütter würden den Autismus der eigenen Kinder verschulden. Dieses Bild der ›Kühlschrankmütter‹, deren mangelnde Liebe die Kinder krank mache, wurde von Kanner eingebracht und von Bruno Bettelheim populärwissenschaftlich und medienkonform ausgeschlachtet (Schwarz 2020; Walker 2019; Silberman 2015). Auch wenn das Bild der herzlosen Mutter heute widerlegt ist, bilden Mädchen und Frauen bis heute nur einen Bruchteil aller diagnostizierten Autist*innen, sie sind die »Minderheit der Minderheit« (Preißmann 2013). Es ist ein Gender Bias, der von verschiedenen Forschenden immer wieder bestätigt wurde und sich nur allmählich abmildert. So spricht Simon Baron-Cohen von Autismus als dem »extreme of the male brain« (Baron-Cohen 2002), er stützt mit seiner These die Vermutung, dass Autismus

genetisch bedingt sei und erklärt den überproportionalen Anteil männlicher Diagnosen durch eben jene männliche Determiniertheit. Uta Frith ging 1992 bei den Autismusdiagnosen ohne Intelligenzminderung von einem Verhältnis von 15 zu 1 aus, bei den Diagnosen mit Intelligenzminderung sei das Verhältnis etwas ausgewogener (Frith 1992: 65). Die Forschung vermutete aufgrund dieser Angaben, dass Mädchen seltener, aber stärker von Autismus betroffen seien (Happé 2019: 10). Neuere Studien und auch die Diagnosezahlen der vergangenen Jahre erhärteten jedoch eine andere Vermutung, und so wird das Verhältnis etwa bei 3 zu 1 verortet (Loomes et al. 2017). Diese radikale Aktualisierung der Daten führt allmählich zu einem neuen Autismusverständnis, aber noch immer zirkulieren zahlreiche Daten, die aufgrund des fehlerhaften Männer-Frauen-Verhältnisses erhoben wurden. So sind viele Autismusstudien gänzlich ohne Probandinnen ausgekommen und können deshalb nur begrenzt auf Frauen übertragen werden (Happé 2019: 12). Gleichzeitig orientieren sich die Diagnosekriterien an den bisher bekannten Symptomen, die vor allem an Männern festgestellt wurden, auch aus diesem Grund werden Frauen häufig im Erwachsenenalter diagnostiziert und erhalten so auch erst spät Unterstützung (Happé 2019: 11–13).

Männer und Frauen – Zwei Autismusformen?

Die Diagnostik von Frauen ist kompliziert und häufig werden sie erst deutlich später wahrgenommen. Im Folgenden sollen deshalb die gängigen Symptome autistischer Frauen von denen betroffener Männer abgegrenzt werden.

Raymond entspricht beispielsweise dem Bild des klassischen Autisten: Er ist der perfekte Mathematiker, flattert mit den Händen, führt Selbstgespräche, guckt den Menschen nicht in die Augen und versteht menschliche Beziehungen so gut wie gar nicht (Walker 2019: xvii). Und natürlich ist er ein Mann, ein Savant, also ein Genie, das auf fast allen Gebieten des Lebens unterdurchschnittlich schlecht zurechtkommt, aber in bestimmten Bereichen Google Konkurrenz machen könnte. Man denke an das Zählen der Zahnstocher oder das Auswendiglernen eines Telefonbuchs, – dies ist das Bild, das von den Medien und der Popkultur über Autisten verbreitet wurde. Ganz den »kleinen Professoren« Aspergers entsprechend, betonen sowohl die Forschung als auch die Medien das Bild des rationalen Autisten, der über ein atemberaubendes, enzyklopädisches Wissen verfügt. Aufgrund dieses Bildes, das der Forschung entstammt, aber von *Rain Man* verstärkt wurde, werden die Begriffe Autismus

und Savantismus häufig parallel verwendet (Murray 2008: 65). Informatiker, Mathematiker, Physiker – rationale und hochspezialisierte Männer – so will es das Klischee. Spricht man über Autismus fallen fast im selben Atemzug die Namen Einstein und Sherlock Holmes. Doch wo sind die Frauen und warum sind sie so unsichtbar?

Ein Aspekt, der von Anfang an gegen die Vorstellung des männlich dominierten Autismus hätte sprechen müssen, waren die vielen Autobiografien autistischer Menschen, die seit Jahrzehnten ein gänzlich anderes Autismusbild prägen – ein weibliches Bild. Beginnend im amerikanischen und englischen Raum eroberten die Autistinnen das Feld der Biografien und erklärten sich und ihre Welt:

Warum lesen wir (oder spielen, zeichnen usw.) mit solcher Gier? Wir haben das Bedürfnis, unseren Kopf mit Wissen vollzustopfen wie andere ihren Bauch mit Nahrung. Informationen ersetzen die Verwirrung, die viele von uns in sozialen Interaktionen mit anderen erleben. Sie bieten uns einen Bereich, auf den wir uns ungehindert konzentrieren können, losgelöst von den zahllosen äußeren Reizen, die in der häuslichen Sphäre, in Schulen, Geschäften usw. auf uns einströmen. (Simone dt. 2012: 24)

In ihren eigenen Worten beschrieben Autistinnen ihr Weltverständnis und griffen so den inzwischen existierenden Studien vor. Autistinnen sind deshalb so spät wahrgenommen worden, weil sie sich anpassen. Sie maskieren und kompensieren ihre Andersartigkeit und versuchen sich ihrer Peergroup anzuschließen (Carpenter et al. 2019: 3). Wie Rudy Simone beschreiben zahlreiche Autistinnen ihre Bemühungen, den eigenen Bedürfnissen und dem gesellschaftlichen Druck zu entsprechen (Christine Preißmann 2013; Liane Holiday Willey 1999 und 2001, Stephanie Meer-Walter 2019 und 2023, Birke Opitz-Kittel 2020 etc.). Frauen mit Autismus tarnen sich, weil sie nicht auffallen wollen und versuchen den gesellschaftlichen Erwartungen zu entsprechen, deshalb werden viele erst im Erwachsenenalter diagnostiziert, häufig nachdem andere Erkrankungen, etwa Essstörungen oder Depressionen festgestellt wurden (Carpenter et al. 2019: 4–5). Im Gegensatz zu Jungen und Männern, die durch ihre oft von der Norm abweichenden Spezialinteressen auffallen, sind Mädchen und Frauen auch hier deutlich angepasster. Ein Faible für Pferde, Bücher oder Stars entspricht dem gängigen Klischee und so unterscheiden sich die Interessen oft nur in der Ausprägung von denen der Altersgenossinnen (Carpenter et al. 2019: 4, Preißmann 2013: 14). Autistische Mädchen und

Frauen sind bis heute Opfer des weiblichen Rollenbildes, das über Jahrzehnte die schüchterne und häusliche Frau betont hat. Aufgrund dieser Anpassungsbereitschaft wurden und werden sie übersehen (Preißmann 2013: 13).

Mädchen und Frauen unterscheiden sich also häufig – wenn auch nicht immer – von den autistischen Klischees. Während sich der Blickwinkel der Forschung langsam erweitert und Frauen immer stärker wahrgenommen werden, ist es jedoch eine andere Frage, ob sich die Popkultur diesem Autismusbild ebenfalls geöffnet hat.

Zwischen Rain Man und Lisbeth Salander – Fiktionale Autismusrepräsentationen

Konnte die Darstellung Raymond Babbits das Wissen und das Verständnis über Autismus stärken und hat die Popkultur so Einfluss auf die weitere gesellschaftliche Wahrnehmung nehmen können? Stuart Murray würde dies vermutlich verneinen, er weist darauf hin, dass Autismus lediglich als Metapher, als Sammelbecken verschiedener Konzepte und Ideen Eingang in die Literatur gefunden hat. Die Gesellschaft reflektiert nicht über Autismus, stattdessen entwickelt sie eigene Ideen, Konzepte und neue Klischees (Murray 2008: 4). So ist denn auch eine der großen Sorgen in Hinblick auf die mediale und kulturelle Repräsentation von Autismus in der Angst vor der Etablierung neuer Stereotype, Simplifizierungen und Entindividualisierungen Betroffener begründet (Freeman Loftis 2015: 25–26; Murray 2008).

Dustins Hoffmans Interpretation des autistischen Mannes ist als Inbegriff des Autisten in die Filmgeschichte eingegangen und prägt das Bild des männlichen Autismus bis in die heutige Zeit. Doch auch wenn es dem Film gelingt, die behinderte Figur aus dem Abseits, aus dem behinderten Figuren häufig zugewiesenen Randbereich der Nebenfiguren (Freeman Loftis 2015: 63; Murray 2008: 46) ins Zentrum der Handlung zu holen, schreibt er bestehende Klischees fest und bestätigt das Bild des Außenseiters mit der absonderlichen Inselbegabung. Die oben beschriebene Szene festigt zudem die Vorstellung des kindlich-naiven Mannes, der jenseits seiner Begabung außerstande ist, zwischenmenschliche Beziehungen zu begreifen. Mit der Figur des Raymond Babbit wird das Klischee der autistischen Asexualität (Freeman Loftis 2015: 67) in der Popkultur verankert. Der Mangel an sexuellem Interesse oder Leidenschaft findet sich auch bei anderen Charakteren, die als autistische Figuren gelesen werden können. Sonya Freeman Loftis erörtert ausführlich die Paralle-

len zwischen Sherlock Holmes² und jüngeren Ermittlerfiguren wie Dr. Spencer Reid aus der Serie *Criminal Minds*. Charaktere, die als geniale, aber häufig unempathische und aufgrund der permanenten Spannung zwischen überragendem Wissen und kalter Distanziertheit ambivalent geschilderte Ermittler, Kriminalfälle lösen, aber in jeglicher zwischenmenschlichen Beziehung auf Hilfe und Erklärungen angewiesen sind (Freeman Loftis 2015). Figuren wie Raymond Babbit, Sherlock Holmes, Dr. Spencer Reid oder auch Prof. Henry Higgins – sie alle verkörpern das Klischee des genialen, aber sozial unfähigen Autisten. Teilweise durchaus bemüht um Verständnis und Sozialkontakte, scheitern sie an den klassischen autistischen Problemfeldern.

Mr. Darcy, der Held aus Jane Austens *Stolz und Vorurteil*, ist ein Beispiel für diesen Typ des sozial ungeschickten männlichen Autisten (Ferguson Bottomer 2007). So vermeidet Darcy Sozialkontakte, vor allem Situationen, die Smalltalk verlangen, seine Ablehnung des Tanzens ist ein weiteres Beispiel. Vielen anderen autistischen Figuren entsprechend, zeigt auch die Filmversion von 2005 (Regie: Joe Wright) einen zurückhaltenden Mann, der insbesondere in emotionalen Situationen gegen gesellschaftliche Normen verstößt. So ist denn auch die erste Liebeserklärung Darcys an Elizabeth Bennett von gesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Regelverstößen geprägt und entspricht dem Bild einer autistischen Figur (Pomerance 2022, 4).

Eine weitere bekannte fiktionale Figur repräsentiert den männlichen Autisten in all seinen Facetten als sozial unfähig, überheblich, genial und an zwischenmenschlichen Beziehungen desinteressiert: Professor Henry Higgins (Freeman Loftis 2015). Bernard Shaws Antiheld repräsentiert auch in der stark abgemilderten Musicalversion zahlreiche Aspekte autistischer Figuren. In einer Szene reflektiert er über seinen Charakter:

Und ich wünsche mir nicht mehr
 Als dass man mir die Chance gibt
 Zu leben so, wie's mir gefällt
 Und nur zu tun, was mir beliebt (...)
 Bin ein friedfertiger Mann

2 Selbstverständlich wird die Frage, ob Figuren, die bereits vor der offiziellen »Entdeckung« des Autismus entwickelt wurden, als autistisch bezeichnet werden können, immer noch diskutiert und keine Figur kann je die Realität abbilden, dennoch ist es möglich, frühere literarische Figuren aufgrund klarer Merkmale als autistisch zu interpretieren (Battis 2023, Freeman Loftis Freeman 2015, Murray 2008, Ferguson Bottomer 2007).

Der gern' abends hockt im Zimmer
 Ungestört, ein Buch im Schoß
 Still, wie im unentdeckten Grabe
 Eines alten Pharaos
 Ein Mann der denken kann,
 Von Philosophen lernt,
 Studiert und meditiert,
 Redigiert,
 Weit vom unmenschlichen Lärm der Welt entfernt.
 Nur ein friedliebender Mann ...
 Doch lass ein Weib an dich heran
 Und die Vernunft lässt dich im Stich
 Denn dann kommt sie statt mit Kant
 Mit Bekannten angerannt (...)
 Und die Familie, die sie mitbringt
 Und obendrein noch Frau Mamas
 Urecht walkürenhafte Stimme
 Wenn die flüstert, bricht schon Glas! (...)
 Nein; ich lasse nie ein Weib an mich heran!
 (My Fair Lady, Musik: Frederick Loewe/dt. Text Robert Gilbert)

In eigenen Worten reflektiert Higgins über seine Charakterzüge, seine Vorlieben und Abneigungen und offenbart so seinen Status als autistische Figur, als Savant. Die Sehnsucht nach Einsamkeit und der Wunsch, den eigenen Interessen ungehindert nachzugehen, sind ebenso bezeichnend, wie die deutlich anklingende Geräuschempfindlichkeit, der Wunsch nach Stille, nach klaren Tagesabläufen und die Abneigung gegenüber sozialen Verpflichtungen, Smalltalk oder den Erwartungen anderer. Eine Ehe würde Higgins' feststrukturierte Abläufe durcheinanderbringen und seine Ruhe stören, dies ist der Hauptgrund für seine Ablehnung einer Beziehung. Der Text stellt die Wünsche und Erwartungen Higgins' deutlich heraus und offenbart einen Mann, der aus der Außensicht egoistisch wirken kann, aber als autistische Figur vollkommen nachvollziehbar agiert, wenn er seine sensorische Überempfindlichkeit und seinen sozialbegründeten Stress mit Rückzug kompensiert. Henry Higgins ist kein Extremfall eines egozentrischen Wissenschaftlers, die Darstellung geht darüber hinaus und offenbart seinen Status als autistische Figur, die selbstbewusst ihre Interessen vertritt und akzeptiert, gegen soziale Regeln zu verstoßen. Den Höhepunkt seiner Tirade liefert die Ablehnung einer Beziehung, die vor allem mit dem Verweis auf die gesellschaftlichen

und individuellen Erwartungshaltungen begründet wird. Higgins trifft die Entscheidung gegen eine Beziehung also gezielt, um seinen Lebensrhythmus nicht anpassen zu müssen. Die Differenz zwischen dem Musical und Shaws Textvorlage *Pygmalion* ist an dieser Stelle besonders frappant, denn während Shaw Higgins keine Beziehung zugesteht, deutet das Musical diesen Wandel des Professors am Ende an und nimmt der Figur etwas von der stereotypen Starrheit, ohne dass eine wirkliche Charakteränderung notwendig wäre.

Jedwede Situation, die von zwischenmenschlicher Nähe, Liebe oder Sexualität geprägt ist, wird für männliche autistische Figuren in Literatur und Film zu einem Problem, stets bieten sie die Gelegenheit, Klischees und Stereotype darzulegen. Leicht geraten die Darstellungen in die Sphäre des komischen Verlachens, in deren Folge die Starrheit des Verhaltens und die Regelverletzungen zur Ausgrenzung der Figur führen (Bergson 2013). Nicht nur innerhalb der Romanebene werden diese Regelverstöße als Affront wahrgenommen, der autistische Figuren auch als Kontrastfolie der anderen Figuren erscheinen lässt (Murray 2008, 45–46), gerade auf der Ebene der Rezipierenden erzeugen die Darstellungen Komik und können so zu einem wahrgenommenen Machtgefälle gegenüber autistisch gelesenen Figuren führen.

Autismus hat verstärkt Eingang in die Literatur gefunden und auch aktuelle Liebesromane schildern die Versuche autistischer Figuren, Beziehungen einzugehen. Anja Baumheiers Roman *Die Erfindung der Sprache* (2021) beschreibt etwa den Versuch eines Autisten mittels Speeddating eine geeignete Partnerin zu finden. Hierfür verfügt er über Verhaltensregeln:

1. Seien Sie ein Gentleman
2. Seien Sie ein guter Zuhörer
3. Fragen Sie gezielt nach und zeigen Sie Humor
4. Merken Sie sich kleine Details
5. Überfordern Sie Ihr Gegenüber nicht
6. Lächeln Sie häufig
7. Schauen Sie ihr in die Augen (Baumheier 2021)

Die Sieben ist Adams magische Zahl und bestätigt so erneut das Klischee des mathematisch interessierten Autisten. Gleichzeitig zeigt diese Liste seine Hilflosigkeit, denn selbstverständlich gelingt es ihm nicht, anhand dieses Regelkatalogs eine zwischenmenschliche Situation zu meistern:

3. Fragen Sie gezielt nach und zeigen Sie Humor (...) Adam knetete seine Hände und räusperte sich. »Napoleon also? Da sind Sie die Erste, die mir das sagt, aber mit der Farbe Ihrer Bluse bin ich einverstanden. Was mir an Körpergröße fehlt, haben Sie an Umfang, meiner Einschätzung nach. Ich tippe, Ihr BMI liegt bereits bei Grad drei, also irgendwo zwischen dreißig und kleiner fünf- unddreißig. Vielleicht haben Sie sich gefragt, was das Akronym BMI eigentlich bedeutet? In Ihrem Fall würde ich das kreativ betrachten und ›Bluse mit Inhalt‹ vorschlagen. Mir gefällt das, und im Grunde sind wir nun quitt. Vielleicht haben Sie Lust, einmal mit mir essen zu gehen? Mögen Sie Meerestiere?« (Baumheier 2021)

Adam Riese, dessen sprechender Name bereits Anlass zum Schmunzeln geben kann, offenbart in dieser Situation seine vollkommene Unfähigkeit des Flirtens und irritiert nicht nur die Gesprächspartnerin, die angesichts dieser Regelverletzung kein weiteres Interesse an ihm hat, sondern auch die Rezipierenden. Das leidende und verlachte Außenseiterdasein, das mit Autismus verbunden wird, findet in dieser Darstellung, wie auch in zahlreichen anderen filmischen und literarischen Repräsentationen, seine Entsprechung und verstärkt gängige Stereotype und Vorurteile.

Die bisherigen Beispiele haben deutlich belegt, dass die Ausgrenzung, die autistische Figuren erfahren, sowohl auf der Handlungsebene als auch auf der Rezipierenebene mithilfe der Starrheit und der Regelverstöße forciert wird. Stuart Murrays These, autistische Figuren seien Sinnbilder und Vergleichscharaktere, die vor allem der Charakterisierung und Abgrenzung von den anderen Figuren dienen (Murray 2008: 45), kann insofern zugestimmt werden. Gleichzeitig ist der Aspekt der Komik bisher zu wenig berücksichtigt worden. Denn autistische Figuren dienen aufgrund der Darstellung von Starrheit, der häufigen Wiederholungen, körperlicher, stimmlicher und anderweitiger Abweichungen auch der Komik eines Textes. Sie sind die Kontrastfolien (Vischer 2013), deren soziale Fauxpas die Position der anderen Figuren und der Rezipierenden stärken und infolge der Erkenntnis des eigenen Wissens zu lachender Erkenntnis führen. Autistische Figuren dienen deshalb in vielen Darstellungen als Objekte des Verlachens. Vermutlich sind sie aus diesem Grund selten direkt als autistisch ausgewiesen.

Bisher ist feststellbar, dass männliche Autisten auch in zwischenmenschlichen Situationen, sogar in Liebeserklärungen oder – wie Raymond Babbit – mitten in Sexszenen starr an ihren Verhaltensweisen festhalten und sich an den verinnerlichten Regeln orientieren. Im Folgenden sollen die literarische

Darstellung von Autistinnen näher betrachtet werden. Es stellt sich die Frage, ob Autistinnen anders dargestellt werden.

Lisbeth Salander, Stieg Larssons unbequeme Heldin, ist eine dieser autistischen Frauenfiguren. Ambivalent wie ihre männlichen Ermittlerkollegen ist Lisbeth eine androgyne Figur, die nicht dem klassischen Typ der weiblichen Heldin entspricht: So repräsentiert sie das Computergenie, deren Fähigkeiten bereits bei ihrer ersten indirekten Vorstellung mit Magie gleichgesetzt werden (Larsson 2013: 45). Emotionslos, gründlich in der Recherche und erschütternd sachlich – so führt Larsson seine Protagonistin ein und bestätigt in dieser Schilderung alle gängigen Klischees, die eigentlich männlichen Autisten vorbehalten sind. Lisbeth Salander wird in der Romanreihe als androgyne Frau geschildert, auch die vermutete Essstörung (Larsson 2013: 48) fügt sich in das Bild der Autistin. Salanders äußeres Erscheinungsbild, ihr abweisendes und kontrolliertes Verhalten fügen sich in das Bild der undiagnostizierten Autistin. In der Figur Lisbeth Salanders schildert Larsson eine selbstbestimmt lebende und unabhängige autistische Frau. Interessant ist die Schilderung ihres Sexuallebens, denn auch hier agiert sie hoch reflektiert und kontrolliert. Sie hält sich an ihre eigenen Regeln, etwa in der sehr direkt und ohne Rücksicht auf berufliche Konsequenzen kommunizierten Klarstellung, dass sie kein Verhältnis mit ihrem Arbeitgeber eingehen würde (Larsson 2013: 55–58). Lisbeth Salander ist aber trotz ihrer sehr an den männlichen Klischees orientierten Darstellung eine besondere Figur. Als queerer Charakter nimmt sie in der Reihe der autistischen Figuren einen Sonderstatus ein. Ihre Beziehung zu einer jungen Frau ist zwar für den Handlungsverlauf irrelevant, in Anbetracht der Tatsache, dass inzwischen festgestellt wurde, dass Autist*innen häufiger queer, nichtbinär oder trans sind (Battis 2023, Heuer 2023: 69–70), ermöglicht dieser Aspekt jedoch einen weiteren Einblick in Lisbeths Charakter als autistische Figur. Dennoch ist die Darstellung Lisbeths aufgrund der Haltung der Erzählinstanz sehr ambivalent. Die Erzählkommentare, die regelmäßigen Einblicke in die Wahrnehmung der anderen Figuren, die Salanders Zurechnungsfähigkeit bezweifeln und ihre Andersartigkeit betonen, schaffen eine zusätzliche Distanz. Trotz allem scheinbaren Verständnis und dem Versuch, die Figur aus dem Randbereich in das Zentrum der Handlung zu verlagern, bleibt ihre Darstellung ambivalent: »Throughout the books, Larssons also plays on other stereotypes that depict autistic people as nonhuman: Lisbeth is represented as a supernatural creature, an alien, a machine, and a puzzle« (Freeman Loftis 2015: 143). Lisbeth Salander steht Aspergers »Intelligenzmaschinen« nahe, doch trotz diesem Be-

zug zu männlichen Autismusklischees verkörpert sie in Ansätzen bereits das neue Bild der selbstbestimmten Autistin.

Ein weiterer Roman kombiniert die beiden Themengebiete, die oft mit autistischen Figuren in Verbindung gebracht werden, nochmals: Verbrechen und Liebe. Wie Freeman Loftis ausführt, sind autistische Figuren häufig als ambivalent erscheinende Ermittler anzutreffen, genial, aber emotional unterkühlt und immer mit einem Hang, selbst zum Verbrecher zu werden (Freeman Loftis). Nita Prose hat diesen Aspekt in ihrer Kriminalkomödie variiert. *The Maid. Ein Zimmermädchen ermittelt* (2022) verbindet die Aspekte des Kriminalromans mit Elementen einer Liebeskomödie. Ihre Protagonistin, Molly, ist ebenfalls eine nicht klar benannte autistische Figur, die als Zimmermädchen in einem Hotel arbeitet und schlussendlich auch wegen ihrer autistischen Verhaltens- und Denkweisen in eine Mordermittlung verwickelt wird. Interessant ist, dass Prose den Roman aus der Perspektive Mollys schreibt, sie ist die Erzählinstanz. Theoretisch sollte hierdurch ein größeres Maß an Verständnis und Mitgefühl für die autistische Hauptfigur geweckt werden, doch die Sprache und der Charakter Mollys verkomplizieren diesen Vorgang. In der Figur der Molly wird eine reflektierende, logisch denkende junge Frau dargestellt, die ihre eigene Situation gut beschreibt:

Ehrlich gesagt habe ich in zwischenmenschlichen Situationen häufig Schwierigkeiten; es ist wie ein raffiniertes Spiel mit komplizierten Regeln, die alle anderen kennen, aber ich spiele es immer zum ersten Mal. Ich verstoße mit erschreckender Regelmäßigkeit gegen irgendeine Verhaltensregel, beleidige Menschen, wenn ich ihnen ein Kompliment machen möchte, deute Körpersprache falsch, sage das Falsche zum falschen Zeitpunkt. (...) Weil es mir so schwerfällt, Gesichtsausdrücke zu deuten, bin ich auch die Letzte, die zu Partys eingeladen wird, glaube ich. (Prose 2022, 14–15)

Molly beschreibt in eigenen Worten die sozialen, kommunikativen und gesellschaftlichen Probleme einer Autistin. Sie erfasst ihre Lage eindeutig, deshalb ist es verwunderlich, dass gerade diese Figur an anderer Stelle extrem naiv dargestellt wird und so eine Identifizierung der Rezipierenden erschwert:

»Es wäre toll, wenn du mir sagen könntest, welches Zimmer jeweils frei ist und dann dafür sorgst, dass du diejenige bist, die es putzt (...). Du weißt schon, es soll einfach keine Spur davon zu sehen sein, dass jemand da war.« (...) »Es wäre mir eine Freude, dir zu helfen, wo ich kann.« Ich wusste, ich kann auf die zählen, Molly.« Was für ein entzückendes Kompliment. Wieder

war ich sprachlos und verlor mich in diesen tiefen blauen Seen. »Eins noch. Du erzählst doch niemandem davon, oder? Davon, was du heute gesehen hast?« (Prose 2022, 120)

Mollys Naivität und ihre Sehnsucht nach einer Liebesbeziehung erlauben es, sie zur unwissentlichen Helferin einer Drogenbande werden zu lassen. Prose schildert deutlich das Risiko der persönlichen Ausbeutung, das in Mollys Glauben an die Aufrichtigkeit anderer und in ihrem wörtlichen Sprachverständnis begründet liegt. Molly ist eine autistische Figur, deren Darstellung ungewöhnlich ist, da sie ihre Innenperspektive wiedergibt und Reflexionen zulässt, gleichzeitig ist die Sprache kindlich gehalten und zusätzlich erschwert die roboterhafte Darstellung eine Identifikation der Rezipierenden und verstärkt so die gängigen Klischees. Trotz ihrer Intelligenz ist Molly auf die Hilfe nicht-autistischer Freund*innen angewiesen. Nur so gelingt es ihr, ihre eigene Unschuld zu beweisen und die Täter zu stellen. Auch dieser Aspekt bestätigt das Klischee der Hilflosigkeit.

Ein weiterer wesentlicher Punkt festigt gängige Stereotype, statt sie zu negieren. Es handelt sich um die »Rettung« Mollys durch die Liebe. Insbesondere jüngere Romane betonen den Aspekt verstärkt, indem sie einen Wandel oder eine Verbesserung der Situation der autistischen Figur beschreiben, der ohne eine Liebesbeziehung nicht eingetreten wäre:

»Nachts schlafe ich jetzt gut, vielleicht besser denn je, weil ich neben Juan Manuel liege, meinem liebsten Freund auf Erden« (Prose 2022, 360).

Die Vorstellung, Autismus sei veränderbar, ist ein weiteres Klischee, das ein falsches Bild in der Öffentlichkeit festigen kann. Auf den ersten Blick sind Lisbeth Salander und Molly zwei gegensätzliche Figuren, die eine abgeklärt und unterkühlt, die andere höflich und stets um eine harmonische Beziehung bemüht. Salander repräsentiert viele Merkmale, die Rezipierende eher bei männlichen autistischen Figuren erwarten, während in der Figur der Molly der Versuch unternommen wird, Autismus weiblicher darzustellen. Beide Repräsentationen betonen die sozialen und kommunikativen Schwierigkeiten der Figuren und stellen die daraus resultierende Irritation dar. Insgesamt geraten alle Darstellungen schnell an ihre Grenzen, da sie gängige Stereotype bedienen und so schnell das Risiko besteht, dass die Figuren im Vergleich zu anderen Charakteren starr und oberflächlich bleiben.

Abschließende Überlegungen

Autist*innen begegnen uns immer öfter, ob als Ermittler*innen und Patholog*innen in den Vorabendserien des Öffentlich-rechtlichen Rundfunks, als halbmagische Wesen in der Netflix-Serie *Wednesday* oder als Täter in schwedischen Thrillern. Diese Allgegenwärtigkeit des Themas führt aber nicht unbedingt zu einem Verständniszuwachs, sondern oft zu einer Festschreibung und Erweiterung bestehender Klischees und Vorurteile. Der Beitrag hat exemplarisch die Differenzen männlicher und weiblicher Autismusdarstellung besprochen und hierbei vor allem auf die oft problematische Repräsentation von Sexualität/Liebe und Autismus verwiesen. Während männliche Figuren mit Autismus häufig als asexuell inszeniert werden, sind die Frauenfiguren variabler. Lisbeth Salanders Darstellung weist zwar eindeutige Stereotype des männlich konnotierten Autismus auf, dennoch ist ihre Darstellung als queere Figur ein erster Schritt zu mehr Individualität. Molly hingegen repräsentiert die verführbare, kindlich-naive und hilflose Frau, die nur aufgrund neurotypischer Unterstützer*innen aus ihrer Situation gerettet werden kann. Das Risiko in Bezug auf autistische Frauenfiguren scheint darin zu bestehen, dass die Klischees weiblicher Hilflosigkeit potenziert werden oder ihre Weiblichkeit wird, wie es bei Salander der Fall ist, von der Erzählstimme stark versachlicht. Neben der Scheu, autistischen Figuren ihre Sexualität zuzusprechen, ist ein weiterer Aspekt, der deutlich ins Auge fällt, der der Komik. Viele autistische Charaktere dienen der Abgrenzung, dem Kontrast und der Komik, sie werden starr und roboterhaft inszeniert, um den Kontrast zu den anderen Figuren und den Rezipierenden zu verstärken. Derartige Zurschaustellungen können kein Verständnis und kein Einfühlen ermöglichen. Diesem Trend entgegengesetzt ermöglichen die Romane Betroffener häufig eine realistischere Betrachtung. Judith Vissers Roman *Mein Leben als Sonntagskind* (Zondagskind, 2018) ist ein Beispiel einer weiblichen Autismusrepräsentation, die Klischees vermeidet und ihre Figur individuell und lebendig gestaltet.

Die Existenz von Autistinnen ist von der Forschung inzwischen anerkannt worden, in der Literatur sind sie immer noch unterrepräsentiert. Auch die Vorstellung einer männlichen und weiblichen Ausprägung des Autismus wird inzwischen öfter hinterfragt und so ist zu überlegen, ob die verschiedenen Formen nicht eher auf individuelle Veranlagung und gesellschaftliche Einflüsse zurückzuführen sind. Neben klar männlichen und weiblichen autistischen Figuren stellen die queeren Figuren eine Minderheit dar. Dies wird sich in Zu-

kunft ändern, da auch die queeren Autist*innen und die queere Neurodiversitätsbewegung immer stärker in den Vordergrund treten (Battis 2023).

Literatur

- Asperger, Hans. Die autistischen Psychopathen im Kindesalter. *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 117/1, 1944, 76–136.
- autismus Deutschland e.V. Bundesverband zur Förderung von Menschen mit Autismus. <https://www.autismus.de/was-ist-autismus.html> (28.08.2023).
- Baron-Cohen, Simon. The extreme male brain theory of autism. *Trends in Cognitive Sciences*. 6(6). 248–254, 2002.
- Battis, Jes. *Thinking queerly: medievalism, wizardry, and neurodiversity in young adult texts*. Berlin/Boston: De Gruyter, 2021.
- Baumheier, Anja. *Die Erfindung der Sprache*. Hamburg: Rowohlt, 2021.
- Bergson, Henri. Das Lachen. In: *Texte zur Theorie der Komik*. Helmut Bachmaier (Hg.). Stuttgart: Reclam, 2013, 78–89.
- Carpenter u.a. Where are all the autistic girls? An introduction. In: *Girls and Autism. Educational, Family and Personal Perspectives*. dies.u.a. (Hg.) London: Routledge, 2019, 3–9.
- Cukor, George. *My Fair Lady*. USA: Paramount, 1964.
- Ferguson Bottomer, Phyllis. So odd a mixture: along the autistic spectrum in ›Pride and prejudice‹. London/Philadelphia: Jessica Kingsley Publishers, 2007.
- Freeman Loftis, Sonya. *Imagining autism. Fiction and stereotypes on the spectrum*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press, 2015.
- Frith, Uta. *Autismus. Ein kognitionspsychologisches Puzzle*. Heidelberg/Berlin/New York: Spektrum Akademischer Verlag, 1992.
- Göhlsdorf, Novina. Störung der Gemeinschaft. Grenzen der Erzählung. Die Figur des autistischen Kindes. *Jahrbuch der Psychoanalyse*. 68. 17–34, 2014.
- Graf, Rüdiger. Vom »autistischen Psychopathen« zum Autismusspektrum. Verhaltensdiagnostik und Persönlichkeitsbehauptung in der Geschichte des Autismus. *Gesnerus* 77/2. 279–311, 2020.
- Happé, Francesca. What does research tell us about girls on the autism spectrum? In: *Girls and Autism. Educational, Family and Personal Perspectives*. Dies.u.a. (Hg.) London: Routledge 2019, 10–15.

- Heuer, Imke. Neurodiversität – Ein inklusives, gendergerechtes Konzept? In: Neurodiversität und Autismus. Christian Lindmeier; Marek Grummt u.a. (Hg.). Stuttgart: Kohlhammer, 2023, 61–74.
- International Classification of Diseases 11th Revision. <https://icd.who.int/browse11/l-m/en#/http://id.who.int/icd/entity/437815624> (28.08.2023).
- Kanner, Leo. Autistic disturbances of affective contact. *The Nervous Child* 2, 217–250, 1943.
- Larsson, Stieg. Verblendung. München: Heyne, 2007.
- Levinson, Barry. Rain Man. USA: United Artists, 1988.
- Loomes, Rachel u.a. What is the male-to-female ratio in autism spectrum disorder? A systematic review and meta-analysis. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*. 56(6). 466–474, 2017.
- Murray, Stuart. Representing Autism. Culture, Narrative, Fascination. Liverpool: Liverpool University Press, 2008.
- Pomerance, Murray. Who am I? In: Autism in Film and television. On the Island. ders. und R. Barton Palmer (Hg.). Austin: University of Texas Press, 2022, 1–18.
- Preißmann, Christine. Überraschend anders – Mädchen und Frauen mit Asperger. Stuttgart: Trias, 2013.
- Prose, Nita. The Maid. Ein Zimmermädchen ermittelt. München: Droemer, 2022.
- Schwarz, Katja. Autismusbilder. Zur Geschichte der Autismusforschung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 2020.
- Science Media Center Germany. Mehr Autismus-Fälle bei Kindern. [https://www.sciencemediacenter.de/alle-angebote/research-in-context/details/news/mehr-autismus-faelle-bei-kindern/\(28.08.2023\)](https://www.sciencemediacenter.de/alle-angebote/research-in-context/details/news/mehr-autismus-faelle-bei-kindern/(28.08.2023)).
- Silberman, Steve. Geniale Störung. Die geheime Geschichte des Autismus und warum wir Menschen brauchen, die anders denken. Köln: DuMont, 2017.
- Simone, Rudy. Aspergirls. Die Welt der Frauen und Mädchen mit Asperger. Weinheim/Basel: Beltz, 2012.
- Vischer, Friedrich Theodor. Idee und sinnliche Entstehung als Kontrast. In: Texte zur Theorie der Komik. Helmut Bachmaier (Hg.). Stuttgart: Reclam, 2013, 49–58.
- Visser, Judith. Mein Leben als Sonntagskind. Hamburg: Harper Collins, 2019.
- Walker, Sophie. Foreword. In: Girls and Autism. Educational, Family and Personal Perspectives. dies. u.a. (Hg.) London: Routledge 2019, xvii–xviii.

»Well-Sex«. Sexualität und Wohlbefinden in John Travis und Regina Ryans *Wellness Workbook* (1981): Eine Quellenlektüre

Anna Michaelis

Abstract: *The article delves into the historical context and intricate discourse surrounding sexual wellness within John W. Travis and Regina S. Ryan's self-help classic *Wellness Workbook* (1981). By synthesizing contemporaneous debates on sexual liberation, feminist perspectives, and nascent environmental consciousness, the authors present the concept of »Well-Sex« as a harmonious fusion of sexual contentment and holistic health. Unpacking the authors' nuanced viewpoints on sexual empowerment, gender roles, societal transitions and the ties between personal agency and relationship commitment, this exploration indicates resonances of these ideas in subsequent wellness narratives. This contributes to the historiography of wellness concepts and the historical narrative of wellness entwined with societal discourse on sexuality.*

Keywords: *Wellness; Sexual Contentment; Gender Roles; Self-Help Literature; Cultural History*

Die Geschichte der Wellnessbewegung in den USA

In ihrem 1981 veröffentlichten *Wellness Workbook* (Ryan/Travis 1981) widmeten der Mediziner John W. Travis und die Psychologin Regina S. Ryan der Rolle der Sexualität für das Wohlbefinden ein eigenes Kapitel. Damit waren Travis und Ryan die ersten Vertreter:innen der US-amerikanischen Wellnessbewegung, die sich explizit mit dem Verhältnis von Sexuelleben und Wellness beschäftigten.

Das erste Konzept zur Wellness als Zielbeschreibung eines umfassenden Wohlbefindens des Individuums auf körperlicher und mentaler Ebene geht auf

den Gesundheitsstatistiker Halbert L. Dunn (1896–1975) zurück, der 1961 eine Anthologie eigener Vorträge unter dem Titel *High Level Wellness* (Dunn 1961) veröffentlichte.

Unter Berufung auf die WHO-Definition von 1946, die Gesundheit als »a state of complete physical, mental, and social well-being, and not merely the absence of disease and infirmity« festlegte¹, entwarf Dunn seine Kriterien einer *High Level Wellness* als körperliches und geistiges Wohlbefinden im Familienleben, in der sozialen Umgebung sowie im Arbeitsumfeld (Dunn 1972: 2–3).

Ein gutes Jahrzehnt nach dessen Erscheinen stieß John W. Travis (geboren 1943) auf Dunns Buch, das mittlerweile in der siebten Auflage erschienen war (Dunn 1972)², dessen Rezeptionsausmaß bis zu diesem Zeitpunkt Mitte der 1970er Jahre bisher nicht erforscht worden ist. Dieser Umstand verweist auf das Desiderat einer historiografischen Untersuchung der Geschichte der *Wellness*, vor dessen Hintergrund die Erschließung der Quellen der frühen *Wellness*-Geschichte überaus lohnenswert erscheint.³ Die bisherige Forschung zu Sexualität und Körperregimen hat vorrangig im Kontext des Fitnessparadigmas stattgefunden und vertritt die These, dass Fitness in einem von neoliberalen Prinzipien geprägten Körpermarkt zur Steigerung von Potenz und sexueller Attraktivität beitragen soll (Martschukat 2019). Daher gewinnt die Untersuchung der vielschichtigen Bedeutung, die der Sexualität seitens der *Wellness*-bewegung zugeschrieben wurde, zusätzlich an Bedeutung.

Dem Studium der Medizin an der Tufts University schloss John Travis einen Master in Public Health an der Johns Hopkins University an und arbeitete danach sechs Jahre im U.S. Public Health Service.⁴ 1975 zog sich Travis aus dem Gesundheitsdienst zurück und siedelte nach Kalifornien um, wo er im selben Jahr sein *Wellness Inventory* veröffentlichte (Travis 1975). In Kalifornien traf er auch auf den Gesundheitsplaner Donald B. Ardell (geboren 1939), der sich wie

1 Constitution of the World Health Organization (unterzeichnet am 22.7.1946), 1. (www.who.int/governance/eb/whoconstitutionen.pdf; eingesehen am 04.01.2021).

2 Dunn 1972.

3 Rare, umso hervorhebenderen Ausnahmen stellen Haufß 2014 sowie im weiteren Sinne Miller 2005 dar.

4 https://www.wellnessverband.de/themen/wellness/john_w_travis_wellness.php (eingesehen am 20.6.2023); Interview John Travis mit Don Ardell im Rahmen von Travis' Projekt *An Oral History of Wellness* (https://www.youtube.com/channel/UCKhQI8jRX8mrk2dR_yHU_-A, 0:00–2:00).

er selbst von seiner bisherigen Tätigkeit im staatlichen Gesundheitsdienst abgewandt hatte.⁵ Ardells 1977 publizierter Wellness-Klassiker *High Level Wellness – An Alternative to Drugs, Doctors and Disease* geht auf seine Auseinandersetzung mit Dunns *High Level Wellness* zurück, wie der Titel bereits andeutet.⁶ Travis, Ardell und weitere Mitstreiter:innen teilten nach eigenen Aussagen die Ernüchterung über gesundheitspolitische Entwicklungen während der Präsidentschaften Richard Nixons (Republikaner; 1969–1974) und Gerald Fords (Demokraten; 1974–1977), die von Sparmaßnahmen und Mechanismen der Kostenkontrolle geprägt waren.⁷ Ihre Aktivitäten erscheinen vor diesem Hintergrund auch als Versuch, ihrem Publikum Kompetenzen zu vermitteln, mithilfe derer sich vor allem chronischen Krankheiten vorbeugen ließ und lebensstilbedingte Leiden sich lindern oder gar heilen ließen.

Travis und Ardell gründeten Wellnesscenter in Wisconsin (Mill Valley Wellness Resource Center, 1975 gegründet durch Travis) und Florida (Campus Wellness Center an der University of Central Florida, 1984 gegründet durch Ardell), wo Wellnesskurse und -beratungen angeboten wurden (Hauß 2014: 483). Das im Folgenden vorgestellte *Wellness Workbook* ist Teil eines von Travis in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre konzipierten umfassenden Wellnessprogramms aus Seminaren, Lehrbuch und Arbeitsbuch (Ryan/Travis 1981).

Das Wellness Workbook (1981)

Das Workbook ist in einer Weise konzipiert, dass es auch als alleinstehender Ratgeber rezipiert werden konnte bzw. kann. Bis zum heutigen Zeitpunkt sind drei Auflagen erschienen.⁸ Den Autor:innen zufolge ist das Niveau der indivi-

5 Interview John Travis mit Don Ardell im Rahmen von Travis' Projekt *An Oral History of Wellness* (https://www.youtube.com/channel/UckhQJ8jRX8mrk2dR_yHU_-A; das Interview von Travis mit Ardell ist leider online nicht mehr verfügbar, Information bezogen aus eigener Transkription, 0:00–17:00).

6 https://www.wellnessverband.de/themen/wellness/donald_b_ardell_real_wellness.php (eingesehen am 20.6.2023); Ardell, Donald, *High Level Wellness. An Alternative to Drugs, Doctors and Disease*, Emmaus, PA: Rodale Press 1977.

7 Interview John Travis mit Don Ardell im Rahmen von Travis' Projekt *An Oral History of Wellness* (https://www.youtube.com/channel/UckhQJ8jRX8mrk2dR_yHU_-A, 2:00–9:00); Oberlander 2012: 588.

8 Ryan/Travis 1981; Ebd.; Dies. 1988; Dies. 2004.

duellen Wellness von Energieströmen bestimmt, die sich zwölf unterschiedlichen Bereichen zuordnen lassen (s. Abb. 1).

Abb. 1: Ryan, Regina Sara/Travis, John W., *Wellness Workbook*, Berkeley, CA. Ten Speed: 1981, S. 11



Sie differenzieren zwischen den drei Energieformen Essen, Atmen und sensorisches Fühlen im inneren Kreis, die die basale physische Realität menschlichen Lebens konstituieren und neun Energieformen, die unter potenziellem Einfluss der sozialen Umwelt stehen – unter anderem Selbstverantwortlichkeit, Gefühle, Denken, Kommunizieren und auch Sex. Das *Wellness Workbook* ist in zwölf Kapitel unterteilt, die sich jeweils einem

der Energieströme widmen. Dabei kommt dem ersten Kapitel *Wellness, Self Responsibility and Love* die Rolle einer Einführung in Ryans und Travis' Konzept der *Wellness* zu (Ryan/Travis 1981: 2–24). Selbstverantwortung und Liebe beschreiben sie dabei in metaphorischer Sprache als die beiden Säulen, auf denen *Wellness* beruhe und zwischen denen ein ständiger Energiestrom verlaufe, der den Prozess der *Wellness* ausmache. An das erste Kapitel schließt sich der *Wellness Index* an, der als Test zur Selbsteinschätzung Aussagen zu allen zwölf Bereichen der *Wellness* enthält, zu denen der/die Leser:in sich stark zustimmend bis stark ablehnend positionieren kann (Ryan/Travis 1981: 25–46). Hier knüpfen die Autor:innen an Halbert Dunn an, der den Menschen als »manifestation of energy« konzipierte, und dabei auf Hans Selyes Stresskonzept des Allgemeinen Anpassungssyndroms aus den 1930er bis 1950er Jahren aufbaute.⁹

»Well-Sex« im Spannungsfeld von gesellschaftlichem Wandel, Geschlechterrollen und Beziehungsidealen

Das Kapitel *Wellness and Sex* steht an zehnter Stelle im Buch zwischen den Teilen *Wellness and Communicating* und *Wellness and Finding Meaning* (Ryan/Travis 1981: 186–194). Auf insgesamt neun Seiten entfalten Travis und Ryan ihre Sichtweise auf »Well-Sex«, also eine Sexualität, die mit dem Ziel der Herstellung menschlichen Wohlbefindens in Einklang steht und markieren eine solche Sexualität darüber hinaus als Voraussetzung für ein friedliches menschliches Zusammenleben und einen respektvollen Umgang mit der Natur. Wie auch in den übrigen Kapiteln wird der Text ergänzt durch Einschübe und Kästen mit Übungsvorschlägen, Exkursen und Einschüben der Autor:innen, Zitaten anderer Autor:innen und Gedichten. Am Ende des Abschnitts stehen thematisch einschlägige Literaturempfehlungen. Die Autor:innen referenzieren in ihrer Auseinandersetzung mit der Sexualität und ihrer Rolle für *Wellness* drei Motive – das Spannungsverhältnis zwischen Tabuisierung und offener Thematisierung von Sex, Sexualität als Teil von zwischenmenschlichen Beziehungen und die Relationierung zwischen Sexualität und Geschlecht.

Ausgehend vom gewandelten gesellschaftlichen Umgang mit der Sexualität als Folge der Sexuellen Revolution in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren problematisieren Travis und Ryan die Persistenz der Tabuisierung von

9 Zur Genese der Stressforschung vgl. Jackson 2013: 11–12; Kury 2012: 55–56 u. 66–67.

Sexualität sowie aus ihrer Sicht ambivalent zu bewertende Folgen der sexuellen Revolution. Die Sexuelle Revolution wird hier als eine Wasserscheide beschrieben, in deren »Davor« Sexualität grundsätzlich im Bereich des Unsagbaren lag und in deren »Danach« Tabuisierungen »trotz« dieser Zäsur weiterbestanden. In Entsprechung zur Vorstellung von den Energieströmen, die im Körper frei fließen können müssen, damit Individuen Wohlbefinden erlangen, muss auch die sexuelle Energie ungehindert strömen können (Ryan/Travis 1981: 186). Dem freien Energiefluss steht allerdings entgegen, dass Sexualität physisch kompartmentalisiert, d.h. auf die Geschlechtsorgane beschränkt wird, wohingegen sich den Autor:innen zufolge »Well-Sex« durch die Einbeziehung und Integration des gesamten Körpers auszeichne. Die Sexuelle Revolution hat gewissermaßen zu dieser »Genitalisierung« des Sexes beigetragen, und die in den Medien transportierten unrealistischen Bilder von Sex erzeugten übersteigerte Erwartungen und sexuellen Leistungsdruck (Ryan/Travis 1981: 186). Waren aus zeitgenössischer Perspektive die Sexuelle Revolution, die Medialisierung und insbesondere die Kommerzialisierung des Sexes in ihrem Nachgang schwerlich voneinander zu differenzieren, so sind die negativ beschriebenen Entwicklungen *ex post* doch als Teil der Sexwelle der 1970er Jahre im Nachgang der Sexuellen Revolution zu historisieren (Allyn 2001: 228–229).

In der Setzung von Travis und Ryan prägt also der gesellschaftliche Diskurs über Sexualität die individuelle Körpererfahrung, und das gilt ebenso für fortwirkende Tabuisierungen, insbesondere des Themas Masturbation, die zu Unwissen, Unsicherheiten und Schuldgefühlen führen. Diese negativen Emotionen wiederum manifestieren sich in sexuellen Funktionsstörungen, Krankheiten, obsessivem Verhalten und körperlichem sowie emotionalem Schmerz (Ryan/Travis 1981: 186–187). Regina Ryan formuliert in einem der autobiografischen Einschübe (Reginas Tagebuch), die sich über das gesamte Buch verteilen, entsprechend die These, dass die Hysterektomie, die sie im Alter von 27 Jahren vornehmen lassen musste, eine Spätfolge der Unterdrückung ihrer Sexualität in Kindheit, Jugend und im jungen Erwachsenenalter gewesen sei (187).

Travis und Ryan beschreiben Sexualität durchweg als Teil einer stabilen und monogamen Paarbeziehung, die auf emotionaler Sicherheit und offener Kommunikation basiere. Sexuelle Berührung stellt dabei ebenfalls eine Form des Austausches mit dem/der Partner:in dar und wird von den Autor:innen in Verbindung mit den im Buch bearbeiteten Dimensionen des sensorischen Fühlens und der Kommunikation gebracht (66, 186, 188) Travis' und Ryans zentrales Postulat nach »Integration« von sexueller Energie in das körperliche Ge-

samerleben erhält Ausdruck in der thematischen Integration der Sexualität auf der Ebene des Textes. Ausgehend von den Literaturhinweisen, die affirmative Ratgeberliteratur für Schwule und Lesben umfassen, und dem Umstand, dass sich der Fragebogenteil auch auf homosexuelle Identitäten bezieht, liegt der Schluss nahe, dass homosexuelle Beziehungen hier ebenfalls implizit referenziert werden (194, 41). Zur Masturbation ermutigen die Autor:innen zwar ausdrücklich, um den eigenen Körper besser kennenzulernen, sie wird allerdings nicht als eine eigenständige Spielart der Sexualität beschrieben, sondern vielmehr als Vehikel zu einem erfüllten Sexualeben mit dem/der Sexualpartner:in (188). Den eigenen Körper und die eigenen sexuellen Präferenzen durch Selbstberührung, Masturbation und den Konsum erotischer Medien kennenzulernen, wird als Teil des Prozesses der Eigenresponsibilisierung des Subjektes erzählt, in dem jede:r zum/zur Expert:in der eigenen Sexualität wird: »Self responsible sex means accepting that you, and only you, are the »expert« about yourself.« (190) Kritisieren Travis und Ryan also die Folgen der Sexwelle und rufen dazu auf, den medial erzeugten Bildern über »normale« Sexualität (zentrale Medien waren hier die Zeitschriften *Playboy*, später *Hustler* und Filme wie *Deep Throat* und *Behind the Green Door*) kritisch zu begegnen, so plädieren sie doch dafür, deren Konsumangebote in verantwortungsvoller Weise zu nutzen (Allyn 2001: 228–235).

In einer Zeit, in der das eigenverantwortliche Agieren des Subjekts auf unterschiedlichsten Ebenen des gesellschaftlichen Lebens (Wirtschaft, Gesundheits- und Körperpolitik) zunehmend als idealtypische Lebenshaltung appelliert wurde, verorten die Autor:innen auch die Sexualität als Bestandteil von Wellness im Bereich der individuellen Verantwortung.¹⁰ Als Optimum des eigenverantwortlichen Sexes setzen sie einen Zustand der inneren Unabhängigkeit von der Nähe zu Dritten und von regelmäßiger sexueller Aktivität, die durch innere Ausgeglichenheit stabilisiert würde.¹¹ Damit öffnen sie ein Spannungsfeld zwischen den Polen der Individualität und der Verantwortung füreinander im Rahmen einer Paarbeziehung, das sie selbst nicht explizit referenzieren oder auflösen.

10 Zur Rolle dieser Responsibilisierung des Individuums im Hinblick auf die therapeutische Arbeit am Selbst seit den 1970er Jahren vgl. den Sammelband Maasen/Elberfeld/Eitler u.a. 2011; hier insbesondere auch der Aufsatz von Patrick Kury zur Beratungsliteratur (139–158) und der Aufsatz von Annika Wellmann zur Sexualtherapie (185–204).

11 Travis/Ryan 1981: 191–192.

Eine tendenzielle Verstärkung erfährt diese Spannung im abschließenden Unterkapitel *Sex and the Planet*, in dem Travis und Ryan eine erfüllte Sexualität in Verbindung mit der Fähigkeit zur Liebe zur Natur und zur universalen Menschenliebe bringen.¹² Sexuelle Gewalt und die Ausbeutung der Natur werden in Analogie zueinander gesetzt, letztere gar als »Vergewaltigung« (»rape«; Travis/Ryan 1981: 193) bezeichnet. Aus Travis' und Ryans Perspektive drückt sich eigenes Unvermögen oft in Gewalt gegenüber anderen oder dem Planeten aus. Die Autor:innen nutzen hier den Begriff »impotency« und stellen damit einen mehr oder weniger impliziten Zusammenhang zwischen Impotenz und gewalttätigem Verhalten her.¹³ Als ideales Gegenbild evozieren sie erneut die monogame Paarbeziehung: »Instead of marrying the earth, or establishing an on-going relationship with her – we have used her to suit our pleasure, denying her cries for help, disrespecting her needs for tenderness and caring.« (Travis/Ryan 1981: 193)

Bemerkenswert ist diese Passage jedoch nicht nur im Hinblick auf die metaphorische Idealisierung der Paarbeziehung und auf die Anklänge an das in den USA seit den 1970ern sich verbreitende Umweltbewusstsein und die aufkommende Ökologiebewegung. Im Sprachbild der Erde als weibliche Entität (»her«, nicht »it«) werden vielmehr auch geschlechterstereotype Bilder evoziert, die sich auf den ersten Blick an den bürgerlichen Geschlechtsrollenzuschreibungen orientieren, die das Männliche als aktiv, aggressiv und dominant und das weibliche als passiv, sanft und unterordnend konzipieren.¹⁴ Zuschreibungen dieser Art nehmen jedoch auch der Differenzfeminismus und Ökofeminismus vor, der von der Ökologiebewegung beeinflusst, in den 1970er und 1980er Jahren dem bürgerlichen Geschlechterideologie entgegengesetzte Schlussfolgerungen aus den vorgeblich biologisch bedingten Geschlechtercharakteren zog.¹⁵ Diese feministischen Bewegungen plädierten nicht für eine

12 Ebd.: 193.

13 Ebd.

14 Dazu grundlegend Hausen 1976. Die Festlegung der Erde als weiblich im Sinne der »Muttererde« (»mother earth« ist im Englischen ebenso gebräuchlich wie im Deutschen) war und ist bei Weitem nicht untypisch und hat eine lange kulturelle Tradition. Mit dem auf das Zitat unmittelbar folgenden Satz legen die Autor:innen jedoch nahe, dass sie sich der Bedeutung der Verwendung von Pronomina durchaus bewusst sind, und die Wahl des Pronomens »her« eine bewusste war: Sie kritisieren, dass in Kriegzeiten der Feind zu einem »es« würde, »objectified as evil« (Travis/Ryan 1981: 193).

15 Brennan/Lo 2022.

Unterordnung des weiblichen unter das männliche Geschlecht, sondern rechtfertigten mit »weiblichen« Eigenschaften die Forderung, dass Frauen an politischer und gesellschaftlicher Macht partizipieren sollten, um eine bessere, friedvollere Welt zu schaffen. Es spricht viel dafür, dass Travis und Ryan sich in dem Unterabschnitt *Sex and the Planet* an diesen Ideen orientieren.

Auch die von ihnen vertretene Vorstellung, dass männliche und weibliche Energieanteile (Ratio/Emotion, Extro-/Introvertiertheit, drängend/umsorgend) im Subjekt zu einem inneren Ausgleich kommen müssten, um eine gesunde Sexualität leben zu können, basiert auf solchen geschlechtsspezifischen Charakterzuschreibungen (Travis/Ryan 1981: 191). Hier greifen die Autor:innen implizit die Idee des chinesischen Yin-Yang auf, des Ausgleichs zwischen Gegensätzen, mit der sie sich bereits im Kapitel über das Denken ausführlich beschäftigen (Travis/Ryan 1981: 144). Die innere Mäßigung, der Ausgleich zwischen den Extremen, wird als Voraussetzung für ein Sexuelleben des Wohlbefindens beschrieben. Gleichzeitig lösen sich die Autor:innen in Ansätzen von starren Geschlechtsrollenzuschreibungen, indem sie Männern und Frauen eine Geschlechtsidentität zugestehen, die veränderbar und beeinflussbar ist.

Konklusion

Die drei narrativen Linien, die sich im Kapitel »Wellness and Sex« in der ersten Fassung des »Wellness Workbook« von John Travis und Regina Ryan von 1981 verfolgen lassen, sind in vielfacher Weise in zeitgenössischen Diskursen verwurzelt, von der eher linksliberal geprägten Kritik an der Sexwelle über Kontinuitäten und Wandel in den Geschlechterverhältnisses bis zu einem sich abzeichnenden Bewusstsein über die Ausbeutung der natürlichen Ressourcen im Sinne der Debatten über die »Grenzen des Wachstums«. Mögen diese Bezugnahmen per se nicht überraschend anmuten, so ist das Konglomerat »alter« und »neuer« Vorstellungen, der Affirmation und der Kritik des Wandels im Hinblick auf eine Sexualität im Einklang mit Wellness, das Travis und Ryan präsentieren, doch bemerkenswert und komplex. Eine tiefergehende Analyse, die auch die weiteren Entwicklungen im Verhältnis von Sexualität und Wellness im öffentlichen Sprechen und praktischen Erleben einbezieht, müsste die späteren Ausgaben des *Wellness Workbook* und weiterer medialer Erzeugnisse zum Thema Wellness berücksichtigen. Der Bogen ließe sich dabei spannen bis in die jüngere Vergangenheit, in der das Sprechen über (weibliche) »sexual

Wellness«, befördert unter anderem durch Gwyneth Paltrows Goop-Imperium samt Onlineshop und Netflix-Serie, das als Konsum – wie Emanzipationsangebot einen vorläufigen Endpunkt oder vielleicht auch neuen Auftakt dieses vieldeutigen Verhältnisses zwischen Wellness und Sexualität markiert.

Literatur

- Allyn, David. *Make Love, Not War: The Sexual Revolution. An Unfettered History*, Boston: Little, Brown and Company, 2001.
- Ardell, Donald. *High Level Wellness. An Alternative to Drugs, Doctors and Disease*, Emmaus, PA: Rodale Press 1977.
- Brennan, Andrew/Lo, Norva Y. S. *Environmental Ethics*. In: Zalta, Edward N., *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, publiziert online, 2022, <https://plato.stanford.edu/archives/sum2022/entries/ethics-environmental/>; (zuletzt eingesehen am 20.6.2023).
- Constitution of the World Health Organization (unterzeichnet am 22.7.1946), (<https://apps.who.int/gb/bd/PDF/bd47/EN/constitution-en.pdf?ua=1>; eingesehen am 04.01.2021).
- Dunn, Halbert L., *High-Level Wellness*, 7. Aufl., Arlington, VA: Beatty, 1972.
- Dunn, Halbert L., *High-Level Wellness*, Arlington, VA: Beatty, 1961.
- Hausen, Karin. *Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Conze, Werner (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart: Klett, 1976, 363–393.
- Hauß, Philipp. *Die Geburt der »Wellness« aus dem Geiste der Statistik. Halbert L. Dunns Suche nach dem Gleichgewichtskontinuum*. *Zeithistorische Forschungen* 11 (2014), 478–48.
- Jackson, Mark. *The Age of Stress. Science and the Search for Stability*, Oxford: Oxford University Press, 2013
- Kury, Patrick. *Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 2012.
- Maassen, Sabine/Elberfeld, Jens/Eitler, Pascal u.a. (Hg.). *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den »langen« Siebzigern*, Bielefeld: transcript, 2011.
- Martschukat, Jürgen. *Das Zeitalter der Fitness. Wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde*, Frankfurt a.M.: Fischer, 2019.

- Miller, James William, Wellness. The History and Development of a Concept. *Spektrum Freizeit* 27 (2005) 1, 84–106.
- Oberlander, Jonathan. Unfinished Journey. A Century of Health Care Reform in the United States. *The New England Journal of Medicine* 367 (2012) 7.
- Ryan, Regina Sara/Travis, John W. Wellness workbook. How to achieve enduring health and vitality, Berkeley, CA. Celestial Arts, 2004.
- Ryan, Regina Sara/Travis, John W. Wellness Workbook, Berkeley, CA. Ten Speed, 1988.
- Ryan, Regina Sara/Travis, John W., Wellness Workbook, Berkeley, CA. Ten Speed, 1981.
- Travis, John W. Wellness Inventory, Ukiah, CA. Wellness Associates, 1975. http://www.wellnessverband.de/themen/wellness/john_w_travis_wellness.php (eingesehen am 20.6.2023).
- Travis, John. Interview mit Don Ardell im Rahmen von Travis' Projekt An Oral History of Wellness (https://www.youtube.com/channel/UCkhQI8jRX8mrk2dR_yHU_-A, 0:00-2:00).
- Travis, John. Interview mit Don Ardell im Rahmen von Travis' Projekt An Oral History of Wellness (https://www.youtube.com/channel/UCkhQI8jRX8mrk2dR_yHU_-A; das Interview von Travis mit Ardell ist leider online nicht mehr verfügbar, Information bezogen aus eigener Transkription, 0:00-17:00). https://www.wellnessverband.de/themen/wellness/donald_b_ardell_real_wellness.php (eingesehen am 20.6.2023).
- Travis, John. Interview mit Don Ardell im Rahmen von Travis' Projekt An Oral History of Wellness (https://www.youtube.com/channel/UCkhQI8jRX8mrk2dR_yHU_-A, 2:00-9:00).

German Pedophilia Discourse and its Authoritarian Populist Instrumentalizations

Katrin M. Kämpf

Abstract: *Currently, trans- and queer-antagonistic mobilization often features associations with and accusations of pedophilia. While these instrumentalizations of pedophilia discourse are a transnational phenomenon and part of broader authoritarian populist strategies in many countries, they also feature some German specificities. I provide a short history of German pedophilia discourse, explain current authoritarian populist tendencies and its mobilization strategies, and analyze how aspects of pedophilia discourse are used to paint trans activism as dangerous, dehumanize trans and queer people, and to lastly enable violence.*

Keywords: *Pedophilia; Authoritarian Populism; Antigenderism; Transphobia*

1. Dangerous queers

A person with long red hair, heavy make-up, a beard and a malicious grin seems to sneak up on a pale, blonde child from behind. Their hand forms a claw and hints at an impending non-consensual grabbing of the poor child. The person is coded as queer and is most likely supposed to represent a drag queen – despite not wearing any drag. The headline below this depiction is »Hände weg von unseren Kindern! Genderpropaganda verbieten!« (Hands off our children! Ban gender propaganda!) (Schulze 2023). The poster for a July 2023 rally against a drag queen story hour at a Munich library uses old cisheterosexist tropes and portrays them in a way that combines antisemitic iconography with an anti-queer and anti-gender message. The poster is one of the culmination points of a campaign against the drag queen reading that was started by BILD-Zeitung

and local CSU politicians and even led to Munich's social democrat mayor, Dieter Reiter, harshly criticizing the event.

Two years before, in summer 2021, a large group of neo-Nazis, members of the identitarian and ›Reichsbürger‹ movements, evangelicals, fundamentalist Christians, former left-wing esotericists, and Covid-19 deniers stormed the stairs of the Berlin Reichstag after a demonstration. Despite the heterogeneity of the group, one motif dominated the altercation: The letter »Q« adorned the demonstrators T-shirts and was printed on flags, banners, and posters. It stands for QAnon, a conspiracy narrative that has its roots in the 2015/16 US presidential election campaign. In the course of the Covid-19 pandemic, it spread to German-speaking countries. Central to the narrative is the idea that a global network of pedophile elites is kidnapping children, holding them captive, torturing them in order to harvest their blood and to produce the substance adrenochrome from it – an echo to antisemitic ritual murder narratives (Kössler). In Germany, QAnon gained popularity especially in the ›Reichsbürger_innen‹ and Corona denier milieus.

In German-language Christian fundamentalist contexts, too, conspiracy narratives have spread in the last decades. Here, the idea of pedophile elites endangering children is a dominant motif. These narratives are used in struggles against education plans, for home-schooling, and against sex education (Kämpf 2022). In recent years, transnational anti-gender mobilizations have often operated with instrumentalizations of pedophilia discourse (e.g., Brock 2022; Graff/Korolczuk 2022; Leschzyk 2022; Ramme 2020), and the association of trans activism, gender studies and queer theory with pedophilia has become a staple of trans exclusionary feminists and trans- and queerantagonistic pundits.

As Meike Baader has pointed out, pedophilia discourse has »an especially German history« (Baader 2015: 315). What makes it so special, according to Baader, are the »politization of child sexuality« and antiauthoritarian perspectives on child rearing during the sexual revolution, which stimulated debates since approximately 2010, in which pedophilia was discussed as a predominantly left-wing phenomenon and often, pro-pedophilic positions and actual cases of sexualized violence against children were treated as if they were morally equivalent (Baader 2015).

In addition to Baader's points, there are more specifically German aspects of pedophilia discourse that need to be taken into account in order to understand current instrumentalizations:

German pedophilia discourse has its roots in legal codification efforts of sexual assault cases of the late 18th and early 19th century and is, thus, closely linked to nation-building and biopolitics (Kämpf 2016: 25–46). During National Socialism, antisemitic and anti-homosexual campaigns coded pedophilia as specifically Jewish and/or gay. This coding, again, influenced later activist and scientific debates surrounding child sexuality and pedophilia (Kämpf 2016: 197–200).

Today, I will argue, authoritarian populist mobilizations use pedophilia discourse to demonize sexual liberalization, to cement cisheteronormative family ideals, and to foster discursive moves towards authoritarianism. I will provide a short overview of the dominant motives of German pedophilia discourse and its instrumentalizations and connect it to current authoritarian populism and its ways of governing.

1.1 A very short history of German pedophilia discourse¹

Today, the term pedophilia is often used as a synonym for child sexual abuse. The ICD and the DSM define it as either, a sexual preference for prepubescent children (ICD 10 F65.4) or as – depending on whether an individual has acted upon pedophilic urges or is markedly distressed by the condition – as sexual orientation or disorder (APA 302.2). It was first described as a sexological concept by the Austrian psychiatrist Richard von Krafft-Ebing in 1896. He defined pedophilia as a ›pathological predisposition‹ and ›psychosexual perversion‹, characterized by an inclination towards children that was not motivated by ›low‹ morals or impotence (Krafft-Ebing 1896: 269, transl. kmk).

As Michel Foucault elucidated, this period was marked by a proliferation of sexuality discourses: New sexual ›species‹ were scientifically ›discovered‹ and sexuality became a powerful and dangerous force, foundational for nation states and their biopolitical governing. One of the focal points of this regime of sexuality was the bourgeois family, consisting of father, mother and child(ren), as central unit of the reproductive order and the nation state (Foucault 1983). Children were seen as capital and the future of society and the nation (Hommen 55–56). Under the influence of evolutionary and degeneration theory, childhood was conceptualized as a formation of high plasticity and, thus, very susceptible to moral and other disturbances (Castañeda 2002; Gill-Peterson

1 This passage in parts follows my observations in Kämpf *Pädophilie*.

2018), and the bourgeois family was seen as the only place of child rearing and control (Foucault 1983: 109–110).

This context made the idea of a pathological sexual species with an attraction to children acceptable. Krafft-Ebing's pedophilia is gendered and rooted in bourgeois ideas of masculinity. His bourgeois pedophile only acts upon his urges outside of the family and in times of distress or under exceptional circumstances. His motifs are neither moral corruption nor criminal intent, but psycho-sexual perversion. The concept made it possible to imagine sexualized violence as almost exclusively coming from outside of the family unit and to project it onto maids, domestic servants or dangerous strangers (Chenier 2008; 2012). By leaving sexualized violence within the family invisible, the figure of the 19th century pedophile stabilized the cisheteronormative bourgeois family (Chenier 2012; Kämpf 2015; 2016). The reduction of the family to the nuclear unit of father, mother, child(ren) was also a question of child protection, of keeping external and potentially corrupting influences away from the fragile and plastic formation of the child.

During National Socialism, pedophilia discourse was re-shaped by the national socialist »Kampf gegen das Verbrechen« (»fight against crime«) and homosexuality, and by antisemitism (Kämpf 2022: 104–174). By then, pedophilia was usually discussed as »Kinderschändung« (child defilement). Crime in general, and especially »Sittlichkeitsverbrechen« (sex crimes), were not so much seen as an attack on or risk for individual children or the bourgeois family under the Nazi regime, but as acts of aggression against the »Volksgemeinschaft«, the völkish community, itself. The concept of »Volksgemeinschaft« offered narratives of (self-)empowerment that enabled and demanded genocidal violence for those subjectivated as its members (Wildt 2007; 2019: 40–41). It was at the same time imagined as powerful and fragile and demanded constant protection from its members. By painting »Kinderschändung« as one of the big dangers to the »Volksgemeinschaft« and naming the supposedly most likely perpetrators, jews and gay men, the discourse could be used to dehumanize and mobilize towards violence. The most explicit of these campaigns against Jewish men were conducted by the propaganda magazine *Der Stürmer* and combined antisemitic accusations of sexualized violence against children with conspiracy narratives and sometimes implicit, but often explicit, demands to commit violent acts against those that were dehumanized in the texts.

The conflation of »Kinderschänder« and »Volksgemeinschaft« discourse contributed to creating the conditions of acceptability for an increasingly genocidal practice. Narratives of child protection were instrumentalized

against Jews, queers, people with disabilities, and those categorized as ›antisocial‹. Child protection – if at all – implied white, ›Aryan‹, non-disabled etc. children as future parts and practitioners of the ›Völkish community. It was not the individual child, but the ›Volksgemeinschaft‹ that was supposed to be protected.

As historian Dagmar Herzog has detailed, during and after the so-called sexual revolution sexuality became an important frame and interpretation matrix for understanding National Socialism (Herzog 2005: 192–194): Sexual repression and repressive education were seen as roots of fascism, and ›freeing‹ sexuality – explicitly including child sexuality – from repressive forces was seen as an antifascist practice. This often predominantly meant greater openness towards nudity, masturbation or youth sexuality, but also included discussions about the complete abolition of age of consent laws (Herzog 2005: 196; Eitler 2007: 241).

This openness and the anti-repressive attitudes allowed for a pedophilia discourse, in which pedophile activists could paint themselves as a sexual avantgarde, and especially within the fields of sexology and pedagogy, pro-pedophile or pedophilia-enabling research was published. During the 1970/80s pedophile activists formed alliances with gay activists and were active members of the Green Party (Bosold 2023: 481; Beljan 2014: 86–122; Walter/Klecha 2015). Jan-Henrik Friedrichs has analyzed that these alliances were not solely based on shared experiences of repression or the different age of consent for gay male sex, but also on racist and neocolonial power relations and the idea that solidarity with sexual minorities was seen as important against the background of prior NS-persecution (Friedrichs 2021: 79–80). Furthermore, and looking at the activist's social positionalities, though, he suggests to also consider masculinity or more precisely male privilege as one of the connecting moments between gay and pedophile activists (Friedrichs 2021: 83) – a perspective that also fosters more scrutiny of the sexualization of children within the heteronormative mainstream.

German sexology itself moved away from normative postulations, which used to describe specific sexualities as always deviant and pathological. Instead, 1960/70s research insisted that sexological categorizations needed an empirical basis (Eitler 2007: 242; Kämpf *Pädophilie* 228–246). Within the logic of this ›empirical turn‹ of sexology (Dannecker), empirical research was not only an option, but an imperative and some sexologists were convinced that the harm done by pedosexual acts had to be empirically proven before being stated, and in some cases researchers considered adult-child sexual relations as harm-

less as long as they were committed ›non-violently‹ (Kämpf 2022: 282–258). Post-NS sexological pedophilia no longer described bourgeois white men, failing at controlling their desires or perverted – often antisemitically coded – ›Kinderschänder‹, but a sexual orientation characterized by tragic and risk. A turn that also found its way into the DSM in the early nineties. Today, sexological pedophilia research is embedded in risk discourses as pedophilia counts as one of the main recidivism risk factors in forensic psychiatry.

Among the German specificities in pedophilia discourse are its biopolitical connections to the nation state and the family, its association with gay and left-wing liberalization discourses and the Green party, and their respective discussions about age of consent laws and collaborations with pedophile activists; a sexology that in some cases sided with pedophiles and collaborated with activist-scholars; and a past instrumentalization against jews and gay men that helped to enable genocidal violence. One last specialty of German pedophilia discourse, not mentioned in the introduction, might be the wave of studies trying to analyze the aforementioned past entanglements with pedophile activists and past ›problematic‹ positions about child sexuality in the contexts of institutions. During the last decade, numerous studies have been and are still conducted – especially in left-wing, pedagogical and child protection contexts (e.g. Apin et al. 2011; Baader/Oppermann et al. 2020; Hax/Reiß 2021; Institut für Demokratieforschung 2015; 2016; Karliczek et al. 2016; Nentwig et al. 2019).

1.2 Authoritarians and assemblages

Isabell Lorey and Alex Demirović have recently suggested to apply Stuart Hall's concept of authoritarian populism to the current political situation. Hall developed the theory in order to explain the paradoxical political situation of Thatcherism that entailed »a movement towards a dominative and ›authoritarian‹ form of democratic class politics—paradoxically, apparently rooted in the ›transformism‹ (Gramsci's term) of populist discontents« (Hall 1985: 118). Thatcherism managed to combine contradictory themes, such as traditional conservative topics like »nation, family, duty, authority, standards, patriarchy« with aggressive neoliberal ones, such as »self-interest, competitive individualism, anti-statism« (Hall 1985: 122). For Hall, authoritarian populism mobilized around »moral panics« in order to manufacture populist consensus (Hall 1985: 116).

Alex Demirović, sociologist and critical theorist, has analyzed current authoritarian populism as a third phase of neoliberalism and a bourgeois governing technology (Demirović 2018: 30). Structured by the existence of multiple crises (climate, migration, war, finance...), this third phase has been marked by a drastic political move towards the right, more authoritarian forms of governing, has empowered »racist and fascist publics« and mobilized »civil society fascist violence« (Demirović 2018: 31–32, transl. kmk). Authoritarian populism isn't explicitly anti-democratic, on the contrary, it appropriates democracy for its own means (Demirović 2018: 38–39). Or as Lorey puts it, it builds »on the constitutive inequalities and domination patterns of modern liberal democracy. One of the key aporias of liberal democracy is that democratization processes are able to occur without changing this form of democracy in its basic masculinist, bourgeois and exclusive form« (Lorey 2023).

For Demirović, moral panics work as a form of governing through emotions and resentment, which are interpreted as the »worries of the people«, which have to be taken seriously (Demirović 1985: 32). These »panics« as mobilization tools focus on »issues like security, migration and sexual liberalization. Authoritarian populism directly targets freer forms of gender and sexuality regimes« (Lorey 2023). Authoritarians also portray themselves as in constant struggle against powerful authorities themselves, and paint a picture of left-wing hegemony and dominance, making a refusal of authoritarianism more difficult (Demirović 1985: 37–38).

What Demirović and Lorey, following Hall, call »moral panic«, is a concept that has been criticized for quite some time, as neither »moral« nor »panic« seem to be a completely apt description of the phenomena they are supposed to capture (e.g. McRobbie/Thornton 1995; Hunt 2013). Furthermore, Hall's 1970s/80s use of the term dates back to a time long before social media, auto-scrolling timelines, bot armies, shitstorms, algorithmically curated feeds, and semi-automated trolling. So, following Alan Hunt's suggestion to think with the term »assemblage« instead of panic (Hunt 2013: 64), to describe current affectively and emotionally charged mobilizations focusing on topics like migration, race, (trans)gender, queerness, sexuality, crime etc., I will use the term *statistical_affective assemblages*.

Simon Strick has emphasized that affect theory is an important tool for the analysis of social media dynamics, and offers ways to understand that »political emotions« and positions often have a basis in affective processes (Strick 66). For him, affects are the basis, the alternative right works with in digital realms, and correspond with social media platform's inner workings (Strick 2021: 71).

With the addition of ›statistical‹ to ›affective‹, I am trying to capture the social media dynamics that are largely based on statistical operations, which influence who gets to see what, when, and how often, and what topics are algorithmically ›pushed‹.

Statistical_affective assemblages often work as right-wing event-production strategies that Strick has described in *Rechte Gefühle*: The alternative Right constitutes an »affective community« and does not ›react‹ to but produces the events it interacts with (Strick 2021: 168) as part of their »metapolitics«, their political strategy of »cultural intervention« (Strick 2021: 37). Their aim is a right-wing »discursive ›climate change‹« (Strick 2021: 164). My suggestion is, that these tactics are not restricted to the fascist Right but have become part of authoritarian-populist governing in general and have – in the shape of statistical_affective assemblages – replaced what Hall has described as moral panics.

These assemblages are highly dynamic and comprised of social media postings, traditional press articles, (mis)quoted snippets of interviews, AI-generated photos, memes, trolling, bots, auto-scrolling news aggregators, videos etc. and process as well as amplify affects. Thus, affects and resentments already existing in the bourgeois mainstream (Lorey 2023) are processed into political emotions and used to push further towards authoritarianism. Within these assemblages governed by statistical logics, attempts at democratic dialogue, exchange of opinions or even well-meaning counter-speech and fact-checks are not only largely futile, but counterproductive as they feed the hate machine and keep social media storms going – because current social media timelines are not curated according to content, do not differentiate between hate speech and counter speech, but are algorithmically driven by statistics, where any interaction creates new impressions and clicks that are counted and influence post rankings and hashtag trends. – An effect that mirrors authoritarian populism's immunization strategies and fosters them.

1.3 Pedophilia discourse and authoritarian mobilization

Current authoritarian populist instrumentalizations of child protection make use of some of the specificities of German pedophilia discourse. One field, where this is especially dominant at the moment are queer and trans activism as well as trans youth health care measures. They are painted as threats to children and youth and described with vocabulary associated with pedophilia such as »grooming« or »early sexualization« and are intended to conjure up

a threat to children posed by trans women, drag queens, and queers (Ayyadi 2023²).

In the debates surrounding the drag queen story hour mentioned in the beginning, CSU secretary general and member of the Bavarian parliament, Martin Huber, tweeted that children »should not be indoctrinated by woke early sexualization« (Huber 2023, transl. kmk). Bavarian deputy prime minister and minister of economics, Hubert Aiwanger, framed the event as child endangerment and a case for a youth welfare office intervention and was quoted in BILD as having stated, »The Greens probably want to tie back to their pedophile roots here.« (Queer.de 10.08.2023, transl. kmk) – a clear recurse to one of the specificities of the German pedophilia discourse. Munich's SPD mayor Dieter Reiter also criticized the reading, but lastly refused to ban it (Queer.de 10.08.2023, transl. kmk). The ensuing social media shitstorm lasted from early May until mid-June, cumulating in an attempted, but failed, attack of the reading by neo-Nazis from the identitarian movement (Queer.de 15.08.2023). In August, Bavarian AfD politician Peter Junker, aspiring for a place on the party's list for the European elections, held a speech referring to the reading hour, in which he insisted on a strict gender binary (»man and woman«) and appealed to his audience to »protect« children from »state-tolerated child fuckers« (Queer.de 09.08.2023).

Similar recurses to older left-wing or Green party age of consent debates or involvement with pedophile activists also featured in right-wing and evangelical struggles against sex education in schools. Here, authoritarians claimed that sex education outside of the (cisheteronormative) bourgeois family was intended to normalize pedophilia and gain access to children and was planned and conducted by pedophile networks (Kämpf 2015). Here, as in 19th and early 20th century pedophilia discourse, the danger for children is imagined as coming from outside of the cisheteronormative family. In transantagonistic discourse, children and the family are again painted as threatened by a dangerous external influence: An allegedly internationally operating, powerful trans and/or queer ›lobby‹ with connections to the pharma industry is supposed to be endangering children and their bodily well-being. The idea that the family has wide-ranging parental rights over the body of its children – no matter what medical doctors or psychologists recommend – is merged with authoritarian

2 This text contains examples for the pedophilia/grooming associations with trans topics. I do disagree with its argument that transantagonistic mobilizations have replaced racist mobilizations against refugees, though.

skepticism towards sexology, trans health care, gender and queer studies (e.g. NIUS 2023). Here, authoritarian populists devalue traditional forms of knowledge production and operate in the mode of »post-truth politics« and disinformation, as Demirović describes it (Demirović 2018: 33–34). Contemporary transantagonists sometimes even spread rumors – often in the form of »just asking questions« – that the administration of puberty blockers to trans teens might be intended to satisfy the pedophilic desire to keep children childlike-looking for longer (e.g. Kelle 2023). The possibility of gender self-identification and bodily autonomy within the framework of trans health care measures is reinterpreted as a pedophilic conspiracy against children.

Noticeable in transantagonistic discourse is the postulation of a powerful opponent, and a trans or queer hegemony threatening the freedom of speech of anti-trans activists (e.g. Paul 2023; NIUS 2023) and concealing the true dangers of trans activism and medicine, which are allegedly ignored by the media, politicians and other feminist or left-wing activists. Following Demirović, this strategy allows authoritarians to position themselves as the truly oppressed, and at the same time implies a powerful queer conspiracy, which makes it almost impossible to successfully criticize or argue with authoritarians (Demirović 2018: 37–38). In this way, through transantagonistic discourse, authoritarians can stage themselves as endangered potential victims, taboo breakers and the only true defenders of cis women and children at the same time, frame every criticism or counter-speech as an attack, and thus immunize themselves against criticism.

Some of these instrumentalizations of child protection and pedophilia discourse with their claims of a powerful opponents use past left-wing, Green party or gay activist's positions regarding age of consent laws, misguided sexual positions regarding pedophilia, and past cooperations with pedophile activists to make their accusations more plausible and to bolster the claims of long-standing secret elite pedophile networks. They treat these past entanglements as present phenomena and completely ignore the – by now – numerous studies trying to come to terms with the past, and thus, again, at least implicitly make (current) mainstream cisheterosexual sexualized violence happening outside of left-wing and queer contexts invisible.

Associations with pedophilia are used to paint sex education, trans activism, SelfID laws, trans women, drag queens, queers and trans people etc. as threats, as dangers for children and the cisheteronormative family and the sex_gender order. With the conspiracy narrative of a queer/left-wing hegemony and powerful networks as mighty opponents, authoritarians not

only immunize themselves against critique, they're also creating a form of (self) empowerment towards violence, in which an amorphous ›we‹ has to ›fight back‹ against oppression to ›protect the children‹. Affect is turned into resentment and used for a discursive shift towards authoritarianism and violence.

Right wing conspiracy narratives, such as QAnon mentioned in the beginning, are quite obviously echoes of antisemitic ritual murder, but there are also more clearly intentional actualizations of NS mobilizations, as the German far-right has been using the NS »Kinderschänder« campaigns as a blueprint for quite some time (Kämpf 2015). The potential of the recent statistical_affective mobilization around trans topics has also been recognized in Schnellroda, headquarter of the new right think tank Institut für Staatspolitik. A recent public event there shows that they are actively using child protection rhetoric as a mobilization and empowerment tool. At their summer party in July 2023 a panel discussion moderated by Ellen Kositzka about the topic »Transgender«, featured Martin Lichtmesz/Semlitsch, an activist connected to the identitarian movement, Bettina Gruber, literary scholar and anti-feminist publicist, and Marc Jongen, AfD, member of Bundestag (IfS 2023). Their talk quickly moved from trans children and the alleged ›social contagion‹ of transitioning towards outright conspiracy narratives. Lichtmesz/Semlitsch proposed that transgender was an »elite thing«, supposedly propagated from »the very top«, and claimed that the rainbow flag was the new national emblem of the »globalist empire« – clearly an antisemitic trope (IfS 2023: 20:40). Marc Jongen confabulated about ›powerful opponents‹ fostering transhumanism and biotech via trans health care measures, which he claimed were a crime and mistreatment of children and youth (32:00). Interestingly, he explicitly declared the topic as a »good anchor point« for starting a new mass mobilization (34:20). When Kositzka asked Lichtmesz/Semlitsch if he had some »stricter« ideas to »end this« to offer than just appellation and education, he replied jokingly by asking her if she now worked for a state security agency (35:00) and after insisting that he'd rather not talk about his »fantasies«, warned that now that the topic had moved towards children, »people are slowly getting nervous...« (36:20).

While no explicit calls for violence were made, the conversation still makes it obvious, that the fascist right not only understands authoritarian populist strategizing, but also uses it itself as a tool of mass mobilization and (potential) incitement to violence – interpreted as self-defense against a powerful enemy.

2. Résumé

In current authoritarian populist dynamics, the discourses of child protection and pedophilia are used to create affinities with bourgeois fears and resentments, foster a discursive climate change (Strick 2021), push for more and more authoritarian measures, and lastly, make violence imaginable and thinkable, enable violent subjectivations and to incite violent practices.

What is supposed to be protected here are the cisheteronormative family with its patriarchal parental rights over children's bodies and the binary sex_gender order for which the figure of the malleable, groomable, impressionable and fragile child is used as a stand-in. This way, sex education, drag queens reading to children, trans activism and trans health care, Self-ID laws etc. can be interpreted as dangerous. Paired with the conspiracy narrative of queer, pedophile or trans networks and lobbies that reach far into the government or with the antisemitic tropes of ›globalist‹ or ›transhumanist elites‹ out to destroy the supposedly natural order, these motives paint a picture of a powerful threat that ›the people‹ need to defend themselves against at all costs.

While anti-gender/-trans/-queer campaigns instrumentalizing child-protection or pedophilia discourse are a transnational phenomenon, some specificities of German pedophilia discourse, such as older entanglements with pedophile activists or past debates about the abolition of age of consent laws in the Green Party, are used to lend credibility to the narrative of a powerful enemy with connections reaching far into the government. Within fascist and new right contexts, the NS ›Kinderschänder‹ campaign seems to be used as a blueprint for current mobilizations.

As Alex Demirović elucidates, authoritarian populism uses its mobilizations to shift official state politics towards authoritarianism and merges nationalist conservative with fascist actions (Demirović 2018: 40–41). The statistical_affective assemblage mobilizing around the new German SelfID law that was supposed to finally replace the old so-called ›Transsexuellengesetz‹, has already led to somewhat of a discursive climate change and has found its way into state legislation processes. In May, federal Family Minister Lisa Paus (Green Party) and Minister of Justice Marco Buschmann (FDP) presented a draft for the new law that featured concessions towards transantagonistic talking points, such as the right of business owners to discriminate against trans people (Queer.de 11.08.2023; Bouvar 2023). On the other hand, the mobilization against the drag queen story hour in Munich was not exclusively a success for authoritarians. While the social media shitstorm lasted for months

and featured – before for a long time almost unspeakable – accusations against queers, the mobilization to the rally itself was less successful and the right-wing rally was drastically outnumbered by a queer counter-protest.

Yet another statistical_affective assemblage that mobilized around migration and crime should serve as a warning and a call to action, though. In recent years, racist mobilizations have indeed found their way into official state politics: Current migration and asylum politics and legislation go hand in hand with a racialization of criminality and are conducted by a social democrat ministry of the interior that initiates increasingly authoritarian measures – to way too little protest.

Works cited

- APA (American Psychiatric Association): »Diagnosis Code 302.2 Pedophilia.« In DSM-4 – Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders. Washington, D. C.: American Psychiatric Association, 1994.
- Apin, N.; Füller, C.; Geisler, A. »Der pädosexuelle Kollege: Die hässliche Seite des netten Didi.« taz – die tageszeitung (19.02.2011). [www.taz.de/Der-paedosexuelle-Kollege/!](http://www.taz.de/Der-paedosexuelle-Kollege/)66135/12.5.2013.
- Ayyadi, Kira. »Neuer gemeinsamer Nenner? Hass auf trans Frauen.« Belltower (02.06.2022). <https://www.belltower.news/rechtsalternativer-hass-neuer-gemeinsamer-nenner-hass-aus-trans-frauen-132351/>. 08.08.2023
- Baader, Meike Sophia. »Pedo-Sexuality: An Especially German History.« WSQ: Women's Studies Quarterly 43/1-2 (2015), 315–322.
- Baader, Meike S., Carolin Oppermann, Schröder, Julia, and Wolfgang Schröder. Ergebnisbericht »Helmut Kentlers Wirken in der Berliner Kinder- und Jugendhilfe«. Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim, 2020.
- Beljan, Magdalena. Rosa Zeiten? Eine Geschichte der Subjektivierung männlicher Homosexualität in den 1970er und 1980er Jahren der BRD. Bielefeld: transcript, 2014.
- Bosold, Birgit. »Pädokomplex. Die Sexualisierung von Gewalt und die Gewalt der Sexualisierung. Schwule, Lesben und die »Pädo-Frage«.« In: Sexualtechnische Konsumobjekte und Metamorphosen moderner Sexualitäten. Praktiken, Beziehungsformen, Identitäten, Sozialverhältnisse. Eds. Heim, Tino, and Dominik Schrage. Wiesbaden: Springer, 2023, 477–506.

- Bouvar, Mine Pleasure. »Selbstbetrug statt Selbstbestimmung.« analyse & kritik 694 (2023). <https://www.akweb.de/politik/selbstbestimmungsgesetz-sbgg-tsg-trans-inter-personen-kritik/> 24.08.2023.
- Brock, Maria. »The Necropolitics of Russia's Traditional Family Values.« *Lambda Nordica* 27(3-4) (2022), 173–178.
- Castañeda, Claudia. *Figurations. Child, Bodies, Worlds*. Durham/London: Duke University Press, 2002.
- Chenier, Elise. *Strangers in our Midst. Sexual Deviancy in Postwar Ontario*. Toronto/Buffalo/London: University of Toronto Press, 2008.
- Chenier, Elise. »The Natural Order of Disorder: Pedophilia, Stranger Danger and the Normalising Family.« *Sexuality & Culture* 16/2 (2012), 172–186.
- Dannecker, Martin. »Die verspätete Empirie. Anmerkungen zu den Anfängen der Deutschen Gesellschaft für Sexualeforschung.« *Zeitschrift für Sexualeforschung* 14/2 (2001), 166–180.
- Demirović, Alex. »Autoritärer Populismus als neoliberale Krisenbewältigungsstrategie.« *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 190, 48:1 (2018), 27–42.
- Eitler, Pascal. »Die ›sexuelle Revolution‹ – Körperpolitik um 1968.« In: 1968. *Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*. Eds. Klimke, Martin, and Joachim Scharloth. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2007, 235–246.
- Foucault, Michel. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1983.
- Friedrichs, Jan-Henrik. »Verbrechen ohne Opfer? Die ›Pädophiliedebatte‹ der 1970er Jahre in Sozialwissenschaft und Schwulenbewegung aus machtheoretischer Perspektive.« In: *Jahrbuch Sexualitäten 2021*. Eds. Babenhauserheide, Melanie, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen, and Benedikt Wolf. Göttingen: Wallstein, 2021, 62–84.
- Gill-Peterson, J. »The Racial Plasticity of Gender and the Child.« In: *Id. Histories of the Transgender Child*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 2018, 35–58.
- Graff, Agnieszka, and Elżbieta Korolczuk. *Anti-Gender Politics in the Populist Moment*. New York: Routledge, 2022.
- Hall, Stuart. »Authoritarian Populism: A Reply to Jessop et al.«, *New Left Review* I (May/June 1985), 115–124.
- Hax, Iris, and Sven Reiß. *Vorstudie. Programmatik und Wirken pädosexueller Netzwerke in Berlin – eine Recherche, Geschichten, die zählen*. Berlin: Un-

- abhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs, 2021.
- Herzog, Dagmar: Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München: Siedler, 2005.
- Hommen, Tanja: Sittlichkeitsverbrechen. Sexuelle Gewalt im Kaiserreich. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1999.
- Huber, Martin. Tweet. (03.05.2023) <https://twitter.com/MartinHuberCSU/status/1653757511336427521>, <https://archive.is/SUVji> 10.08.2023.
- Hunt, Alan. Assemblages of moral politics: yesterday and Today. In: The Ashgate Research Companion to Moral Panics. Ed. Krinsky, Charles. Surrey/Burlington: Ashgate 2013, 55–66
- ICD 10 GM/Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information. »F65.4: Pädophilie.« ICD-10-GM Version 2019, <https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2019/block-f60-f69.htm> 11.11.2019.
- IfS/Institut für Staatspolitik. »Transgender« Podium mit Bettina Gruber, Marc Jongen & Martin Lichtmesz, moderiert von Ellen Kositzka«. Kanal Schnellroda (2023). <https://web.archive.org/web/20230813200047/https://www.youtube.com/watch?v=ELOJvUF56tw> 15.08.2023
- Institut für Demokratieforschung Georg-August-Universität Göttingen. Abschlussbericht zum Forschungsprojekt. Umfang, Kontext und Auswirkungen pädophiler Forderungen innerhalb des Deutschen Kinderschutzbundes. Zusammenfassende Analyse der Bedingungsfaktoren sexuellen Missbrauchs, diskursiver Anschlussstellen und institutioneller Schwachstellen aus historischer Perspektive. Göttingen: Göttinger Institut für Demokratieforschung, 2015.
- Institut für Demokratieforschung Georg-August-Universität Göttingen. Abschlussbericht zu dem Forschungsprojekt »Die Unterstützung pädosexueller bzw. päderastischer Interessen durch die Berliner Senatsverwaltung«. Am Beispiel eines »Experiments« von Helmut Kentler und der »Adressenliste zur schwulen, lesbischen & pädophilen Emanzipation«. Studie im Auftrag der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft. Göttingen: Göttinger Institut für Demokratieforschung, 2016.
- Karliczek, Kari-Maria, Schaffranke, Dorte, and Victoria Schwenzer. Der Diskurs um Pädophilie/Pädosexualität im Bundesverband pro familia in den 1970er bis 1990er-Jahren. Studie zur Unterstützung der Selbstaufklärung des Bundesverbands der pro familia. Berlin: Camino, 2016

- Kämpf, Katrin M. »Eine ›Büchse der Pandora‹? Die Anrufung der Kategorie Pädophilie in aktuellen antifeministischen/antiqueeren Krisen-Diskursen.« In: (Anti-)Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Eds. Hark, Sabine and Paula-Irene Villa. Bielefeld: transcript 2015, 109–127.
- Kämpf, Katrin M. »Das P-Wort. Pädophilie als Grenzfigur sexueller Normalisierung und historiografische Leerstelle.« In: Queer/Gender/Historiographie. Aktuelle Tendenzen und Projekte. Eds. Finzsch, Norbert, and Marcus Velke. Berlin/Münster: LIT Verlag, 2016, 379–405.
- Kämpf, Katrin M. Pädophilie. Eine Diskursgeschichte. Bielefeld: transcript, 2022.
- Kelle, Birgit. »Die Rückkehr der Pädophilien.« AchGut.com (10.10.2022). <https://archive.is/XD3Uj> 15.08.2023.
- Kössler, Till. »QAnon, Kinderschändung und die Geschichte des Kinderschutzes.« Geschichte der Gegenwart (02.05.2021), <https://geschichtedergewenwart.ch/qanon-kinderschaendung-und-die-geschichte-des-kinderschutzes/09.05.2021>.
- Krafft-Ebing, Richard Freiherr von. »Ueber Unzucht mit Kindern oder Pädophilie erotica.« Friedreich's Blätter für gerichtliche Medicin und Sanitätspolizei 47 (1896), 261–283.
- Leschzyk, Dinah K. Antiqueere Rhetorik. Wie die Bolsonaros in Brasilien ein Feindbild LGBTIQ* konstruieren. Frankfurt/New York: Campus, 2022.
- Lorey, Isabell. »Martial masculinity and authoritarian populism«, Verso (04/2022). <https://www.versobooks.com/en-gb/blogs/news/5318-martial-masculinity-and-authoritarian-populism> 30.07.2023.
- McRobbie, Angela, and Sarah L. Thornton. »Rethinking ›Moral Panic‹ for Multi-Mediated Social Worlds.« The British Journal of Sociology 46/4 (1995), 559–574.
- Nentwig, Teresa. Bericht zum Forschungsprojekt: Helmut Kentler und die Universität Hannover. Hannover: Leibniz Universität Hannover, 2019.
- NIUS. »Trans ist Trend: Wie eine Ideologie unser Land verändert.« NIUS (08.07.2023) <https://web.archive.org/web/20230715105101/https://www.youtube.com/watch?v=ycHapO5mO8E> 15.08.2023.
- Paul, Jens Peter. »Frauen wehren sich gegen Hass und Hetze.« Cicero (22.01.2023). <https://archive.is/Lm3wV> 15.08.2023.
- Queer.de. »Aiwanger: Drag-Lesung ist Gefährdung des Kindeswohls.« Queer.de (06.05.2023), https://www.queer.de/detail.php?article_id=45487 10.08.2023.

- Queer.de. »Text des Selbstbestimmungsgesetzes jetzt öffentlich einsehbar.« Queer.de (09.05.2023). https://www.queer.de/detail.php?article_id=45518 11.08.2023.
- Queer.de. »Ganz München hasst die AfD«: Demo gegen Hetze bei Drag-Lesung.« Queer.de (14.06.2023). https://www.queer.de/detail.php?article_id=45932 15.08.2023.
- Queer.de. »AfD-Politiker diffamiert queere Menschen als ›staatlich geduldete Kinderf***er«.« Queer.de (09.08.2023). https://www.queer.de/detail.php?article_id=46576 15.08.2023.
- Ramme, Jennifer. »LGBT-freie Zonen« und der Weg zur Institutionalisierung von Homophobie in Polen.« *Femina Politica* 2 (2020), 90–99.
- Schulze, Micha. »Volksverhetzung: Anzeige gegen AfD gestellt.« https://www.queer.de/detail.php?article_id=45887. 10.06.2023.
- Strick, Simon. *Rechte Gefühle. Affekte und Strategien des digitalen Faschismus*. Bielefeld: transcript, 2021.
- Walter, Franz, Klecha, Stephan, and Alexander Hensel (Eds.). *Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015.
- Wildt, Michael. *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939*. Hamburg: Hamburger Edition, 2007.
- Wildt, Michael. *Die Ambivalenz des Volkes. Der Nationalsozialismus als Gesellschaftsgeschichte*. Berlin: Suhrkamp 2019.

Challenging the Binary

Gender, Fraud, and the Complexities of Categorization in Elite Sports

Dennis Krämer, Cleo Schyvinck

Abstract *The organization of elite sport is based on the principle that athletes come in two genders: male or female. To ensure disjunctive segregation and prevent participation in the wrong category, all athletes, including intersex/DSD, non-binary, and transgender individuals, are assigned to one of these categories. Since the 1930s, sports governing bodies have relied on medico-scientific criteria and various measuring instruments to assess whether an athlete is eligible to compete in the female category. In recent years, this procedure has become a political issue and source of conflict for intersex/DSD and transgender athletes as well as human rights activists. Athletes and activists argue that within the system of elite sport, intersex/DSD and transgender athletes are treated as illegitimate competitors, gender frauds, a threat to women's sports, and an issue in need of medical fixing. In this paper, we use the example of professional athletics to show how gender and fraud are linked and how the binary distinction is secured through medical practices. We demonstrate that the criteria used to differentiate between women's and men's sports discriminate other genders and raise various social concerns.*

Keywords *Gender; Fraud; Sport; Human Rights; Integrity; Intersex; Transgender*

1. Balancing Sports Interests and Gender Discrimination

The gender eligibility regulations recently published by sports federations such as World Athletics and World Aquatics give cause for reflection. Their stated concern is to protect the integrity of elite sports by ensuring a clear gender di-

vision based on biological criteria such as testosterone levels. In the history of athletics, calls for clear gender segregation first appeared in the early 20th century and were aimed at keeping men in disguise, labeled as gender frauds, out of the female category (Krämer 2020; Pieper 2016; Erikainen 2017; Heggie 2010). Their concern was based on the fact that some male athletes intended to gain an unfair advantage due to their superior physiology and therefore tried to compete in the female category, with bound breasts and long hair. It became clear that looking back, frequently, intersex/DSD and transgender athletes, rather than men in disguise, were accused of gender fraud, as their existence was often unknown to sports federations, the public, and medical professionals.

The link between gender and fraud established for this purpose was essentially based on two naturalistic assumptions: First, that there are only two genders and that all others – non-binary, intersex/DSD¹, transgender athletes – are merely disguises to be exposed; and second, that it is men who seek to profit from their physical superiority and therefore gain illegitimate access to the female category. This view on gender has changed fundamentally over time. In recent years, the world governing bodies of athletics have faced the challenge of breaking away from the traditional concept of gender and fraud. This is prompted by various social developments not limited to sports alone: Since the 1990s, the proliferation of digital communication has created opportunities to gain a more comprehensive understanding of sex and gender, to provide insight into the complex dimensions of gender development, and to out one's gender identity in a protected space. Many intersex/DSD and transgender people, who, for a long time, considered themselves exceptional cases and were exclusively informed about their gender identity by medical experts, have now come into contact with others who have had similar life and medical treatment experiences. This process led to destigmatization and increased public awareness of the existential problems that intersex/DSD and transgender individuals could experience living outside the binary gender norm (Krämer 2022). In response, several countries have introduced legal safeguards; more than 20 have now established an official third gender (including Germany, Argentina, Uruguay, Bangladesh, and India). In the U.S., there are currently 17 states with these safeguards in place (MAP 2023). In addition, numerous states have moved to allow individuals to self-determine

1 DSD is the medical abbreviation for differences in sex development.

their gender, as is currently planned in Germany for 2025 with the »Self-Determination Act« (»Selbstbestimmungsgesetz«).

These developments have been joined by explosive cases from sports, which, beginning with the case of Spanish athlete Maria Martínez-Patiño in the 1980s, have pointed to the problematic connection between sex, gender and fraud (Martínez-Patiño et al. 2016; Harper et al. 2018). Criticized have been both the medical sex verification performed to realize a binary distinction and the one-sided problematization of women's sports and women's bodies. Recent cases in sports, such as those of South African Caster Semenya, Ugandan Annet Negesa, and Zambian Barbra Banda, have also been accompanied by postcolonial critiques arguing that accusations of gender fraud primarily affect female athletes from African countries and perpetuate a cultural ideal of the Western female body under the guise of scientific practice (Cooky et al. 2013; Orgeret 2016).

The current guidelines of the sports federations are primarily aimed at regulating the bodies of athletes who show variants in their sex (intersex/DSD) or transgressions in their sex according to their actual gender identity (transgender). However, even though it is no longer about revealing men in disguise, certain body features are still classified as genuinely male attributes and disruptive factors in elite sports. Against this background, sports organizations are no longer concerned with avoiding men in women's sports to ensure fairer and more meaningful competition. Instead, it is about a specific evaluation of physical suitability regulated by biological criteria such as genitals, chromosomes, and testosterone levels. Hence, over the span of the last century, sports organizations have established various methods, such as laboratory testing, to measure these sex characteristics. Even though these measures aim to realize fair competition through a binary distinction, they may conflict with the principles of elite sports as an international and inclusive social sphere.

This commentary seeks to raise awareness of the link between gender and fraud, and illustrate that the measures envisaged to prevent gender fraud in elite sports can be fraught with serious problems. To this end, we will first examine the concept of fraud and the importance of avoiding fraud in sports. We will then describe the contextual conditions under which certain gender developments are considered frauds. The third part highlights a tension between gender and fraud and illustrates that regulatory methods such as testosterone-lowering therapies are serious intrusions into athletes' physical and personal integrity. The paper concludes with suggestions for a more nuanced look at gender inclusion and integrity.

2. Discourse on Fraud in Sports

While the relationship between gender and fraud in sports has received little attention to date, a broad international discourse exists on the function and prevention of fraud. In order to prevent fraud in sports, the sector has delineated strict rules and regulations. For example, the Council of Europe developed the Convention on the Manipulation of Sports Competitions (Council of Europe Convention 2014a), better known as the Macolin Convention, to prevent sports fraud. The convention defines the concept of manipulation of sports competitions as follows:

an intentional arrangement, act or omission aimed at an improper (= contrary to criminal or disciplinary law) alteration of the result or the course of a sports competition in order to remove all or part of the unpredictable nature of the sports mentioned above the competition to obtain an undue advantage for oneself or others.

Although straightforward on paper, specific sports fraud incidents are not easy to detect and label as fraud. In order to avoid gender fraud, for example, medico-scientific rules and measuring instruments have been developed to categorize persons in clear gender categories. However, defining and labeling fraud must go beyond looking at the individual. Fraud must be studied from a micro or individual level, the meso or organizational level, and the macro or institutional level. Both in academic and public discourse, there is a focus on micro-level explanations for fraud at the cost of meso- and macro-level understanding of processes that facilitate or prevent fraud (Numerato and Baglioni 2012). Sports studies target individuals (i.e., bad apples) and on-the-field activities rather than dealing with off-the-field systems, structures, and the role of sports governing bodies (i.e., wrong bosses) that influence fraud in sports (Souvenir et al. 2023).

Indeed, fraud does not happen in isolation, and individual athletes are always, at least to some extent, part of a social organization and system. Some structural and cultural elements in sports organizations create fraud vulnerabilities. For example, the long-lasting history of doping in cycling can be attributed to the sport's financial instability, prize-sharing systems, and peer pressure (Van Reeth and Larson 2016). Systemic explanations for fraud originate in sociology, political and economic sciences. As such, the manifestation

of gender fraud within a particular society will always relate to a country's politics, laws, economy, and socio-cultural context.

The growing professionalization and commercialization of the sports sector are, to some extent, enlarging its fraud vulnerability and other risks for integrity violations (Kihl et al., 2018). Increasingly, sport is becoming an industry rather than a participatory health activity that can help combat social exclusion and promote social inclusion (Coalter 2017). Gammelsaeter (2021) argues that too many scholars and practitioners have elevated the externalities of sports to the center while largely neglecting sport's unique character to impact people and societies positively. Within our neoliberal cultures, sport is renowned for delivering large amounts of money from performing, organizing, broadcasting, and broking (Newman 2014). In this external market orientation, money develops the power to »win at any price,« even if that incurs undermining morals and values. To that end, sports governing bodies have repeatedly tried to draw a line between men and women to uphold a gender-segregated sporting paradigm, especially answering commercialization rather than communization needs.

Rules and regulations regarding gender mainly follow institutionalized forms of rule (e.g., deciding on one alternative because it »has always been done this way«) based on historical and legal ruling patterns (Rubinstein and Maravić 2010). However, relating to binary gender categorization, this causes normative tensions at the governance level. Decisions made by institutionalized rules may be justified from a legal and commercial perspective but may have become opaque from a broader moral and human rights perspective. Along similar lines, Gardiner et al. (2016) propose a shift from a narrow notion of behavioral integrity to a broader value-based moral integrity. Installing rules, ethical codes, or diversity policies that aid behavioral integrity is insufficient because they do not necessarily connect to governance. The criteria for assessing an incident as gender fraud, therefore, should refer not only to laws, codes, or behaviors but also moral boundaries.

The fact that sport governing bodies set their own rules and self-organize their disciplinary structures leaves athletes vulnerable (Patel 2021). Courts dealing with legal inquiries on human rights violations are often reluctant to intervene in sports matters, instead deferring to the sport's disciplinary bodies and systems. In its self-regulatory private sphere, sport falls outside the scope of government control, allowing them to operate under its own system of virtues, sometimes inconsistent with societal or legal realities. The sports industry, keen on accumulating revenue, benefits from maintaining

binary categories. Left behind are the athletes whose health (e.g., marathons in Doha), mental health (e.g., extreme pressure abuse in gymnastics), and human rights (e.g., gender violations) are put at risk.

3. Discourse on Gender Frauds

Concerning the topic, the question arises of how sex and gender variants/transgressions are systematically avoided in sports, how these avoidance strategies change historically, and how they are morally justified. In order to maintain the binary structures, sports federations such as World Athletics act as »gatekeepers« (Henne 2014: 799), defining physiological criteria for participation in women's sports. Specifically, sex testing, as conducted in areas such as professional athletics, can be divided into formalizing, naturalizing, and moralizing practices of classification.

3.1 Formalizing Practice of Classification

The first sex tests were conducted during the twenty-year interwar period between 1919 and 1939 under the supervision of national sports federations. A prominent example of an athlete who was exposed as a gender fraud during this period is German high jumper Dora Ratjen, who was arrested by the police after her world record victory at the 1938 World Athletics Championships in Vienna (Krämer 2020; Bahro 2009; Heggie 2010). Her story is preceded by other cases of intersex/DSD and transgender athletes, such as Stella Walsh or Zdenka Koubkova, who, as in the case of Stella Walsh, were either identified as intersex/DSD posthumously or, as in the case of Zdenka Koubkova, transitioned during her lifetime and continued to live as a man (Zdeněk Koubek).

After World War II's end, genital examination was first transformed into a mandatory testing procedure at the 1946 London Women's World Games. Athletes who intended to compete in women's sports had to bring a certificate of femininity based on a gynecological examination before participation. This changed due to the geopolitical situation in the postwar period. During the Cold War, a narrative emerged in the West that Soviet sports federations were systematically doping their athletes and introducing men in disguise into women's sports at international sporting events (Wagg and Andrews 2007). In response, the IOC and IAAF established medical commissions that introduced doping and sex tests as a first step of action. The latter was designed to re-

quire women to undergo genital examinations on-site. Since then, their essential tasks have been establishing physical requirements in regularly adopted »gender policies«. Furthermore, a historical peculiarity is currently emerging in the gender policies of sports federations. While the IOC, in the recently published »IOC Framework on Fairness, Inclusion, and Non-Discrimination,« for the first time in the history of sports, publicly positioned itself in favor of the inclusion of intersex/DSD and transgender athletes, other sports federations such as the World Athletics or World Aquatics adhere to the practice of sex testing.

For instance, according to the World Athletics Federation's Gender Policy published in March 2023, intersex/DSD athletes with certain medical conditions such as partial androgen insensitivity syndrome or 5α -reductase type 2 are classified as »relevant athletes« and excluded from all disciplines at international sporting events unless they meet expected testosterone limits. For transgender individuals, there is the added restriction that athletes competing in the women's category must not have gone through male puberty or have only brief male puberty. In the case of intersex/DSD athletes, those whose bodies have endogenous testosterone levels classified as above average (endogenous testosterone) are excluded, which is medically referred to as »hyperandrogenism.« If intersex/DSD athletes nevertheless intend to compete, they must meet three criteria:

- be recognized at law (for example, in a birth certificate or passport) either as female or as intersex;
- have continuously maintained the concentration of testosterone in their serum below 2.5 nmol/L for at least 24 months;
- and continue to maintain the concentration of testosterone in their serum below 2.5 nmol/L at all times (i.e., whether they compete or are out of competition) for so long as they wish to retain eligibility to compete in the female classification at World Rankings Competitions and to have recognized any World Record performance in the female classification at a competition that is not a World Rankings Competition (World Athletics 2023).

The rationale for this is that in these disciplines, the influence of testosterone on athletic performance is considered significant (Bermon and Garnier, 2017). The criteria listed in the current regulations of the World Athletics aim to maintain the binary boundary between the male and female category through spe-

cific requirements such as testosterone values or legal registration of gender. At the same time, it does not provide any information on how to reduce testosterone levels. Nor do they say anything about dealing with other individuals like cisgender athletes who develop a male or female gender identity according to their male or female body.

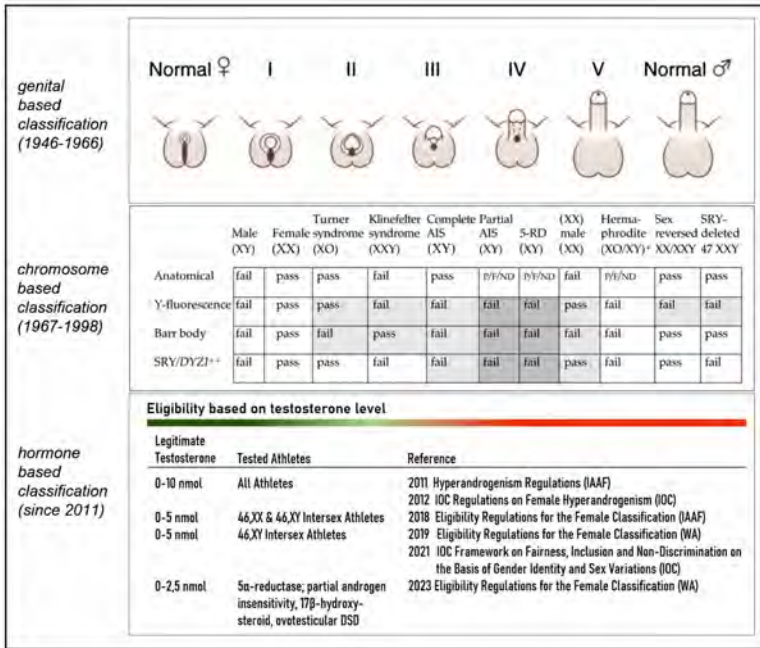
Medically, two procedures are conceivable for lowering testosterone levels: contraceptive treatment with anti-androgens or gonadectomy, i.e., surgical removal of the testosterone-producing gonads. Athletes, activists, and scholars have repeatedly pointed out that both forms of treatment are profound interventions in athletes' physical and psychological well-being that cannot be reconciled with the fundamental idea of modern sport as a non-discriminating inclusive sphere (Blithe and Hanchey 2015). Interference with athletes' natural hormonal balance impacts the self and body perception and can affect libido, fertility, and metabolism. Moreover, body-centered policies tempt us to view a binary gender divide solely regarding physical disposition, bypassing reflection on sports structures. To make matters worse, the proposed interventions in athletes' bodies conflict with international law, such as the EU Charter's Right of the Dignity of the Human Person. In these, the inviolability of one's social and physical integrity is a high human right, which sports federations undermine with a purely binary negotiated fair play principle.

It is also problematic that measurement of sex characteristics, such as testosterone values is not a reliable criterion, since the values determined can vary with age and may depend on the time of day and daily form. Moreover, the scientific representativeness used to justify the boundary between women's and men's sports is highly questionable since the varying values, consistently taken further, also lead to performance distortions in men's sports; here, norm values would also have to be evaluated as inclusion and exclusion criteria (Knox et al. 2019).

3.2 Naturalizing Practice of Classification

In addition, the compulsion to categorize bodies in binary terms implies that other genders and bodies remain invisible. This aspect becomes particularly significant when one illustrates the variability that genitalia, chromosomes, and hormones can indicate in cases of intersex/DSD. Figure 1 provides an overview of the dominant classification practices that have prevailed since the 1930s and distinguishes between three paradigms of binary segregation (Krämer 2023).

Figure 1: Paradigms of Gender Classification (Krämer/Schyvinck)



(1) **Genital-based classification** Genital-based classification dominated gender segregation in professional athletics from 1946 to 1966, based on the notion that gender assignment could be made based on two different types of external genitalia. Endocrinologist Andrea Prader translated this approach into an official taxonomy in the mid-20th century called the »Prader Scale,« which played an essential role in treating intersex/DSD children in the second half of the 20th century (Prader 1957). The mandatory genital-based classification was first performed on-site at the British Commonwealth Games and the European Athletics Championships in Budapest in 1966. Athletes who intended to participate in the women's category had to undergo a genital examination prior to the tournament. Due to the fundamentally cross-border nature of this procedure and the different cultural and religious shame attached to nudity, some of the athletes described the treatment as »invasive, embarrassing, and inappropriate [...] nude parades« (Blithe and Hanchey 2015: 494).

(2) Chromosome-based classification In response to massive criticism, mandatory genital-based sex testing was replaced as early as 1967 by chromosome-based classification. For this purpose, a tissue sample was taken from the athletes before the tournament by oral mucosal swab and then examined regarding the chromosome combination in the laboratory. Figure 1 shows a distinction between different test forms performed in the 1967 to 1998 period. Notably, the eligibility of intersex/DSD athletes depended less on the actual chromosome combination than primarily on which test was performed and which syndrome could be identified with that particular test. For example, during this time, intersex/DSD athletes with Klinefelter syndrome (XXY-Karyotype) could be excluded from three tests while passing the Barr-Body-Test due to the second X chromosome.

(3) Hormone-based classification Hormone-based classification indicates the current medical authority of testosterone in binary gender segregation. Establishing a tolerance range for testosterone levels is at the heart of the policies published in 2011. Against this backdrop, figure 1 points out three essential aspects: the high number of updated guidelines in the relatively short period of twelve years; the tightening of the tolerance range from initially 10 to 2,5 nmol/l testosterone; and the restriction of disqualified athletes from formerly »All athletes« (2011) and »46, XY Intersex Athletes« (2019) to specific medical conditions such as partial androgen insensitivity syndrome or 5 α -reductase.

This historical development shows that assumptions about sex and gender as well as ideas about fairness and fraud reflect contingent notions. Although on the surface a binary gender segregation has been maintained at all times. Under the surface it becomes apparent that the way in which this binary distinction is secured is subject to continuous change. Whereas genital inspection was still all about judging men's participation in women's sports as fraud and preventing it through visual inspection, chromosome testing moved to distinguish between the sexes through more discrete practice and, to this end, viewing internal sexual characteristics as indications of actual affiliation. The importance of testosterone levels has, for some years, represented a way of thinking that sees gender fraud not just as crossing a boundary but as a phenomenon that can be fundamentally regulated: bodies that can be appropriately modified for participation in sports and thus brought into shape by medication.

3.3 Moralizing Practice of Classification

The basic idea behind the gender separation is to guarantee a fair, exciting and more media-effective competition. A sporting event would be unattractive for competitors and the audience if it were always evident in advance who would win the next race or boxing match. At the same time, a paradox emerges in this claim: On the one hand, gender segregation aims to guarantee equal opportunities by measuring permissible gender characteristics; on the other hand, the distinction between legitimate and illegitimate predispositions is highly selective. Furthermore, sex testing is not only about the objective segregation of biological bodies; it also implicitly relies on the assumption of a legitimate or illegitimate physiological predisposition that must be avoided.

When looking at current policies in athletics that recognize a problem in the testosterone value, the question arises as to why the sports federations classify this as illegitimate. Why is this not regarded as a biological predisposition distinguishing athletes and enabling them to perform exceptionally well?

In Semenya's case, it could also be argued that her hyperandrogenic nature enables her to excel in middle-distance running but not to win gold medals in other disciplines such as ballet dancing or synchronized swimming. However, other biological features can represent influential but unquestioningly tolerated advantage factors: age, height, leg length, hemoglobin level, or country of origin. Similarly, in the case of other athletes, their outstanding performances owe as much to their fantastic bodies. Examples include the widespread high growth in elite basketball players, known in medical discourse as »macrosomy«, or Usain Bolt's long muscular legs, that enable peak performance in short-distance running. The suspicion therefore arises that sex testing is not per se about the prevention of fraud or unfair advantages, but about lending credibility to sport by suggesting to athletes and the public that only the best athletes will prevail under conditions of officially secured gender homogeneity.

4. Critical Points

In a binary system that differentiates women and men based on changing biological characteristics, intersex/DSD and transgender athletes can only appear as illegitimate participants or as in need of medical treatment. Furthermore, the sex tests described above are by no means neutral practices but rather

modes of categorization that can cause great harm. Although sports federations now take a position against serious procedures such as gonadectomy, it remains difficult to say whether such procedures are not being performed outside of sports. This raises questions about the morally correct treatment of gender in sports at various levels:

- Thus, obtaining the ability to participate by lowering testosterone levels with medication represents a severe interference with the physical integrity of athletes, which is difficult to justify with the requirements of an inclusive system such as sport. Transgender and intersex/DSD individuals are part of a vulnerable group who, often since childhood, feel they do not belong and face social exclusion and hostility (Garfinkel 1967; Holm 2017). For many of them, coming out is associated with great overcoming. Many never come out. By adhering to a binary system and conforming bodies, sports systematically contribute to the hetero-normalization and normalization of bi-sexuality. Continuing to label variations and transgressions of sex and gender as »abnormal, unnatural, or deviant« (Linghede 2018: 571) and »in need of treatment or fixing« (Holmes 2009: 3), intersex/DSD and transgender athletes remain invisible in the sphere of elite sports or appear as problems that must be stripped of their otherness in order to compete.
- In addition, top-level sport is a sphere that enjoys excellent media and public attention. For example, Wonkam et al. (2010) state that testosterone levels, chromosome sets, or the appearance of sexual organs are susceptible information about which the individuals concerned, but not the public, should be informed. Cases such as those of Maria Martínez-Patiño, Caster Semenya, or Lia Thomas make it clear that the public knew extensively about the physical and mental development of the athletes and that a specific idea of fraud and fairness was transported medially.
- Besides, organized elite sports only keep up with developments from other areas of society to a limited extent and uncouple themselves from those developments. While there is an international trend in fields such as medicine or law to give more weight to a person's self-determined gender assignment than on external determinations (e.g., by parents, therapists, or medical experts), sport is still characterized by the opposite prioritization of assigning athletes to fixed places in a binary system.
- Finally, there is also an ongoing *race* debate. White female athletes are rarely at the center of attention as they are visually more conformed to

Western femininity ideals (Camporesi 2018). While Eastern European women used to be under scrutiny, more recently, women of color have been disproportionately investigated. Suspicion-targeted testing is based on appearance and success, discriminating against women other than the default cis-gendered, white women in sports.

5. Towards a Solution

Remarkably, little effort is being made to formulate solutions to this complex problem. Scientists react to each other's proposals by either supporting or rejecting them. The history of sex testing and the one-sided fixation on bodies being evaluated and regulated has not led to any noticeable improvement in the current situation in elite sports but has triggered new debates on discrimination. Finding a solution that satisfies all parties equally is almost impossible. However, various criteria that could lead to a noticeable improvement in the current situation can be pointed out. An adequate solution can only succeed if the organization of sports takes note of acute social developments and respects the existential needs of people.

Like Shaw and Frisby (2006) and Knoppers (2015), we draw from post-structural theory and present three pathways for creating an ordinary playground. This theory questions the logic (and the normalized practices bound to them) to create space for developing new meanings to guide the implementation of alternative policies and practices (Fletcher 1999). Rather than taking a remedial approach, we suggest processes that might underpin change. This may include but is not limited to (1) the use of critical performativity (Spicer et al. 2009), (2) taking a bifocal approach (De Vries and Van den Brink 2016), and (3) applying third space (Forgasz et al. 2018).

(1) Critical performativity Performativity refers to the performative acts that are embedded in speech. According to Butler, »performative acts are forms of authoritative speech; most performatives, for instance, are statements that, in the uttering, also perform a certain action and exercise a binding power« (Butler 1993: 225). Critical performativity entails an attempt to question, challenge and re-imagine the performative acts of gender in sports. It starts with asking critical questions to uncover underlying assumptions, for example, about the need for a clear division of sport into male and female categories. In that re-

gard, performative acts label women with sex and gender variants/transgressions as problematic and suggest that their bodies need fixing. Policies are developed to address a (biological) problem that is, at least to some extent, socially constructed and, as we showed above, subject to discursive change. Luckily, this also means we could approach gender as an opportunity rather than a problem. This requires a broader set of voices to be heard, not the least those of the athletes, fostering more dialogue and empathy among the stakeholders involved. Sports managers and academics alike could look at better balancing sports performance and personal development/well-being and develop policies and practices that prioritize the holistic development of athletes. They could also critically examine how the commercial logic and profit-seeking of sponsors, media, broadcasters, and the like are part of the systemic bias (and therefore also of the solution).

(2) A bifocal approach Frequently, transformative interventions in gender management are focused on fixing things. Such approaches have limited effect as they aim to increase women's inclusion in sports without unsettling the masculine, white, elitist, heteronormative assumptions that underlie sport governance (Ely and Meyerson 2000). The bifocal approach is a feminist intervention strategy focusing on individual development and organizational change. It acknowledges the critical role of developing individuals' gender insight and change agency to bring about organizational change. Moreover, the bifocal approach envisions a step-by-step journey rather than abrupt transformations. It starts with acknowledging that the organization, the athletes, and the intervention are primarily positioned within a traditional gender ideology. This is an important starting point for moving from a traditional binary gender discourse (where we are) towards a transformative discourse (where we want to go) that must acknowledge the increasing fluidity of gender. The bifocal approach has four fundamental design principles (De Vries and Van den Brink 2016):

- It involves abandoning the idea of radical interventions while at the same time being guided by the need for transformative change.
- It proposes to begin by depicting underlying assumptions and build knowledge from there.
- It suggests focusing on creating a movement toward the transformative. This means engaging with many stakeholders in building gender insight and capacity to act for change.

- It opts to maintain a focus on both individual development and organizational change.

Compared to transformative interventions (e.g., gender quota) that have failed in sports, bifocal approaches are less confrontational, have more engaged insiders, a larger group of participants, and a longer timeframe. This allows to do the transformative work less abruptly and with a higher chance to succeed.

(3) Third Space Common to the third space theory is disrupting binary ways of understanding gender in sport through introducing a third possibility, introduced by cultural and postcolonial theorists like Homi Bhabha (Bhabha 1994). In the third space, dealing with the contradictory logic mentioned earlier is possible without transcending or repressing that contradiction. New knowledge and cultural expressions emerge within the third space, which cannot be traced back to the first or second space but are the unique product of (cultural) hybridity (Forgasz et al. 2018). The dual focus can create both discomforts and possibilities, and therefore, Bhabha's conceptualization of the third space offers a valuable way to deal with the tensions surrounding the gender debate in sports. Third spaces can be understood and used in a conceptual as well as in a practical manner. Conceptually, the third space can encourage interdisciplinary collaborations and innovative approaches to gender management in sports. Through authentic dialogue between policymakers, sports organizations, academics, and intersex/DSD, transgender, and (non-)binary athletes, a space can be created to exchange ideas, explore new perspectives, and develop innovative solutions to gender management in sports. In parallel, it would be reasonable to imagine a sporting world where the sport is considered a social institution separated from those seeking to benefit from its externalities. The gender debate is often linked to externalities, whereas sport is not performed to make money or other externalities. It has a meaning of its own that is the basis for it being performed (Gammelsaeter 2021). Practically, binary and non-binary athletes could use third space to imagine how an inclusive sport or sporting event could look in terms of designing the physical and social spaces to be welcoming and accommodating to diverse populations. This would perhaps take the discussions beyond athlete performance to include ideas on personal growth and development, fostering social interactions, and creating a sense of community.

References

- Bahro, Berno. Ein schweres Schicksal: Dora Ratjen. In: Berlin '36. Eds. Bahro, Berno, and Jutta Braun. Berlin: vbb Verlag für Berlin-Brandenburg, 2009, 63–98.
- Bhabha, Homi K. *The Location of Culture*. London: Routledge, 1994.
- Bermon, Stephane, and Pierre-Yves Garnier. »Serum androgen levels and their relation to performance in track and field: mass spectrometry results from 2127 observations in male and female elite athletes.« *British Journal of Sports Medicine* 51, 17 (2017), 1309–1314.
- Blithe, Sarah, and Jenna Hanchey. »The Discursive Emergence of Gendered Physiological Discrimination in Sex Verification Testing«. *Women's Studies in Communication* 38, 4, (2015), 486–506.
- Butler, Judith. *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of Sex*. London: Routledge, 1993
- Camporesi, Silvia, and Mike McNamee. *Bioethics, Genetics and Sport*. Routledge, 2018.
- Coalter, Fred. »Sport and Social Inclusion: Evidence-based Policy and Practice.« *Social Inclusion* 5, 2 (2017), 141–149.
- Cooky, Cheryl, Ranissa Dycus, and Shari L. Dworkin. »»What makes a woman a woman?« Versus »Our first lady of sport« a comparative analysis of the United States and the South African media coverage of Caster Semenya.« *Journal of Sport and Social Issues* 37, 1 (2013), 31–56.
- Devine, Cathy. »Female Olympians Voices: Female Sports Categories and International Olympic Committee Transgender guidelines. *International Review for the Sociology of Sport* 57, 3, 335–361.
- De Vries, Jennifer Anne, and Marieke Van Den Brink. »Transformative gender interventions: Linking theory and practice using the »bifocal approach.« *Equality, Diversity and Inclusion: An International Journal* 35, 7/8 (2016), 429–448.
- Ely, Robin J., and Debra E. Meyerson. »Theories of gender in organizations: A new approach to organizational analysis and change.« *Research in Organizational Behavior* 22 (2000), 103–151.
- Erikainen, Sonja. Hybrids, Hermaphrodites, and Sex Metamorphoses: Gendered Anxieties and Sex Testing in Elite Sport, 1937–1968. In: *Gender panic, gender policy*. Eds. Demos, Vasilikie, and Marcia Texler Segal. Bingley: Emerald Publishing, 2017, 155–174.

- Fletcher, Joyce K. *Disappearing acts: Gender, power, and relational practice at work*. Mit Press, 2001.
- Forgasz, Rachel, Deborah Heck, Judy Williams, Angelina Ambrosetti, and Linda-Dianne Willis. »Theorising the third space of professional experience partnerships«. *Educating future teachers: Innovative perspectives in professional experience* (2018), 33–47.
- Gammelsæter, Hallgeir. »Sport is not industry: Bringing sport back to sport management.« *European Sport Management Quarterly* 21. 2 (2021), 257–279.
- Gardiner, Simon, Jim Parry, and Simon Robinson. »Integrity and the corruption debate in sport: Where is the integrity?« *European Sport Management Quarterly* 17. 1 (2017), 6–23.
- Garfinkel, Harold. *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall, 1967.
- Harper, Joanna, Maria-José Martínez-Patino, Fabio Pigozzi, and Yannis Pitsiladis. »Implications of a Third Gender for Elite Sports.« *Current Sports Medicine Reports* 17, 2 (2018), 42–44.
- Heggie, Vanessa. »Testing Sex and Gender in Sports: Reinventing, Reimagining and Reconstructing Histories«. *Endeavour* 34, 4 (2010), 157–163.
- Henne, Kathryn. »The Science of Fair Play in Sport: Gender and the Politics of Testing«. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 39, 3 (2014), 787–812.
- Holm, Marie-Louise. *Fleshing out the self: Reimagining intersexed and trans embodied lives through (auto) biographical accounts of the past*. Linköping: University Electronic Press, 2017.
- Kihl, Lisa. A. *Corruption in sport: Causes, consequences, and reform*. Routledge, 2018.
- Knoppers, Annelies. *The Gendering of leadership in sport organisations: Post-structural perspectives*. In *Handbook of Theory in Sport Management*. Eds. Cunningham, George B., Janet S. Fink, and Alison Doherty. New York: Routledge, 2015.
- Knox, Taryn, Lynley Anderson, and Alison Heather. »Transwomen in elite sport: scientific and ethical considerations.« *Journal of Medical Ethics* 45, 6 (2019), 395–403.
- Krämer, Dennis. *Intersexualität im Sport – Mediale und medizinische Körperpolitiken*. Bielefeld: transcript, 2020.

- Krämer, Dennis. Queer Studies. In: Handbuch Körpersoziologie 1. Eds. Gugutzer, Robert, Gabriele Klein, and Michael Meuser. Wiesbaden: Springer, 2022, 395–409.
- Krämer, Dennis. »Time to Abolish Gender Boundaries in Elite Sports? A plea for Structural Reflection.« *Sport und Gesellschaft [Sport and Society]*, 20, 2 (2023), 195–206.
- Linghede, Eva. »The promise of glitching bodies in sport: a posthumanist exploration of an intersex phenomenon.« *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health*, 10, 5 (2018), 570–584.
- Martínez-Patino, María-José, Eric Vilain, and Nereida Bueno-Guerra. »The unfinished race: 30 years of gender verification in sport«. *The Lancet* 388 (2016), 541–543.
- Movement Advancement Project (MAP). »USA: Identity Document Laws and Policies.« https://www.lgbtmap.org/equality-maps/identity_documents/birth_certificate 7 Aug. 2023.
- Newman, Joshua I. »Sport without management.« *Journal of Sport Management* 28. 6 (2014), 603–615.
- Numerato, Dino, and Simone Baglioni. »The dark side of social capital: An ethnography of sport governance.« *International Review for the Sociology of Sport* 47. 5 (2012), 594–611.
- Orgeret, Kristin Skare. »The unexpected body: From Sara Baartman to Caster Semenya.« *Journal of African Media Studies* 8, 3 (2016), 281–294.
- Patel, Seema. »Gaps in the protection of athletes gender rights in sport—a regulatory riddle.« *The International Sports Law Journal* 21. 4 (2021), 257–275.
- Pieper, Lindsay Parks. *Sex testing. Gender Policing in Women's Sports*. Urbana: University of Illinois Press, 2016.
- Prader, Andrea. *Die Intersexualität*. Zürich: Springer, 1957.
- Reid, Graeme, and Minky Worden. »Caster Semenya Won Her Case, But Not the Right to Compete Court Ruling Is a Human Rights Victory«. <https://www.hrw.org/news/2023/07/18/caster-semenya-won-her-case-not-right-compete> 2 Aug. 2023.
- Rubinstein, William D., and Patrick von Maravic. *Max Weber, Bureaucracy, and Corruption*. B. Budrich, 2010.
- Shaw, Sally, and Wendy Frisby. »Can gender equity be more equitable?: Promoting an alternative frame for sport management research, education, and practice.« *Journal of Sport Management* 20. 4 (2006), 483–509.
- Souvenir, Gema, Cleo Schyvinck, Lisa. A. Kihl, Wim Hardyns, An Vermeersch, and Annick Willem. »Fraud vulnerabilities in sport federations: The role of

- culture, leadership, and control.« *European Sport Management Quarterly* (2023), 1–24.
- Spicer, André, Mats Alvesson, and Dan Kärreman. »Critical performativity: The unfinished business of critical management studies.« *Human Relations* 62. 4 (2009). 537–560.
- Van Reeth, Daam, and Daniel Joseph Larson. *The Economics of Professional Road Cycling*. Springer, 2016.
- Wagg, Stephen; and David Andrews. *East Plays West. Sport and the Cold War*. London, New York: Routledge, 2017.
- Wonkam, Ambroise, Karen Fieggen, and Raj Ramesar. »Beyond the Caster Semenya controversy: The case of the use of genetics for gender testing in sport.« *Journal of Genetic Counseling* 19 (2010). 545–548.
- World Athletics. »Eligibility Regulations for DSD.« <https://bit.ly/43PLDCs> 2 Aug. 2023.

Autor*innenverzeichnis

Fangerau, Heiner, Studium der Medizin (und Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften) in Bochum von 1993 bis 1999, Promotion an der Ruhruniversität Bochum mit einer Arbeit zur Geschichte der Eugenik im Jahr 2000, Wissenschaftlicher Assistent in Göttingen und Düsseldorf, Professuren in Ulm, Köln und seit 2016 in Düsseldorf. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Biomedizinischen Modells, Ethik und Geschichte der Psychiatrie und Neurologie, Medizingeschichte der Kindheit. Letzte Veröffentlichungen u.a.: Martin, M./Fangerau H.: Evidenzen der Bilder. Visualisierungsstrategien in der medizinischen Diagnostik um 1900, Stuttgart 2020; Fangerau, H./Labisch, A.: Pest und Corona. Pandemien in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Freiburg 2020; Löffelbein, N./Fangerau, H.: Blitze, Funken, Sensationen. Sinnüberschuss und Sinnreduktion elektrischer Heilapparate in Deutschland 1750–1930, Stuttgart 2023.

Hartmann, Kris Vera, Studium der Soziologie in Frankfurt am Main von 2002 bis 2007, 2019 Promotion an der Universität Göttingen mit einer Arbeit über die Dispositivgeschichte der hormonellen Kontrazeption, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg. Forschungsschwerpunkt: Interdisziplinäre Wissenschafts- und Technikforschung. Letzte Veröffentlichungen u.a.: Hartmann, K. V./Primc, N./Rubeis, G.: Lost in translation? Conceptions of privacy and independence in the technical development of AI-based AAL., in: *Medicine, Healthcare and Philosophy* (2022); Faissner, M./Hartmann, K. V./Marcinski-Michel, I. et al.: Feministische Perspektiven in der deutschsprachigen Medizinethik: eine Bestandsaufnahme und drei Thesen, in: *Ethik in der Medizin* (2022).

Heiberger, Lisa, Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Tübingen von 2013 bis 2020, 2020 Staatsexamen. Tätigkeiten im Museums- und Archivwesen, u.a. im Projekt »Queer durch Tübingen« im Stadtarchiv Tübingen. Forschungsschwerpunkte: Queer History, insbesondere lesbische, bisexuelle und trans* Identitäten. Letzte Veröffentlichungen: So »blieb mir nur der Weg des Inserats« – die Bedeutung von Kontaktanzeigen in »Die Freundin« für queere Menschen im deutschen Südwesten, in: *LSBTTIQ in Baden und Württemberg*, online via: <https://www.lsbttiq-bw.de> (2020); Hans Mayer. »Eine zweite Heimkehr in die Fremde«, in: Blattner, E./Ratzburg, W./Rauch, U. (Hg.): *Queer durch Tübingen. Geschichten vom Leben, Lieben und Kämpfen*, Tübingen 2021.

Kämpf, Katrin M., Studium der Kulturwissenschaft und Gender Studies in Berlin, Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer Arbeit über Pädophiliediskurse. Wissenschaftliche Mitarbeiter_in für Queer Studies und feministische Science & Technology Studies an der Kunsthochschule für Medien Köln. Forschungsschwerpunkte: Sexualitätsgeschichte, feminist STS, Queer Theory. Letzte Veröffentlichungen u.a.: *Pädophilie. Eine Diskursgeschichte*. Bielefeld 2022; (Hg. mit Fitsch, H.) *Subjektivierungsweisen des Digitalen. Feministische Studien 40/2* (2022).

Köhne, Julia B., Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte an der Universität zu Köln sowie der Kulturwissenschaft/Ästhetik, Neueren deutschen Literatur und Philosophie an der Freien Universität Berlin und an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2009 ebenda Promotion mit der Arbeit »Kriegshysterie. Strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens, 1914–1920« (Husum 2009). 2012/13 Zweifach-Habilitation an der Universität Wien mit der Schrift »Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 und seine filmischen Adaptionen« (Wien u.a. 2014). Nach diversen Gastprofessuren seit 2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humboldt-Universität. Forschungsschwerpunkte: Kulturgeschichte und Kulturwissenschaft; Film- und Medienwissenschaft, Visual Culture; Wissens-, Medien- und Populärkulturen des 19. bis 21. Jahrhunderts; Mediengeschichte der Militärpsychiatrie 1900–1920; Geschichte der Geisteswissenschaften um 1900 (historische Geniologie); Psychotraumatologie und Filmforschung; Kritische Exzellenzforschung; Körperpolitik und Geschlechterforschung. Letzte Buchveröffentlichungen u.a.: (Hg. mit Leese, P./Crouthamel, J.) *Languages of Trauma: History, Media, and Memory*. Toronto u.a. 2021; (Hg. mit Ventarola,

B.) Weibliche Genieentwürfe. Eine alternative Geschichte des schöpferischen Subjekts, Würzburg 2022; (Hg. mit Hamburger, A.) Trauma und Film. Trauma – Kultur – Gesellschaft 1/4 (2023).

Krämer, Dennis, Studium der Soziologie in Münster und Promotion in Hamburg mit der monographischen Dissertation »Intersexualität im Sport – Eine Diskursanalyse über die mediale und medizinische Verhandlung des intersexuellen Körpers«. Aktuell wissenschaftlicher Mitarbeiter und Forschungsreferent an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Münster. Forschungsschwerpunkte: Gesellschaft und Geschlecht, Technologien in Krisensituationen. Letzte Veröffentlichungen u.a.: Time to Abolish Gender Boundaries in Elite Sports? A plea for structural reflection, in: Sport und Gesellschaft 20/2 (2023); Binäristische Bewertungen: Die Kategorisierung nichtbinärer Körper im Rahmen der Geschlechtstests im Sport, in: Schmidt, R./Weigelin, M./Kempf, D. (Hg.): Leistungsvergleiche und evaluative Praktiken. Sport als instruktiver Fall für eine Soziologie der Bewertung (im Erscheinen).

Kühl, Richard, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Neueren deutschen Philologie und Politikwissenschaft in Düsseldorf. Promotionen in Medizingeschichte an der RWTH Aachen 2010 sowie in (Neuerer) Geschichte in Düsseldorf 2019. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Universität Düsseldorf seit 2021; seit 2012 Lehrbeauftragter am Seminar für Zeitgeschichte der Universität Tübingen. Forschungsschwerpunkte: Medizin und Moderne, Queere Wissenschaftsgeschichte; Zeitgeschichte der Sexualforschung. Letzte Veröffentlichungen u.a.: Noble Nominierungen? Ferdinand Sauerbruch und das Projekt Nobelpreis nach dem Ersten Weltkrieg, in: Hansson, N./Angetter-Pfeiffer, D. (Hg.): Laureaten und Verlierer, Göttingen 2021; Der Große Krieg der Triebe. Die deutsche Sexualwissenschaft und der Erste Weltkrieg, Bielefeld 2022; Feuer und Blut. Zur Politisierung des Triebbegriffs nach 1918, in: Luzifer-Amor 36/72 (2023).

Kunz, Steff, Studium der Kulturwissenschaften in Frankfurt (Oder) und Genderstudies in Berlin von 2007–2017, wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin der Universität Heidelberg. Forschungsschwerpunkte: Gedenken und Erinnerungskultur, Stigma »Asozial« im Nationalsozialismus und Kontinuitäten, Psychatriegeschichte im 20. Jahrhundert, Geschlechtergeschichte. Letzte Veröffentlichungen u.a.:

»Wenn nun alle Frauen so denken würden...« Der schmale Grad zwischen ›alter Jungfer‹ und ›Nymphomanie‹ – Teil I. « <https://lesbenwelt.hypotheses.org/140>. (2021); Kunz, S. et al. »[S]ie nennen sich Bubi und Mädi, lachen, treiben allerhand Alotria«. Lesbische* Lebenswelten im deutschen Südwesten, in: *Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten* 24 (2023); Nolte, K./Kunz, S.: *Psychiatrische Kliniken*, in: Rottmann, A. et al: *Handbuch Queere Zeitgeschichten I: Räume*, Bielefeld 2023.

Lange, Britta, 1994–2000 Studium der Kunstgeschichte, Theater-, Film- und Medienwissenschaft sowie Kulturwissenschaft an der Universität zu Köln und der Humboldt-Universität zu Berlin. 2005 Promotion in Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin mit der Arbeit »Echt – Unecht – Lebensecht. Menschenbilder im Umlauf« (Kadmos Kulturverlag, Berlin 2006); 2012 Habilitation für das Fach Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 2014 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsschwerpunkte: Kulturgeschichte und Kulturtheorien des 18. bis 21. Jahrhunderts; Konzepte materieller Kulturen, des Sammelns und Ausstellens; Wissensgeschichte früher Foto-, Film- und Tondokumente; Kulturtechniken; Koloniale und postkoloniale Konstellationen, Postcolonial Studies. Letzte Buchveröffentlichung: *Captured Voices. Sound Recordings of Prisoners of War from the Sound Archive 1915–1918*, translated by Rubaica Jaliwala, e-book, Berlin 2022, with sound recordings.

Link, Daniela, Studium der Germanistik und Geschichte in Düsseldorf von 2009 bis 2015 an der Heinrich-Heine-Universität. 2022 Promotion an der Heinrich-Heine-Universität mit einer Arbeit über Hermann Brochs Nachlassroman »Die Verzauberung«. Mitarbeiterin am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Forschungsschwerpunkte: Autismusrepräsentationen, Disability Studies, Medical Humanities, Prize Studies. Letzte Veröffentlichung: Hermann Brochs »Die Verzauberung«. Ein Romanprojekt zwischen Mythos und Krise, Bielefeld 2023.

Löffelbein, Nils, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Osteuropäischen Geschichte und Medienwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf von 2001 bis 2007, Promotion in Düsseldorf im Jahr 2011 mit einer Arbeit zur nationalsozialistischen Kriegsofferpolitik,

Wissenschaftlicher Assistent in Düsseldorf und Frankfurt am Main, seit 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin in Düsseldorf. Forschungsschwerpunkte: Psychatriegeschichte und Geschichte der Behindertenhilfe nach 1945, Materielle Kulturforschung, Kriegsopferforschung. Letzte Veröffentlichungen u.a.: Beyer, C./Borck, C./Kühne, N./Lingelbach, G./Löffelbein, N.: Wissenschaftliche Untersuchung zu Formen von Leid und Unrecht von Kindern und Jugendlichen bei der Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in schleswig-holsteinischen Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Kinder- und Jugendpsychiatrie in den Jahren 1949 bis 1990, Lübeck 2022; Löffelbein, N./Fangerau, H.: Blitze, Funken, Sensationen. Sinnüberschuss und Sinnreduktion elektrischer Heilapparate in Deutschland 1750–1930, Stuttgart 2023.

Michaelis, Anna, Studium der Geschichte, Soziologie und Jüdischen Studien in Düsseldorf von 2002 bis 2011, 2019 Promotion an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf mit einer Arbeit über Zukunftsstrukturen und -bearbeitungen im jüdischen Bürgertum um 1900, aktuell wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Institut der Universität Duisburg-Essen mit einem Habilitationsprojekt zur transnationalen Geschichte der Wellness seit den 1970er Jahren. Forschungsschwerpunkte: Körper- und Gesundheitsgeschichte, jüdische Geschichte, Geschichte der Sexualität, Geschlechtergeschichte. Letzte Veröffentlichungen u.a.: Martin Buber als Lektor und Herausgeber nach 1900. Von der Welt zur Gesellschaft, in: Breitenbach, H./Waßmer, J. (Hg.): Martin Buber und die Literatur, Bodenburg 2022; Wellness – a word you don't hear everyday? Wellness, Gesundheitskonzepte und Gesundheitspolitik von den 1970er bis zu den 2000er Jahren, in: Seegers, L./Frese, M./Thießen, M. (Hg.): Kurorte in der Region. Gesellschaftliche Praxis, kulturelle Repräsentationen und Gesundheitskonzepte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert (erscheint im Frühjahr 2024).

Schvinck, Cleo, Studium der Sportwissenschaften 2002–2006, Promotion 2021 an der Universität Gent mit einer Arbeit über Corporate Social Responsibility in Elite Sport, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sportwissenschaften der Universität Gent und Gastforscherin am Institut für Sportwissenschaften der Georg-August Universität Göttingen. Forschungsschwerpunkte: Social Responsibility and Integrity in Sport. Letzte Veröffentlichungen u.a.: Schvinck, C./Babiak, K./Constandt, B./Willem, A.: What does entrepreneurship add to the understanding of corporate social

responsibility management in: sport? *Journal of Sport Management* 35 (2021); Souvenir, G./ Schyvinck, C./Kihl, L. A./Hardyns, W./Vermeersch, A./Willem, A.: Fraud vulnerabilities in sport federations: the role of culture, leadership, and control, in: *European Sport Management Quarterly* (2023).

Stoff, Heiko, Studium der Geschichte und Germanistik in Hamburg von 1986 bis 1996, 2002 Promotion an der Universität Hamburg mit einer Arbeit zur modernen Geschichte der Verjüngung, 2011 Habilitation mit einer Schrift zur Wissenschaftsgeschichte der Wirkstoffe (Hormone, Vitamine, Enzyme). Leiter der Arbeitsgruppe zur Zeit- und Wissenschaftsgeschichte der Medizin am Institut für Ethik, Geschichte und Philosophie der Medizin der Medizinischen Hochschule Hannover. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Körper, Sexualitäten und Institutionen. Letzte Veröffentlichungen u.a.: *Die Komamethode: Willensfreiheit, Selbstverantwortung und der Anfang vom Ende der Roten Armee Fraktion im Winter 1984/85*. Berlin 2020; *Endokrine Psychosomatik oder der Versuch, Hormon- und Psychotherapie zu verbinden*, in: Geisthövel, A./Hitzer, B. (Hg.): *Auf der Suche nach einer anderen Medizin. Psychosomatik im 20. Jahrhundert*. Berlin 2019; »Vom Wirken zum Stoff zum Wirken. Zur Begriffsgeschichte aktiver Agentien im 20. Jahrhundert«, in: Haumann, S. et al.: *Perspektiven auf Stoffgeschichte: Materialität, Praktiken, Wissen*, Bielefeld 2023; *Die endokrine Formel. Psychoanalyse und Sexualhormonforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, in: *Luzifer-Amor* 36/72 (2023).

Wegner, Antonia, Studium der Geschichtswissenschaft und Empirischen Kulturwissenschaft am der Universität Tübingen von 2014 bis 2022, Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin an der Professur für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte der Universität Freiburg/Breisgau. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der USA seit 1970, Ideengeschichte der jüngsten Zeit, Geschichte der Neuen Frauenbewegung.

Personenregister

A

Abderhalden, Emil 219
Abraham, Felix 186, 220
Abzug, Bella 35
Adelt, Hedwig Maria Mina Duc,
 Aimée
Aiwanger, Hubert 337
Altmann, Ludwig 226
Amonesta, August 212, 223
Anton, Karl 123
Ardell, Donald B. 318f.

D

d'Arsonval, Jacques-Arsène 237

A

Asperger, Hans 301f.
Austen, Jane 306

B

Baader, Meike S. 330
Banda, Barbra 349
Barker-Benfield, Ben 67
Baron-Cohen, Simon 302
Bauer, Bernhard A. 202, 211, 216,
 224–227, 229
Bauman, Zygmunt 75

Baumeister, Martin 86, 88, 93, 127
Baumheimer, Anja 308
Bell, Daniel 32
Bennett, Judith M. 263
Bernard, Jessie 32f.
Bettauer, Hugo 207
Bettelheim, Bruno 302
Bhabba, Homi 361
Bien, Ernst 226f.
Birken, Lawrence 60ff., 66
Bleuler, Eugen 301
Bloch, Iwan 90, 209
Braun, Otto 189
Brettschneider, Rudolf 225
Buschan, Georg 224, 228
Buschmann, Marco 340
Butler, Judith 11, 20, 32, 43, 75, 359

C

Calverton, Victor Francis 70ff.
Chafetz, Jane 32
Conroy, John 249
Crouthamel, Jason 87, 96f.

D

Dalio, Marcel 113
Dammann, Martin 88

Dannecker, Martin 333
 Deleuze, Gilles 61
 Demirović, Alex 334f., 338, 340
 de Silva, Adrian 14–17
 Dittrich, Samson 175
 Duberman, Luci 30
 Duc, Aimée 64
 Dunn, Halbert L. 318, 321
 Durand-Wever, Anne-Marie 286

E

Ellis, Havelock 71
 Emcke, Carolin 134, 167
 Engels, Friedrich 30, 38
 Erhardt, Anke 26
 Evans, Jennifer 264
 Everth, Erich 98f.
 Ewald, Paul 247

F

Fausto-Sterling, Anne 40
 Foucault, Michel 39, 65, 76, 140, 331
 Ford, Gerald 319
 Freeman-Lofitis, Sonya 305
 Fresnay, Pierre 113
 Freud, Sigmund 30, 38, 64, 70f., 139,
 201f., 289
 Friedan, Betty 30
 Frieder 189
 Friedrichs, Jan-Henrik 333
 Frisby, Wandy 359
 Frischauer, Eduard 226f.
 Fritzsche, Bettina 135
 Frith, Uta 303
 Fürbringer, Paul 212, 224f., 228

G

Gabin, Jean 113

Gagnier, Regenia 61, 76
 Gammelsaeter, Hallgeir 351
 Gardiner, Simon 351
 Gaspar, Andreas 107
 Gibson, James J. 249
 Giddens, Anthony 75
 Giese, Karl 118
 Gilbert, Robert 307
 Goffman, Erving 92
 Gossen, Hermann Heinrich 61
 Gramsci, Antonio 60
 Groß, August 224
 Grossmann, Atina 66
 Gruber, Bettina 339
 Gugitz, Gustav 211, 214, 225

H

Haas, Robert 208
 Hacker, Hanna 269
 Hahn, Hans Peter 236
 Haemmerling, Konrad Moreck, Curt
 Haire, Norman 211
 Hall, Stuart 334
 Hampson, Joan 25
 Hampson, John 25
 Hartwich, Alexander 211, 216, 223,
 226f.
 Heller, Günther Hunold, Günter
 Heller, Julius 224, 228
 Helling, Helene 186
 Hennessy, Rosemary 75
 Herrn, Rainer 89, 91, 99, 197
 Herzog, Dagmar 166, 333
 Hirsch, Max 213f.
 Hirschfeld, Magnus 12–15, 65f., 68,
 90ff., 107, 138, 141, 152,
 173–192, 197f., 202, 204ff.,
 210, 215, 220

Hodann, Max 179f., 185
 Hoffman, Dustin 229, 305
 Homburg, Martin 192
 Houellebecq, Michel 77
 Huber, Martin 337
 Hunold, Günter 200
 Hunt, Alan 335
 Hynie, Josef 215

I

Illouz, Eva 75
 Irigaray, Luce 39

J

Jaspers, Karl 62
 Jelavich, Peter 221
 Jongen, Marc 339
 Junker, Peter 337

K

Kahn, Fritz 62
 Kanner, Leo 301f.
 Karsch-Haack, Ferdinand 146
 Katter, Gerd 11, 14, 173–194
 Katter, Max 174
 Kaus, Gina 211
 Kautsky, Karl (jun.) 213
 Kennedy, John F. 23
 Kessler, Suzanne 40f.
 Killmer, Elsbeth 143
 Kind, Alfred 209ff., 229
 Klima, Anton 216, 224f.
 Knoppers, Annelies 359
 Koblitz, Katja 142
 Koch-Weser, Erich 181
 Kohn, Alfred 67
 Kolle, Oswald 290
 Kollontai, Alexandra 72

Komarovsky, Mirra 30
 Kositzka, Ellen 339
 Koubkova, Zdenka 352
 Kraepelin, Emil 73
 Krafft-Ebing, Richard von 64f., 70f.,
 212, 268f., 331f.
 Kraus, Karl 209
 Krauss, Friedrich S. 209
 Kretz, Adolf 224f.
 Kristeva, Julia 39
 Kristol, Irving 32

L

Lacan, Jacques 38
 Larsson, Stig 310
 Laschitz, Emmerich 109, 111f.
 Lenin, Wladimir Iljitsch 72
 Lévi-Strauss, Claude 38
 Levy-Lenz, Ludwig 182ff., 229
 Lichtmesz/Semlitsch, Martin 339
 Lieberman, Hallie 245
 Liepmann, Wilhelm 212, 224f., 228
 Lindsey, Ben B. 71
 Link, Jürgen 68
 Lipmann, Otto 97
 Loewe, Frederick 307
 Lorey, Isabell 334f.

M

Malthus, Robert Thomas 283
 Marcuse, Herbert 63, 66, 76, 293
 Marcuse, Max 213
 Marhoefer, Laurie 258f., 264f., 275f.
 Marschik, Matthias 198
 Martínez-Patiño, Maria 349
 Marx, Karl 38
 MacKinnon, Catharine 43, 45
 McEwen, Britta 207

McKenna, Wendy 40f.
 Mead, Margaret 30
 Mehlmann, Sabine 124
 Micheler, Stefan 145, 164f.
 Millett, Kate 30ff., 39
 Mittermaier, Wolfgang 212
 Möbius, Paul Julius 268
 Money, John 25ff., 28ff., 41f.
 Moreck, Curt 223
 Muck, Rudolf 224f., 228
 Müller, Renate 123
 Murray, Stuart 300, 305

N

Näcke, Paul 65
 Negesa, Annet 349
 Nehru, Jawaharlal 191
 Neumann, Luise 220
 Neurath, Otto 215
 Niemann, Walther 181
 Nießen, Carl 87
 Nixon, Richard 319
 Nolte, Karen 237
 Nomis, Anne O 250
 Nordmann, Otto 173, 184

O

Oakley, Ann 28, 30
 O'Connor, Sandra Day 36
 Oelze, Walter 224, 228
 Offenbach, Jacques 116
 Oldenbourg, Friedrich 221

P

Parlaghy, Viktor 216
 Parsons, Talcott 30
 Patka, Marcus G. 198
 Paul VI. 284

Paus, Lisa 340
 Plaut, Paul 97f., 100ff., 107
 Plaza, Monique 40
 Plötz, Kirsten 262
 Pörzgen, Hermann 85, 87, 107–111,
 125
 Prader, Andrea 355
 Preciado, Paul B. 76

R

Rabinbach, Anson 62
 Radszuweit, Friedrich 142f., 179
 Ratjen, Dora 352
 Rau, Hans 209
 Reagan, Ronald 35f., 45
 Reich, Wilhelm 60, 71f., 74, 77, 213,
 289
 Reiche, Reimut 293
 Reiter, Dieter 330, 337
 Reitzenstein, Ferdinand 210
 Renoir, Jean 113f., 115
 Reuther, Hermann 211, 215f., 224, 228
 Rice, Donnie 250
 Ritter, Kim 135, 138
 Rohleder, Hermann 224f., 228
 Röhm, Ernst 145
 Röser, Artur 183
 Rossfeld, Roman 62
 Rubin, Gayle 20, 30, 38f.
 Ruprecht, Wilhelm 221
 Ryan, Regina S. 317–327

S

Sauerbruch, Ferdinand 182
 Schader, Heike 143, 155, 159, 162
 Scheuer, Oskar F. 202, 211f., 215f.,
 223–228

Schidrowitz, Leo 198f., 202, 204f.,
 207, 211f., 214, 216,
 222–227
 Schindler, Willy 209, 211
 Schlafly, Phyllis 24
 Schmersahl, Katrin 258, 268
 Schmidt, Gunter 137
 Schoppmann, Claudia 258, 261
 Schulhof, Fritz 226f.
 Schünzel, Reinhold 122
 Schusdek, Carl 206
 Selye, Hans 321
 Semenya, Caster 349, 358
 Shaw, Bernard 306, 308
 Shaw, Julia 134, 137
 Shaw, Sally 359
 Sigusch, Volkmar 9, 13f., 134, 141, 210,
 252, 293
 Simone, Rudy 304
 Spitaler, Georg 198
 Spivak, Gayatri Chakravorty 44
 Steinach, Eugen 67f., 71, 201f.
 Stekel, Wilhelm 213
 Stern, William 97
 Stoller, Robert 27, 29f., 41
 Straßmann, Georg 224, 228
 Sträußler, Ernst 211f., 216, 224f., 227f.
 Strewe, Bernhard 180
 Strick, Simon 335f.
 Stroheim, Erich von 113

Swoboda, Hermann 224, 228

T

Teichl, Robert 215
 Tesla, Nicola 237
 Thimig, Hermann 123
 Thomas, Lia 358
 Toepfer, Karl 201, 217
 Travis, John W. 317–327
 Trotzke, Ilse 264f.

U

Ulrichs, Karl Heinrich 140

V

Visser, Judith 313

W

Wagner, Helmut 71f., 76f.
 Walsh, Stella 352
 Weber, Aenne 143
 Weinschenk, Claudia 258, 267
 Welzer, Harald 88
 Westphal, Carl 89, 268
 Wittig, Monique 39
 Wonkam, Ambroise 358
 Wright, Joe 306
 Wüllner, Ludwig 192

Z

Zingerle, Josef 224

